

A close-up photograph of a person's face and upper torso. The person has a white, curly fake mustache drawn on their upper lip. They are wearing a black t-shirt with a white checklist printed on it. The checklist has three items: 'MALE' with an empty square box, 'FEMALE' with an empty square box, and 'FUCK OFF!' with a checked square box. The background is a textured, light-colored wall.

MALE
 FEMALE
 FUCK OFF!

Schwerpunkt: Sex & Gender Seite 24 bis 53

Auswirkungen der neoliberalen Umstrukturierung

der Hochschule auf die Form der Wissenschaft Seite 54

Die Hochschulen im Kriegseinsatz Seite 58

Twilight-Battle (pro & contra) Seite 71 & Seite 70

Ausgabe Dezember 2010 • kostenlos

AStA-Zeitung der Johann Wolfgang Goethe Universität Frankfurt am Main

AStA



Vorwort

Liebe Studierende,
es ist mal wieder soweit. Ihr haltet nun eure – vielleicht sogar erste – neue Ausgabe der AStA-Zeitung in Händen. Was euch erwartet? Die übliche -hoffentlich spannende – Mischung, aus Hochschulpolitischem, kulturelle und politische Artikel und alles was Studierende sonst noch interessieren könnte.

Der Themenschwerpunkt dieser Ausgabe lässt sich vielleicht am ehesten unter »Sex&Gender« subsumieren, eine Debatte, die in den letzten Monaten auch in den Medien geführt wurde und die obwohl sie sehr abstrakt klingen mag, doch immer in irgendeiner Hinsicht jede_n von uns betrifft. Die Schwerpunkte der einzelnen Artikel sind als solche so breit gefächert, dass von der/dem Rechtsphilosoph_in bis zur/zum Sexualforscher_in für jede_n etwas dabei ist.

Wir hoffen ihr habt genauso viel Spaß beim Lesen der Artikel wie wir bei der redaktionellen Arbeit hatten und freuen uns dementsprechend auch auf euer Feedback, das ihr jederzeit an zeitung@asta.uni-frankfurt.de schreiben könnt.

Außerdem sei an dieser Stelle noch einmal darauf hingewiesen, dass das eure Zeitung ist. D.h. – wenn es auch pathetisch klingen mag – sie steht und fällt mit eurer Beteiligung. Solltet ihr also Artikel haben die ihr spannend findet, uns beim Schreiben unterstützen wollen, tolle Bilder etc. auf Lager haben, dann meldet euch einfach.

**Viele Grüße,
Sandra und Sarah**

Impressum

Mitgliederzeitung der verfassten Studierendenschaft der Goethe Universität Frankfurt am Main.

Herausgeberin:
AStA der Johann Wolfgang Goethe Universität Frankfurt am Main

V.i.S.d.P.: AStA-Vorstand (Jonas Erkel, Willy Carlos Witthaut)

Anschrift:
Mertonstraße 26-28, 60325 Frankfurt am Main
info@asta.uni-frankfurt.de • www.asta.uni-frankfurt.de

Redaktion: Sandra Stelzenmüller, Sarah Tolba, Michael Grundmann
Gestaltung: Jörg Schmidt • mail@joerg-schmidt.net
Titelfoto: Terrorkind © photocase.com
Druck: Bechtle Verlag & Druck • www.diezeitungsdrucker.de
Auflage: 40.000
Jahrgang: 2010

Der Inhalt der Artikel spiegelt nicht zwangsläufig die Meinung des AStA-Vorstandes oder der Zeitungsredaktion wieder. Viermal im Jahr bekommen alle Studierenden der Goethe Universität die Frankfurter AStA-Zeitung zugeschickt.

E-Mail: zeitung@asta.uni-frankfurt.de

Inhaltsverzeichnis

Studentische Belange

- Nachwürzen bei Bologna 4
- Sehr geehrte Frau Schavan – nur reden hilft nicht! 5
- Die Casino-Kommission 6
- Ein Wald mit vielen Wegen 7
- Das südliche Mainufer lebt – über den FB16 Medizin 8
- Liebe Philosophiestudierende, 9
- Das neue RMV-AStA-Semesterticket ist da 10
- Initiative Vegane Mensa – Vegane Verpflegung in Mensen nicht möglich? 11
- Die Uni Frankfurt wird verkauft 12
- Situation im Iran – Bericht eines Studierenden über die politische Situation im Iran 13
- Nationales Stipendienprogramm 14
- Immatrikuliert und dann? 15
- Fünf Ersti-Tipps 16
- Hier und There 17
- Ein Kommentar zur Veranstaltung »Religion an der Universität« 18
- Wir denken oft an die gemeinsamen Zeiten zurück 20
- Das KOMM soll abgerissen werden und der Klinik weichen!!!! 21
- Das neue Studierenden Theater an der Goethe Universität 22
- Graswurzel-Projekt Arbeiterkind gibt Infos zu einem erfolgreichen Studium 22
- Fachschaften 23

Schwerpunkt Sex & Gender

- »Sex & Gender« 24
- Der sympathische Vampir: Visualisierungen von Männlichkeiten in der TV-Serie Buffy 26
- Gleichheit in der neuen Vielfalt: Neuer Streit um Gleichberechtigung 28
- herre frowe! Geschlechtertravestie im Lindenlied Walthers von der Vogelweide 32
- Cornelia Goethe Centrum für Frauenstudien und die Erforschung der Geschlechterverhältnisse 34
- Geschlecht im rechtlichen Korsett. 35
- Neosexualitäten und Neoallianzen 36
- Gleichberechtigung als verfassungsrechtliche Aufgabe 38
- Der Diskurs um (A-)Sexualität 40
- XXY... .. zwischen den Geschlechtern? 42
- Recht und Geschlecht – ein Plädoyer für die Anerkennung von Hermaphroditen 44
- mit butler durch entenhausen schlendern – queering the duck tales 46
- Arier@antisemitismus.de© trifft Jude™
Was Geschlecht mit Antisemitismus zu tun hat* 48
- Homophobie und Sexismus im Fußball 50

Politik

- Auswirkungen der neoliberalen Umstrukturierung der Hochschule auf die Form der Wissenschaft 54
- It's junkie business 56
- Die Hochschulen im Kriegseinsatz – Zur Militarisierung von Geist und Gesellschaft 58
- Masse und Machtgefühl 60
- »No Chance« 62
- Emanzipation durch Recht ?! 64
- Perspektiven aus dem und für das Klapperfeld 66

Kultur

- »Sexistisch!? Mach dich mal locker...!« 68
- Bis(s) zum bitteren Ende 70
- Twilight 71
- Von ArtyChock zu ArtySpaces. Urbaner Kunstchock im Ostend 72
- Buchrezension: »Flickernde Jugend – rauschende Bilder. Netzkultur im Web 2.0 74
- Auszug: »Der entzauberte Präsident – Barack Obama und seine Politik« 75
- Verrückt / Rosa Robotta / Lichtperiode 76
- Gedichte & Sudoku 78

Nachwürzen bei Bologna

Von Jonas Erkel

In den letzten Wochen und Monaten fanden die mehreren Runden der so genannten Bologna-Werkstätten statt. Aufgeteilt in drei »Cluster« wurde mit insgesamt 14 Fachbereichen über eine »Reform des Bologna-Prozesses« diskutiert. Und dann wurde es spannend: im September wurde dann im Senat der Goethe-Uni über die konkreten Empfehlungen gesprochen. Aber der Reihe nach. Zunächst sollte festgehalten werden, dass die Werkstätten durchaus unter studentischer Beteiligung abgehalten wurden und niemand von den Runden ausgeschlossen wurde. Dies sollte eine Selbstverständlichkeit sein, war aber auch in der Vergangenheit nicht immer so. Trotzdem ist eine noch stärkere studentische Beteiligung wünschenswert. Eine Diskussion in größerer Runde, bei der noch mehr Erfahrungen von Studierenden einfließen, kann nur zum Vorteil sein. Auch wenn es da hin und wieder kontrovers wird – gerade auch unter den Studierenden.

Man war sich auch darüber einig, dass es einen mehr oder weniger klaren Rahmen der Diskussion gab. Denn die Rahmenbedingungen, zum Beispiel der Kultusminister_innenkonferenz, lassen nur einen begrenzten Handlungsspielraum zu. Einfach hinzunehmen sind diese Bedingungen aber auch nicht. Schon gar nicht wenn es gute Gründe gibt sie zu ändern. Ein gutes Beispiel hierfür ist die aktuelle Diskussion über eine Beibehaltung der Magisterstudiengänge in den Fachbereichen 08 und 09. Während sich in den Fachbereichen eine deutliche Mehrheit der Studierenden und Lehrenden für den Erhalt ausgesprochen hat, muss es nun Pflicht der gesamten Universität sein sich gemeinsam für die Vielfalt an Studiengängen einzusetzen und sich einer starren und rücksichtslosen Vereinheitlichung entgegenzustellen.

Neben den angesprochen konkreten Diskursen in den Fachbereichen gibt es weiteren Themen, die fachbereichsübergreifend angesprochen werden müssen. Ein Thema ist hierbei die Prüfungs- und Arbeitsbelastung. Die Beschlüssen der KMK ermöglichen den Abschluss eines Moduls mit nunmehr einer Prüfung. Diese Verbesserung sollte schnellstmöglich umgesetzt werden und wurde auch vom Senat so empfohlen. Des Weiteren muss aber auch eine Entzerrung des Prüfungszeitraums in die Wege geleitet werden. Dies betrifft vor allem auch Abgabefristen, die nach hinten an das Ende des Semesters verlegt werden müssen. Umgekehrt darf es natürlich nicht bedeuten Prüfungstermine vorzuziehen und so die Belastung im Semester zu erhöhen. Weitgehend angenommen wurde auch der Vorschlag, nach dem nicht mehr alle Module in die Endnote eingebracht werden müssen. Diese Module müssen folglich »nur« bestanden werden. Ein weiterer wichtiger Punkt war die Studienstruktur im Allgemeinen. Von studentischer Seite wurde vor allem eine Erhöhung der Wahlfreiheit gefordert. Auf allgemeine Zustimmung traf der Vorschlag ein Optionalmodul einzuführen, welches sehr frei den Studierenden die Möglichkeit lässt Veranstaltungen aus anderen Fachbereichen, aber auch Praktika und Engagement in der studentischen Selbstver-

waltung einzubringen. Darüber hinaus sollen einander aufbauende Module vermieden werden, da sie die Freiheit im Studium einschränken. Insgesamt muss ein größeres Maß an Wahlfreiheit geschaffen werden.

Die Freiheit im Studium muss auch auf der Seite der Veranstaltungen genutzt werden. Dabei sind andere Prüfungsformen abseits von Hausarbeiten und Klausuren umzusetzen, aber auch überhaupt andere Veranstaltungsformen müssen etabliert werden. So werden Blockseminare zu wenig angeboten, wie auch Exkursionen oder Forschungsgruppen nur spärlich im Lehrangebot vorkommen. Auch hier sind die Fachbereiche aufgefordert zu handeln. Dies sind einige Aspekte, die in den Werkstätten diskutiert wurden und die der Senat auch aufgenommen hat. Als Erfolg ist es zu bewerten, dass die Zugangsnote von 2,5 zum Bachelor gefallen ist. Zukünftig ist eine schlechtere Note kein Hindernis zum Master hin. Gerade dieser Punkt war ein zentraler in der Debatte um Bologna. Für uns ein Etappen Erfolg zum Ziel, dass alle Studierende mit Bachelor auch den Master machen können. Teilerfolg gab es auch beim Thema »Anwesenheitspflicht«: In Vorlesungen wurde diese gekippt, in Seminaren können die Fachbereiche entscheiden. Leider droht Studierenden, die eine bestimmte Semesteranzahl überschreiten in manchen Fachbereichen immer noch die Exmatrikulation. Mit freiem Studium hat diese Praxis nichts zu tun.

Waran sich die Frage anschließt, ob das mit dem »freien Studium« überhaupt zu einem Ba-Studium passt. Hinreichend wurde nämlich die Frage nach dem Bild von Bachelor (bzw. auch von Master) noch nicht beantwortet: Bislang wird die Mär eines berufsqualifizierenden und zum kritischen wissenschaftlichen Arbeiten befähigenden Abschluss aufrechterhalten. Aber auch in den Feldern Zugang zum Studium, Verschulung oder der Einheit von Forschung und Lehre gibt es noch viel Diskussionsbedarf, dem man sich erst recht nach den vergangenen Protesten nicht verschließen darf. Auch dürfen die Bologna-Werkstätten nun auch nicht als Legitimation für den Bologna-Prozess missbraucht werden. Die Werkstätten sind ein kleiner Schritt in die richtige Richtung. Nicht mehr, aber auch nicht weniger.

Sehr geehrte Frau Schavan – nur reden hilft nicht!

Eindrücke des Bologna-Gipfels in Berlin

Von David Kuck

Für sie sei der Gipfel gescheitert. Sie würden zu keinen konstruktiven Ergebnissen kommen und neues würde man auch nicht hören. Deshalb würden sie jetzt gehen. Zusammen verlassen mehrere studentische Vertreter_innen den Raum.

Berlin am 17. Mai, ein Montag. Annette Schavan, Bildungsministerin der Bundesregierung, möchte zeigen, dass sie die Sorgen von Studierenden ernst nimmt. Ende letzten Jahres wurde mal wieder viel demonstriert, die Politik muss reagieren. Genannt wurde die Veranstaltung »Nationale Bologna-Konferenz«. Eingeladen waren Vertreter_innen von Studierendenverbänden, Bundesländern, Hochschulen, Gewerkschaften und der Wirtschaft.

Im Voraus wurde zu verschiedenen Themen, etwa Mobilität, in Arbeitskreisen diskutiert. Der groß angekündigte Gipfel dauerte dann vier Stunden. Am Anfang kamen die altbekannten Aussagen, man stehe im internationalen Forschungswettbewerb, die Hochschulen müssten eigene Profile entwickeln...

Nach einer Weile dann konkretere Punkte: Eine studentische Vertreterin fordert die Abschaffung aller Anwesenheitslisten. Stille. Der Moderator fragt, ob dies bedeuten würde, dass keiner dagegen sei. Stille. Der Moderator: »Dann ist es wohl beschlossen!« Doch dann regt sich plötzlich unter den Vertreter_innen der Hochschulen Widerstand. Teilweise könne man den Einsatz von Anwesenheitslisten zwar überprüfen, aber ganz abschaffen – das ginge nun mal nicht.

Aber auch zwischen den Studierenden gibt es Meinungsverschiedenheiten. Linke Vertreter_innen pochen auf das Recht »Master für alle«, konservative Vertreter_innen wollen die allgemeine Studienzeit des Bachelors auf acht Semestern erhöhen und ihn als Regelabschluss behalten. Dem vier-jährigen Bachelor gehöre die Zukunft. Von liberaler Seite kommt ein Plädoyer für mehr Wettbewerb zwischen den Hochschulen, etwa durch die Exzellenzinitiative.

Ohne auf diese Punkte einzugehen, stellt Ministerin Schavan ihr Lösungskonzept vor: ein »Qualitätspakt für die Lehre«. In den nächsten zehn Jahren zwei Milliarden für die Lehre bereit gestellt sollen. Dozierende sollen sich bei einer Stiftung um Gelder bewerben können, um so Unterstützung für ihre Lehre zu erhalten. Also auch hier wieder das Prinzip des Wettbewerbs.

Der Gipfel ist etwa zur Hälfte vorbei, als ein paar Studierende den Saal verlassen. Es sei alles eine große Komödie, die keine Lösungen herbeiführen würde. Gleichzeitig findet ein Gegengipfel in der Berliner Humboldt-Universität statt. Anfangs sind es 70 Studierende die teilnehmen, später ist der Hörsaal voll. Wogegen bei den Studierenden allen die Zeit gegeben wurde, die sie für Ihre Beiträge haben wollten, wurde beim Gipfel des Ministeriums penibel auf die Uhr geschaut. Immer wieder weist der Moderator auf die Zeitbeschränkung hin. Ausführliche Diskussionen? Undenkbar.

Am Ende fragt man sich, was von dem ganzen Trubel bleibt. Nicht viel ist der ernüchternde und eigentlich erwartete Eindruck. Konkrete Ergebnisse gab es keine; nur die Standard-Bekanntnisse, die jetzt von allen Hochschulen einzeln umgesetzt werden sollen. Was letztlich bei den Studierenden ankommen wird, ist mehr als fraglich. Die Bildungsministerin lässt sich nicht beeindrucken und bleibt optimistisch. Der Dialog solle fortgesetzt werden: Nächstes Jahr werde die Konferenz wiederholt, solange »bis wir eine Hochschullandschaft haben, die den Anforderungen des 21. Jahrhunderts vollends gerecht wird.«¹

¹ <http://www.bmbf.de/press/2858.php>

Die Casino-Kommission

Von Jonas Erkel

Nach den Ereignissen rund um die Casino-Räumung wurde eine Senatskommission zu diesem Themenkomplex gebildet. War das denn nötig?

Es war zumindest eine eindeutige Forderung des Senates, dass eine solche Kommission eingerichtet wird. Ich denke es ist wichtig die Ereignisse um die Casino-Räumung in irgendeiner Weise aufzuarbeiten. Die Kommission kann dabei nur eine Möglichkeit bieten, eine Reflexion kann und muss natürlich noch auf anderen Ebenen erfolgen, zum Beispiel auch im AStA. Der Senat hat der Kommission auch auf den Weg mitgegeben die Räumung noch einmal zu beleuchten und die Hintergründe offen zu legen.

Bis jetzt hat die Kommission erst einmal getagt. Gibt es da Ergebnisse?

Zunächst einmal haben wir uns entschlossen, die Ereignisse nicht en Detail noch einmal durchzugehen. Vielmehr hat man die Vorkommnisse analysiert und ist zu dem Ergebnis gekommen, dass es unter anderem ein großes Problem gab: die Kommunikation. Deshalb wurde der Vorschlag diskutiert eine so genannte »Schlichtungsgruppe« an der Universität zu etablieren, um zukünftig ein vermittelnde Rolle zu spielen.

Die Gruppe soll aus vier Personen bestehen, zwei sollen von der Professor_innenschaft vorgeschlagen werden, zwei von Studierendenseite, diese wird wohl in enger Abstimmung zwischen AStA, StuPa und den studentischen Senator_innen geschehen. Es ist klar, dass beide Seiten die jeweiligen Vorschläge akzeptieren müssen. Dabei können die jeweiligen Personen frei gewählt werden, also es können sowohl Dozierende, als auch Studierende oder Wissenschaftliche Mitarbeiter_innen, oder gar keine Hochschulangehörige sein

Wie kann man sich denn die Arbeit dieser Gruppe vorstellen?

Die Personen können von jeder_jedem Universitätsangehörige_n angerufen werden, wenn es eine kritische Situation gibt. Die Schlichtungsgruppe wird dann im Folgenden auf beide Seiten zugehen, also im Beispiel der Casinobesetzung wären dies die Besetzer_innen und das Präsidium gewesen und vermittelt zwischen den unterschiedlichen Interessen und Befürchtungen.

Konkrete Personen für die Schlichtungsgruppe gibt es aber noch nicht?

Nein, die gibt es noch nicht. Übergangsweise werden Frau Prof. Friebertshäuser, Dekanin des Fachbereichs Erziehungswissenschaften, und Herr Prof. Nölke, Dekan des Fachbereichs Gesellschaftswissenschaften, sich zur Verfügung stellen. Nun muss die Diskussion über etwaige Kandidaten geführt werden. Zwei, drei Namen habe ich schon im Hinterkopf, aber die möchte ich an dieser Stelle nicht verraten.

Jonas Erkel ist AStA-Vorsitzender und sitzt beratend im Senat und in der Senatskommission zu den Casino-Vorfällen.



Foto: coresince84 © photocase.com

Ein Wald mit vielen Wegen

Von Jonas Erkel

Die Uni als Wald? Naja, wörtlich ist der Vergleich nicht zu nehmen, auch wenn an der ein oder anderen Stelle ein schöner alter Baum auf dem Campus zum Entspannen einlädt. Aber es gibt eine Vielzahl von Möglichkeiten für dein Studium. Manche sind vielleicht etwas einfacher, andere etwas beschwerlicher. Aber das heißt ja noch lange nicht, dass letztere schlechter sind. Schließlich entdeckt man ja gerade auf vermeintlichen Umwegen die besten Sachen.

Aber trotzdem gibt es natürlich Situationen, in denen man sich verlaufen kann, mal nach dem Weg fragen muss oder der Weg wird etwas beschwerlicher. Und da kommt die studentische Selbstverwaltung ins Spiel. Wir können vielleicht nicht für euch studieren, das müsst ihr selbst tun. Wir können aber es vielleicht etwas einfacher machen. Deshalb findet man in diesem Wald das Hinweisschild »ASTA«.

ASTA? Was ist denn das?

Der Allgemeine Studierendenausschuss (AStA) ist deine Interessenvertretung an der Hochschule. Der AStA vertritt euch politisch innerhalb der Hochschule und nach Außen hin.

Gewählt wird er vom Studierendenparlament mit den verschiedenen Hochschulgruppen, das im Moment 25 Sitze hat. Ihr wiederum könnt die Zusammensetzung des Parlamentes einmal im Jahr, nämlich Ende Januar, bestimmen.

Der AStA selbst besteht aus verschiedenen Referaten, die jeweils einen inhaltlichen Schwerpunkt haben. So gibt es ein Referat für Hochschulpolitik, Soziales oder für Kultur. Desweiteren hat der AStA einen Zweier-Vorstand, welcher nach außen den AStA vertritt und beziehungsweise ist.

Und was macht der AStA jetzt genau?

An den verschiedenen Referaten wird schon einiges deutlich: So wird eine regelmäßige Sozial- und Studienbedingungenberatung angeboten. Diese Referate können euch bei sozialen Schwierigkeiten oder Problemen im Studium, etwa bei einem Seminarrauswurf, weiterhelfen. Außerdem wird jedes Jahr die Sozialinfo vom AStA herausgegeben. Das Verkehrsreferat steht euch bei Fragen zum RMV-Semesterticket zur Seite und handelt dieses mit dem RMV aus. Das Kulturreferat organisiert regelmäßig Startpartys und das Sommerfest für euch. Mit dem Café KoZ-Team werden Veranstaltungen organisiert, wie etwa der monatlich stattfindende PoetrySlam. Wichtig ist natürlich auch der Bereich der Politischen Bildung, der auch durch ein Referat abgedeckt wird und regelmäßig Veranstaltungen zu ganz unterschiedlichen Themen anbietet. Vor allem im Referat für Hochschulpolitik und im Vorstand setzt man sich oft mit der Hochschulverwaltung auseinander, wenn es darum geht die Situation für die Studierenden an der Universität zu verbessern. Daneben arbeitet der AStA auch eng mit anderen Studierendenvertretungen oder Initiativen zusammen.

Mehrmals im Jahr erhaltet ihr die AStA-Zeitung kostenlos nach Hause geschickt. Darin bekommt ihr eine Vielzahl von interessanten Artikeln, meist rund um das Thema Hochschulpolitik. Gemacht wird die Zeitung von unseren Zeitungsreferent_innen, aber auch ihr könnt uns jederzeit einen Beitrag, sei es ein Artikel, Gedichte oder eine Kurzgeschichte, zuschicken (zeitung@asta.uni-frankfurt.de)!

Neben den angesprochenen Referaten gibt es aber auch noch die so genannten Autonom Referate. Diese haben den Titel »Ausländer_innen«, »Schwule«, »Lesben« und »Frauen«. Auch hier wird jeweils eine Beratung angeboten und es finden regelmäßig Veranstaltungen statt. »Autonom« bedeutet hier übrigens, dass das Referat unabhängig von den jeweiligen Koalitionen im AStA ist und über seine Gelder frei verfügen kann.

Und wo gibt es das Ganze?

Der AStA hat seine Büros im Studierendenhaus auf dem Campus Bockenheim. Dort befindet sich die Anlaufstelle, wenn ihr Fragen habt oder euch zu etwas beraten lassen wollt. Im Gebäude könnt ihr auch Räume reservieren, in denen ihr euch zum Lernen und Diskutieren zurückziehen könnt. Dienstags und donnerstags zeigt euch die Pupille im Festsaal angesagte Filme zu studi-freundlichen Preisen. Nach dem Film lohnt es sich noch einen Abstecher ins Café KoZ zu machen. Dort gibt es ebenso jeden Tag unter der Woche Cocktails in cooler Atmosphäre. Aber ihr könnt auch ab 9.30 Uhr dort gemütlich einen Kaffee trinken und quatschen, lernen, lesen oder einfach nur chillen. Am Wochenende gibt es im KoZ meistens Partys, oft organisiert für euch von den Fachschaften.

Was sind jetzt wieder Fachschaften?

Die aktiven Fachschaften sind die Studierendenvertretungen an den Fachbereichen. Diese gibt es zu jeder Fakultät, es existiert also zum Beispiel eine aktive Fachschaft Jura, Biologie oder Erziehungswissenschaften, aber auch eine für die Lehramtler_innen (L-Netz). Die Fachschaften setzen sich an den Fachbereichen für euch ein und sind oft die besten Ansprechpartner, wenn es um Probleme dort geht. Sie haben meistens einen Fachschaftsraum, wo ihr sie finden könnt. Nicht wenige betreiben auch ein eigenes Café, wie zum Beispiel das »Café Anna Blume« oder das »Philosophencafé« im IG Farben-Gebäude.

Foto: planetka © www.sxc.hu



Das südliche Mainufer lebt – über den FB16 Medizin

Vom Norbert Harbolla (9.Semester/5. Klinisches), Mitglied der gemeinsamen Liste Medizin In Frankfurt am Main kann man Human- und Zahnmedizin studieren...soweit so gut, aber immer wieder werde ich gefragt: »Sag mal: wo habt Ihr eigentlich eure Vorlesungen? Im IG-Farbenhaus oder in Bockenheim sieht man so wenige Mediziner.« Das auch aus gutem Grund: Wir Mediziner sind am Campus Niederrad im Süden Frankfurts zu Hause und leider dadurch gut isoliert von allen anderen Studiengängen. So tummeln sich hier im Süden ungefähr 3500 Studenten auf dem großen Uniklinikumsgelände und schlagen sich mit Anatomie, Chirurgie, Viren und Bakterien und noch vielem mehr, über eine lange Zeit herum, um dann endlich irgendwann Frau oder Herr Doktor zu werden.

Wer in letzter Zeit mit der Straßenbahn an der Uniklinik vorbei gefahren ist, hat sicherlich festgestellt, dass sich da einiges tut. Es wird abgerissen, um- und aufgebaut, neu bepflanzt und wieder planiert. Der Campus ist im Wandel und das ist für alle Beteiligten anstrengend. Wir Studierenden stöhnen über ständigen Raummangel, eine winzige Bibliothek (80 Arbeitsplätze), unglaublich mieses Essen, lärmende Abrissarbeiten, Professor_innen, die nicht wissen vor welchem Fachsemester sie überhaupt stehen und Semesterzeitverschiebungen, sodass ich z.B. dieses Jahr die Freude habe, drei Semester in einem Jahr runterreißen zu müssen (ob es dann noch Semester heißt, sei mal offen gelassen).

Letztes Jahr war das Maß voll und die Fachschaft und einige engagierte Studierende haben die »jetzt reicht«-Aktion ins Leben gerufen, um die Missstände bei uns am Campus anzuprangern. Wir haben alle Semester zusammengetrommelt, unseren größten Hörsaal mit Studierenden gefüllt und den Vertreter_innen der Lehre und dem Dekanat unsere Meinung unter tosendem Applaus entgegengeschleudert. Unser Dekanat hat sich unsere Forderungen zu Herzen genommen und im Moment tut sich nicht nur an den Außenmauern der Uniklinik einiges, sondern auch hinter den Mauern des Dekanats. Es läuft sicherlich noch nicht alles rund oder reibungslos, aber es bessert sich, wenn auch langsam.

Aber ich sollte nicht nur jammern, denn neben dem tollen Skylineblick aus dem obersten Stockwerk der Uniklinik, gibt es bei uns am Campus echt tolle Dinge, die auch Erwähnung finden sollten. Dadurch, dass wir faktisch alle das gleiche Studium durchlaufen (willkommen in der Schule!), haben wir doch einen recht großen Zusammenhalt. Nach dem Physikum ist man erstmal aus dem schlimmsten Teil heraus und schaut mit einem mitleidigen und unterstützenden Blick auf die, die das noch vor sich haben.

Wir arbeiten auch für einander: Unser Lernstudio, in dem Modelle, Übungs- und Lernräume untergebracht sind, ist rein studentisch verwaltet. Unser DEFI-Server-Team hat für uns ehrenamtlich eine Internetplattform aufgebaut, die Vorlesungsmitschriften, Vorlesungsfolien, Prüfungsergebnisse und allerlei andere nützliche Textdokumente archiviert und für alle Studierenden und nachfolgende Generationen zugänglich macht. Da unsere

Dozent_innen zum Teil sehr besitzergreifend sind, was ihre Vorlesungsmaterialien angeht und es auch keinen zentralen Server für so etwas gibt, mussten wir uns halt selbst helfen.

Auch der Spaß kommt bei uns nicht zu kurz: Wir können auch feiern! Unsere KOMMpartys sind berühmt und auch berüchtigt bei uns am Campus. Gegenüber der Kinderklinik steht unser Studierendenhaus, in dem regelmäßig besagte Events mit günstigen und kühlen Getränken, lauter Musik und entspannter Atmosphäre stattfinden.

In der letzten Januarwoche tritt immer unsere Kabaretttruppe »die Mediziner« auf und wenn die Temperaturen in angenehme Gefilde rutschen, feiern wir mit mit Ärzt_innen, Pflegekräften, Institutsangehörigen und Studis unser KOMM-Sommerfest.

Einen weiteren festen studentischen Stern am Campushimmel will ich auch noch hervorheben: unsere Teddy-Docs. Einmal im Jahr spielen wir für unsere kleinen Mitbürger_innen aus den Kitas Arzt für ihre Kuschtiere um Ihnen die Angst vor den Menschen mit den weißen Kitteln zu nehmen. Mit großem Erfolg und vielen strahlenden Kinderaugen.

Sicherlich habe ich noch viele Projekte vergessen (sorry dafür!) aber ihr wollt sicherlich hier auch keine Romane lesen.

Ein paar Worte möchte ich noch zur Fachschaft am FB 16 verlieren. Wir haben eine recht vertrackte Situation: Es gibt nicht »die« Fachschaft, sondern mehrere Fachschaftsgruppen, die gleichzeitig um die Gunst der Mediziner_innen buhlen. So sieht es für den/die Außenstehenden immer sehr danach aus, als wären wir mehr mit internen Lagerkämpfen beschäftigt, als uns wirklich für die Belange der Studierenden einzusetzen. Dem ist nicht so!

Sicherlich gibt es im Januar immer den Wahlkampf, der für alle Beteiligten anstrengend ist, aber nur einen kleinen Teil der Fachschaftsarbeit ausmacht. Einen Großteil der Arbeit sieht man auf den ersten Blick allerdings nicht: Wir sitzen in verschiedenen Gremien, arbeiten mit der Presse zusammen und bekommen immer wieder Anfragen von Instituten, Studierenden von anderen Unis oder vom Dekanat, die auch alle bearbeitet werden müssen. Nebenher werden noch die KOMMpartys von uns organisiert, was auch immer ein kraftraubender Act ist. Natürlich freuen wir uns über hilfreiche Hände...also wer Lust hat sich in die Belange einzumischen und ein bisschen hinter die Kulissen zu blicken: Wir freuen uns auf Euch!

Ich hoffe, dass ich Euch an den anderen Fachbereichen einen kleinen Einblick in unser Leben »im Süden« geben konnte.

Vergesst nicht: Seid lieb zu den Mediziner_innen – denn irgendwann sehen wir uns wieder und dann stehen WIR auf der richtigen Seite der Nadel!

Linksammlung:

Gemeinsame Liste Medizin:
www.gemeinsamelistemedin.de

Fachschaft Medizin:
www.fachschaft.kgu.de

Uniklinik:
www.kgu.de

Lernstudio:
www.lernstudio-medin.uni-frankfurt.de

Teddy-Docs:
www.teddyklinik-ffm.de

Mediziner Kabarett:
www.mediziner.de



Liebe Philosophiestudierende,

im Namen der Institutsgruppe möchten wir euch alle und insbesondere natürlich die Erstsemester unter euch ganz herzlich im neuen Semester begrüßen und uns kurz vorstellen.

Zunächst einmal ein paar Worte zum Selbstverständnis der Institutsgruppe Philosophie. Die Gruppe soll jederzeit offen für alle Interessierten sein. Mit unseren Bemühungen möchten wir das Institut aus seiner »Totenstarre« befreien und endlich wieder etwas Leben in die Frankfurter Philosophie bringen. Dazu ist neben der Reduzierung der Arbeits- und Prüfungsbelastung, die wir durch den Dialog mit den Lehrenden des Instituts über notwendige Korrekturen am modularisierten Philosophiestudium zu erreichen hoffen, auch die Schaffung einer Infrastruktur nötig, um eine Vernetzung untereinander zu ermöglichen. Allgemeines Ziel soll sein, den philosophischen Austausch anzuregen und wir würden uns freuen, wenn möglichst viele von euch aktiv daran teilnehmen würden.

Ein erster Schritt zur besseren Kommunikation unter den Philosophiestudierenden war das Philosoph_innen-Picknick, das wir im Sommersemester jeden zweiten Sonntag veranstaltet haben und das im Wintersemester vom »Philosophischen Umtrunk« abgelöst wird, zu dem wir uns ab dem 18.11.2010 regelmäßig jeden zweiten Donnerstag ab 18.30 Uhr im Café »Albatros« (Bockenheim, Kiesstraße 27) treffen

Darüber hinaus wurde im vergangenen Semester auf einer Vollversammlung der Philosophiestudierenden eine Resolution verabschiedet, in der wesentliche Kritikpunkte an der gegenwärtigen Studienordnung sowie Verbesserungsvorschläge an derselben formuliert wurden und die als Grundlage für den zukünftigen Diskurs mit den Lehrenden des Instituts gedacht ist, durch den wir eine Verbesserung der gegenwärtigen Studiensituation im modularisierten Magisterstudium erreichen wollen. Zur Planung der Diskussionsveranstaltung mit den Lehrenden des Instituts sowie zur inhaltlichen Diskussion wird es noch weitere Termine geben, an denen ihr euch gerne einbringen könnt.

Bei Interesse seid ihr herzlich eingeladen, einfach unverbindlich zum **Treffen der Institutsgruppe** zu kommen: Freitags um 14 Uhr c.t. im Philosophencafé (IG Farben, 2. Stock, Q4).

Außerdem hat die Institutsgruppe eine **Mailingliste** eingerichtet, um Euch über aktuelle Veranstaltungen des Instituts und andere Termine zu informieren: <http://dlist.server.uni-frankfurt.de/mailman/listinfo/philosophie-studierende> (Über den Verteiler könnt natürlich auch selbst auf Veranstaltungen hinweisen!)

Bei Fragen, Problemen oder Kritik könnt ihr euch natürlich jederzeit über die **E-Mail-Adresse der Institutsgruppe** an uns wenden: institutsgruppophilosophie@hotmail.de.

**Viele Grüße,
Eure Institutsgruppe Philosophie**



Das neue RMV-ASStA-Semesterticket ist da

Von Christiane Wolkenhauer,
Sonderbeauftragte Verkehr

Nach einjährigen zähen Verhandlungen ist es geschafft – es gibt wieder ein Semesterticket für die Studierenden. Der neue Vertrag wurde im Studierendenparlament beschlossen und gilt ab dem Sommersemester 2011.

Nachdem der bisherige Vertrag nach 5 Jahren ausläuft haben es die Verhandlungsgruppe der hessischen Hochschulen, bestehend aus der Sonderbeauftragten Verkehr der Uni Frankfurt, den Verkehrsreferent_innen der Uni Darmstadt, Uni Marburg, Uni Gießen und der Hochschule Rhein-Main und natürlich der tatkräftigen Unterstützung der Landes-ASSten-Konferenz-Verkehr geschafft einen tragfähigen Kompromiss zwischen Studierenden und RMV auszuhandeln und so eine ökologisch nachhaltige studentische Mobilität zu sichern.

Was bleibt beim Alten?

- Das RMV-ASStA-Semesterticket steht weiterhin allen Studierenden unserer Uni zur Verfügung
- Es gilt im gesamten RMV-Gebiet sowie im RMV/VRN Übergangstarifgebiet (d.h. bis nach Weenheim/Worms)

Was ist neu?

- Der neue Vertrag ist unbefristet, das heißt das Semesterticket ist langfristig gesichert und die kostengünstige ökologisch nachhaltige studentische Mobilität garantiert
- Das Semesterticket wird etwas teurer: in den nächsten beiden Semestern kostet das Ticket 170 Euro, nach zwei Jahren wird der Preis dann an die durchschnittlichen Preissteigerungen der Azubi-Zeitkarten angepasst. Damit ist die Preissteigerung des Tickets in den nächsten Jahren insgesamt geringer als es im letzten Vertrag der Fall war.
- Trotz dieser Preiserhöhung ist das Semesterticket aber im Vergleich zu anderen Zeitkarten immer noch unschlagbar günstig.

Was bekommt ihr zusätzlich für euer Geld?

- Endlich haben die Studierenden die vollen Fahrgastrechte, die alle anderen auch haben. D.h. ihr dürft z.B. einen höherwertigen Zug benutzen, wenn eure Regionalbahn massiv Verspätung hat.
- Ihr dürft zukünftig nicht nur bis in das VRN-Übergangstarif fahren, sondern auch in das NVV-Übergangstarifgebiet.
- Das Ticket gilt nicht mehr 6 Monate, sondern bereits einen Monat vor Semesterbeginn, d.h. auch alle neuen Erstsemester_innen können ihre Vorkurse besuchen und müssen die Fahrten nicht selbst bezahlen, weil ihr Semesterticket noch nicht gilt.
- Mit dem VAB (d.h. die Strecke nach Aschaffenburg) konnte leider keine solidarische Lösung für alle Studierenden erzielt werden. Damit eure Mobilität nach Bayern jedoch einfacher wird könnt ihr ab dem SoSe2011 die Übergangstickets wieder direkt im Zug kaufen und müsst nicht mehr aussteigen und dann auf den nächsten Zug warten.

- Auch mit der Deutschen Bahn war eine Solidarische Lösung für die IC-Nutzung leider nicht möglich. Trotzdem startet der ASStA der Uni Frankfurt ein Modellprojekt, bei dem ihr euch, wenn ihr euch zum IC-Fahren ein Wochen- oder Monatssticket kauft einen Teil des Geldes vom ASStA zurückerstatten lassen könnt. Näheres dazu erfahrt ihr auf der ASStA-Homepage
- Außerdem finanziert der RMV eine Mobilitätsberatung gemeinsam mit der Lokalen Nahverkehrsorganisation TraffIQ, der Hochschulleitung und natürlich eurem ASStA. Ziel ist es Probleme im Mobilitätsbereich zu untersuchen, festzustellen wo Bedarf an z.B. mehr Bussen besteht und wie sich bestimmte Verkehrswege optimieren lassen. Kommt es aufgrund dieser Analyse zu Einsparungen durch eine Optimierung studentischer verkehre fließt das eingesparte Geld direkt in Leistungen die den Studierenden wieder zugute kommen
- Bisher konntet ihr euch das Ticket nur wegen eines Urlaubs-, Auslands- oder Praktikumssemesters zurückerstatten lassen. Mit dem neuen Vertrag bekommt ihr euer Geld auch dann zurück, wenn ihr nachweisen könnt, dass ihr mehr als 3 Monate krank gewesen seid.

Habt ihr weitere Fragen, Anregungen etc? Dann meldet euch einfach beim ASStA-Verkehrsreferat unter: verkehr@asta.uni-frankfurt.de oder schaut auf unserer Homepage vorbei.

Initiative Vegane Mensa – Vegane Verpflegung in Mensen nicht möglich?

Von Emil Franzinelli (Initiative Vegane Mensa)

Was ist unser Anliegen?

Das Standardessen sich vegan ernährender Studierender in den Frankfurter Mensen ist bisher Pommes und Salat. Ein Essen, das nicht sonderlich förderlich ist fürs erfolgreiche Studieren. Die Initiative Vegane Mensa Frankfurt am Main hat sich daher seit März 2010 bisher elf Mal getroffen, um sich gut vorbereitet für ein tägliches veganes (also rein pflanzliches) Menü an den Mensen des Frankfurter Studentenwerks einzusetzen. Immerhin bezahlen auch wir mit 65 Euro unseren Semesterbeitrag, auch für uns ist das Studierendenwerk zuständig. Wir sind nicht die erste und einzige studentische Initiative, vielmehr sind wir mit vielen weiteren in Deutschland vernetzt. Manche Studierendenwerke haben das tägliche vegane Menü bereits eingeführt. Bei vielen weiteren gibt es bisher zumindest schon mal eine Kennzeichnung, die nicht nur Veganer_innen zugute kommt.

Aktueller Stand

Was bei jedem vierten Studierendenwerk in Deutschland umsetzbar ist, sollte doch auch beim Studentenwerk Frankfurt am Main klappen. Mitte des SS 2010 hatten wir der Verpflegungsabteilung endlich unsere Anfrage gemailt und um einen Gesprächstermin, sowie die Annahme unserer Infomappe gebeten. Als nach einem Monat immer noch keine Antwort kam, riefen wir an. Die abweisende Antwort verärgerte uns dann doch ein wenig, da wir auf das bestehende vegetarische (!) Beilagen-Angebot und Auskunft erteilendes Mensapersonal verwiesen wurden. Mittlerweile hatten wir eine erste, viel versprechende gemeinsame Besprechung und wollen kooperierend schrittweise etwas erreichen. Wir jedenfalls sind nicht nur gut vorbereitet, sondern auch voller Tatendrang und guter Ideen.

Studentenwerk – Rolle und Geschichte

Die Studierendenwerke gründeten sich aus der Studierendenenschaft heraus. Ursprünglich waren sie als Institutionen der studentischen Selbsthilfe gedacht, nicht zuletzt um materielle Schwierigkeiten zu lindern. Heute verstehen sich die Studentenwerke als Dienstleister im Hochschulbereich, unter anderem mit der Kernkompetenz Verpflegung. Unseres verpflichtet sich dazu, »dass Studierende an den Hochschulen die notwendige Infrastruktur vorfinden, um erfolgreich studieren zu können«, auch »in den Mensen, Cafeterien«. Es wäre schön, wenn dies auch für Veganer_innen gelten könnte.

Erhebung

Weil wir wissen wollten, ob das Studentenwerk Recht hat mit seiner Einschätzung, dass es in seinem Zuständigkeitsbereich zu wenig Veganer_innen bzw. (potentielle) Konsument_innen von veganen Gerichten gibt, hatten wir kurz vor Semesterende eine Erhebung erstellt. Wir wollten nicht nur wissen, ob sich jemand ausschließlich vegan ernähre, sondern wesentlich differenzierter, ob jemand auch aus anderen Gründen (mal

veganes Essen wählen würde. Eine zweite Frage bezieht sich auf die Häufigkeit. Das Ergebnis der 54 Befragungen vor dem Casino an einem Tag überraschte uns im positiven Sinne. Zugleich stellten wir jedoch auch fest, dass es kaum Wissen über die vegane Ernährung gibt.

Was ist Veganismus?

Auf die Ernährung bezogener Veganismus bedeutet, keine Produkte von lebenden oder toten Tieren zu essen. Produkte wie Fleisch, Milch, Käse, Ei, aber auch Gelatine oder Honig und gewisse Zusatzstoffe werden nicht als Nahrungsmittel für sich angesehen. Die Gründe für diese Lebensweise sind unterschiedlich. Oft sind es tierethische Gründe (Respekt vor Tieren und ihrem Leben, das nicht beeinträchtigt werden darf, das heißt, Tiere werden nicht als Ausbeutungs- und Produktionsmaschinen angesehen; aber auch Leidensminimierung). Doch auch auf den Menschen bezogene Gründe spielen bei vielen eine bedeutende Rolle. Eine vegane Ernährung kann die eigene Gesundheit fördern (Meidung vieler ernährungsabhängiger Krankheiten), sie ist klima- und umweltfreundlicher (Schadstoffbelastung, Energieverbrauch, CO2-Emissionen, Treibhauseffekt, Abholzung, Waldsterben, Abwässer etc., plus diverse Klimaveränderungen), sie ist ökonomisch sinnvoller (direktere Verwertung anstatt Ressourcenverschwendung, geringere Kosten im Gesundheitswesen) und sozial gerechter (Entwicklungsländer: Verteilungsproblem, umfangreicher Export, Unterernährung, geringere Ernährungssicherheit bei steigender Weltbevölkerung). Allein schon die Produktion (mit lebenden, blutenden und toten Tieren) bildhaft vor Augen und trennen diese Bilder nicht vom Produkt. Die vegane Ernährung kann in sich ausgewogen sein. Proteine sind kein Thema, dafür aber das Vitamin B12, da empfiehlt sich eine Supplementierung. Im Gegensatz zur Deutschen Gesellschaft für Ernährung hält die American Dietetics Association (eine Organisation, die 70.000 Experten umfasst) die vegane Ernährung in allen Lebenszyklen für geeignet.

Was macht veganes Essen aus?

Veganes Essen kommt den vielfältigen Verarbeitungsvorschriften (koscher und halal), die vielen jüdischen und muslimischen Menschen wichtig sind, entgegen. Es ist auch laktosefrei, denn Laktose ist ein Zucker, der in rein pflanzlichen Lebensmitteln nicht vorkommt. Das gilt in der Regel auch für Cholesterin. Veganes Essen ist auch wesentlich weniger anfällig für Krankheitserreger wie Salmonellen und Bakterien. Geschmacklich muss es sich nicht von den gängigeren Ernährungsformen unterscheiden. Vieles kann ersetzt werden, so dass optisch und geschmacklich eine Annäherung stattfindet. Manchmal reicht es aber auch, einfach ein paar »Verfeinerungen« wegzulassen, zum Beispiel Butter oder Sahne. Zwei Beispiele für tägliche vegane Gerichte an der Uni Rostock sehen so aus: Erste Woche: Spaghetti mit Bohnen und getrockneten Tomaten, Pizza, Chili, Auberginenragout, gebratener Reis mit Gemüse. Zweite Woche: Tomaten-Tofugulasch, Bärlauchspaghetti. Eintöpfe können sehr leicht vegan gekocht werden. Es muss nicht aufwendig sein. Entscheidend dafür, ob es von den Studierenden angenommen und gekauft wird, ist, ob es auch schmackhaft zubereitet wird. Manches Angebotene wird schon jetzt vegan sein.

Politische Forderung

Für moralisch angemessen halten wir eigentlich und einzig eine komplett vegane Mensa. Tiere sind keine Ausbeutungsgegenstände, sondern empfindungsfähige Wesen mit einem eigenen Gut. Wenn nicht die Studierendenwerke und die Studierendenenschaft – wer soll dann damit anfangen, das systematische Unrecht an nicht-menschlichen Tieren einzustellen und eine Kehrtwende weg von der artegoistischen, hin zur antispeziesistischen Lebensweise institutionell einzuleiten?

Weitere Informationen

Wer Interesse an unserem Anliegen hat und es weiterverfolgen möchte, kann unseren Blog besuchen oder sich in unseren Newsletter eintragen. Außerdem würden wir uns sehr freuen, wenn möglichst viele sich an unserer Erhebung beteiligen würden: www.vmfrankfurtm.blogspot.de

Übersicht der bisherigen Erfolge bei anderen Studierendenwerken: www.vegane-mensa.de/?cat=6



Die Uni Frankfurt wird verkauft

Von Charlotta Trautmann
Die Uni Frankfurt wird verkauft

Es sieht harmlos aus. Ein paar Flyer werden verteilt, es gibt ein paar nette Gespräche und einen blauen Crushed-Iced-Drink – wie nett. Doch in Wahrheit ist es das nicht. Nett? Nein, es ist Belästigung! Studierende, die täglich zur Uni kommen, eine Bildungstätte, kommen um sich zu bilden und wollen nicht kommerziell angeworben werden. Das lenkt vom studieren ab. In einem Meer von bunten Plakaten und Flyern ohne Inhalt gehen Plakate mit politischem Inhalt unter. Das führt dazu, dass die Mehrheit der Studierenden weiß, was Allmax ist, dennoch keine Ahnung hat, was der Asta ist und macht. Die Mehrheit der Studierenden weiß auch, dass freitags »Studenten-Party« im Living ist, aber nicht, was der Hochschulrat ist.

Wo führt das hin?

Kommen bald Werbeblöcke in der Vorlesungspause? Wird die Wiwi-Vorlesung bald von der Deutschen Bank präsentiert und auf dem Weg nach draußen gibt es noch eine Frisbee als Give-away? Laufen die Angestellten der Uni bald mit Shirts herum mit Werbung für Allmax? Während Studierende bequatscht und mit nutzlosen Werbegeschenken ausgestattet werden, verdient die Uni Geld damit, dass sie die Zielgruppe der Student_innen zur Verfügung stellt, um sie anzuwerben. Manch eine_r mag sich fragen: Warum sollte das schlecht sein in Zeiten des Hochschulpakts?

Werbung am Campus kann Abhängigkeit schaffen!

Die Uni vermietet Plakatwände, Infostände und Räumlichkeiten. Dafür fließt Geld in die Kassen der Uni. Noch sind die Einnahmen gering, doch wird es in Zeiten von Hochschulpakten und Kürzungen dazu kommen, dass die Uni dieses Geld will und/oder braucht? Wird dann auf billige Werbepartner Rücksicht genommen? Verlässt sich die Uni auf Geld der Werbepartner, entsteht Einfluss. Je mehr Werbung, desto mehr Geld. Je mehr Geld, desto besser. Wird der Zeitpunkt kommen, an dem die Bedürfnisse der Studierenden zurückstehen müssen? – Diese bringen schließlich kein Geld ein. Werbepartner gehen vor!

Das Konzept der Stiftungsuni macht es vor: Einfluss von außen gegen Geld ist erwünscht, oder anders formuliert: Mit Geld haben Sie die Möglichkeit Einfluss auf unsere Uni auszuüben. Vom Präsidenten wird dies liebevoll als Wechselwirkung mit der Gesellschaft bezeichnet. Ist Werbung am Campus nun ein weiteres Modell, das die Uni in Abhängigkeit schaffen kann?

Mit meinen Fragen und Befürchtungen im Kopf verabrede ich mich mit Jochen May, Geschäftsführer von CAMPUSSERVICE. Wenige Tage später sitze ich auf dem Campus, ein sympathischer Mann vor mir, der keine Scheu hat sich meinen kritischen Frage zu stellen. Er beginnt zu erzählen, wie alles anfing. CAMPUSSERVICE ist eine Tochtergesellschaft der Universität, die zur Hälfte der Uni und zur anderen Hälfte Jochen May selbst gehört. Die Idee und Initiative für CAMPUSSERVICE hatte

2002 die Uni selbst. Der Gedanke sich für Firmen, Unternehmen, Initiativen und die Stadt öffnen und mit diesen zusammenarbeiten, damit mehr Geld zur Finanzierung rein zu bekommen, nach dem der Trend staatliche Gelder für Unis stetig zurückzufahren, immer stärker wurde. Herr May erzählt weiter, wie das Geschäftsmodell funktioniert: CAMPUSSERVICE hat zwei große Standbeine, durch die Gelder reinkommen. Dies ist zum einen die Vermietung von Standplätzen für Infostände und Plakatwände zum Werben. Ich habe nach, ob dauerhafte Verträge bestehen zwischen beispielsweise Allmax und co. Jochen May verneint. Die Standplätze werden von einem auf nächste Mal vermietet. Auf meine Vorwürfe hin, dass die Uni von Werbung fast schon eingenommen wird, reagiert er interessiert. CAMPUSSERVICE sei immer sehr drauf bedacht in Maßen zu werben, kein Studi solle sich belästigt fühlen. Ebenso ist die Resonanz ganz gut, viele Studis finden es gut, sich die Angebote im Uni Alltag anzuschauen oder Flyer von Clubs zu bekommen. Schließlich würden Firmen, wie Allmax nicht immer wieder erneut Standplätze mieten, wenn es sich nicht rentieren würde. Das zweite Standbein ist die Vermietung von Räumen an der Uni. Will die Deutsche Bank beispielsweise eine Tagung machen oder einen Empfang, können sie Räume an der Uni mieten, auch Messen und andere Feiern finden oft in der Uni, veranstaltet von Uni-externen, statt. Als ich die Stirn runzle, vermutet Jochen May schon, welche Frage als nächstes kommt. Ein nicht selten gehörter Vorwurf an CAMPUSSERVICE ist, dass sie Räume vermieten, während des Semesters, und dadurch Veranstaltung in zu kleine Räume verlegt werden, wo Studis auf Treppen sitzen müssen oder sogar Veranstaltungen ausfallen müssen. Jochen May erklärt, wie die Raumvermietung abläuft: Anfangs des Semesters liegen die Raumbelungspläne zwar schon vor, aber in den nächsten Wochen ändert sich noch oft etwas daran. Erst nach ein paar Wochen, wenn die Belegung der Räume sicher feststeht, werden Räume vermietet, und nur die, die noch frei sind. Die Uni und deren Veranstaltungen haben immer Vorrang, das gehört zum Konzept. Außerdem, wird beispielsweise ein großer Raum vermietet, wird darauf geachtet, dass möglichst ein weiterer großer Raum zu Verfügung steht, dass wenn spontan eine Veranstaltung stattfindet, auch für diese ein Raum vorhanden ist. »Noch keine Veranstaltung ist jemals wegen einer Raumvermietung von Campusservice ausgefallen« betont Jochen May. Dagegen habe ich keine Gegenbeweise

Weiter frage ich, was mit dem Geld, das so erwirtschaftet wird, geschieht. Alle Gelder fließen weiter den Career Services, zu den Zusatzqualifikationen, in den kleinen Shop im Hörsaalzentrum oder in das Sturm und Drang Café oder in andere Aktionen, die Studierenden zu Gute kommen, wie beispielsweise ist Leinwand zur Übertragung der WM auf dem Campus Riedberg oder die unistart Messe und Party. Doch ersteinmal zu den Career Services, ich bin erst seit kurzem an der Uni und habe noch keine Angebote des Career Centers genutzt. Ich frage, ob dessen Angebote kostenlos

sind. Dem ist so. Es gibt verschiedene Angebote: Bewerbungshilfen, Beratung oder auch eine Plattform für Praktika, Minijobs, Stellenanzeigen und co auf der sich Studierende und Absolvent_innen mit Unternehmen treffen können. Die Seminare für Zusatzqualifikationen kosten meist etwas, das sie von Uni-externen geleitet werden.

Naja, und schließlich muss ich zugeben, den kleinen Shop möchte ich nicht missen, schließlich liefert er mir jeden Morgen den Kaffee und ab und zu andere wichtige Materialien für meinen Uni Alltag.

Inzwischen bin ich mir nicht mehr sicher, was ich denken soll. Meiner Meinung nach, kann man sich nicht darüber beschweren, dass das Geld, das durch die Werbung und die Vermietung zusammenkommt direkt den Studierenden zu Gute kommt. Im Gegenteil, viele Studis nehmen die Angebote des Career Centers. Und inzwischen sind auch meine Befürchtungen etwas gedämpft worden. CAMPUSSERVICE hat nicht vergessen, dass die Studis im Mittelpunkt stehen sollten. Dennoch sollte man Entwicklungen von Werbung und Vermietung von Räumen im Auge behalten und vermeiden. Denn noch finanziert die Werbung am Campus nur kleine »Extras« für die Studis. Bis jetzt ist CAMPUSSERVICE lediglich ein kleine angenehme Folge einer grundlegenden unangenehmen Entscheidung, die Politik, die Uni und die Wirtschaft schon längst gefällt haben, die Uni für wirtschaftliche und andere Einflüsse zu öffnen.



Foto: Yarik © photocase.com

Situation im Iran – Bericht eines Studierenden Über die politische Situation im Iran

Von Homayon Sadri

Am Sonntag den 9 Mai 2010 wurden in der Haftanstalt »Evin« in Teheran 5 politische Gefangenen hingerichtet. Ich als aktiver Student des Protestplenums der Uni Frankfurt und linker iranischer Oppositioneller verurteile diese mörderischen Handlungen des islamischen Regimes im Iran auf das Schärfste. Ich möchte mich gerne in der ASTA-Zeitung an euch wenden. Ich möchte auf die anhaltenden Festnahmen, Folter und Hinrichtungen an politischen Gefangenen und andauernde Repressalien im ganzen Land aufmerksam machen. Die iranische Regierung, die seit mehr als 31 Jahren mit Repression, Gewalt, Festnahmen, Folter und Hinrichtungen regiert und auch in Folge der Weltwirtschaftskrise noch mehr als zuvor nicht in der Lage ist, gegen Arbeitslosigkeit, Schließungen der Fabriken und Betriebe, Entlassungen und Armut, zum Wohle der Millionen iranischen Arbeiter und Arbeiterinnen und Arbeitslosen und der gesamten Bevölkerung wirksame Maßnahmen zu ergreifen.

Das Regime sieht sich als politische Macht in Gefahr und versucht vergeblich durch weitere Hinrichtungen von politischen Gefangenen und Folter mit einer Angst- und Schreckensatmosphäre weiter an der Macht zu bleiben. Die Weltöffentlichkeit muss wissen, dass den aktive Linken und fortschrittliche Kräften im Iran und im Ausland mit Erpressung, Folter und Mord seitens der Terrorherrschaft der iranischen Regierung begegnet wurde und wird. Wir fordern alle Friedensinitiativen und Organisationen und freiheitsliebenden Menschen in Deutschland und in der Welt auf, die Repressionen, Festnahmen, Folter und Hinrichtungswellen im Iran nicht schweigend mit anzusehen, sondern mit allen Mitteln das Terrorregime der iranischen Regierung zu verurteilen und islamische Regime weltweit zu isolieren. Die Menschenrechtsverletzungen im Iran kann mit weltweiten Protestaktionen gestoppt werden. Ich und weitere linke iranische Oppositionelle im Ausland tragen mit unseren Demonstrationen und Protestaktionen dazu bei die Weltöffentlichkeit auf

die mörderische islamische Regierung aufmerksam zu machen. Diese Öffentlichkeitsarbeit werden wir auch weiterhin betreiben. Meiner Ansicht nach muss die islamische Regierung im Iran vollständig wirtschaftlich boykottiert und politisch isoliert werden. Ich hoffe, dass zum Jahrestag des iranischen Volksaufstands am 12.Juni 2009 Millionen und mehr von Iranerinnen und Iranern wie letztes Jahr zu Großdemonstrationen und Generalstreiks kommen werden um dieses mörderische System zu stürzen. Alle politischen Gefangenen im Iran müssen sofort freigelassen werden und die Hinrichtungen im Iran müssen gestoppt und verboten werden. Pressefreiheit im Iran und gleiche Rechte für Frauen müssen geschaffen und respektiert werden. Nur der Sturz dieses mörderischen Systems kann im Iran Sozialismus und Freiheit für die Iranische Bevölkerung bringen.

- Nieder mit der islamischen Regierung im Iran
- Es lebe der Sozialismus
- Hoch die Internationale Solidarität



Foto: Christoph Hainc © photocase.com

Nationales Stipendienprogramm

Von Jonas Erkel

»Es gibt mehr Geld.« Das hört sich ja schon mal ganz gut an. Und tatsächlich soll mit dem nationalen Stipendienprogramm der Bundesregierung das Büchergeld auf 300 Euro angehoben werden. Mehr Geld für die Stipendiaten also. Doch gerade die sind unzufrieden damit. Und Nein, sie wollen nicht noch mehr Geld, sondern möchten eigentlich gar nicht so viel. Verkehrte Welt denkt da manche oder mancher? Doch die Ablehnung hat gute Gründe. Stipendienprogramme kommen zum Großteil Studierenden aus sozial besser gestellten Familien zu Gute. Dass genau diese deutlich mehr Geld bekommen, ist ungerecht. Angehörige sozial schwächerer Familien sind nach wie vor im Bildungsbereich benachteiligt und haben schlechtere Chancen dort. Dadurch, dass bei den nationalen Stipendienprogrammen vor allem die Leistung als Vergabekriterium bestimmt und der soziale Hintergrund außer Acht gelassen wird, werden Ungleichheiten im Hochschulzugang nicht beseitigt. Gerade Studierende, die sich ihr Geld nicht zusätzlich durch Arbeit neben dem Studium verdienen müssen, können sich eher auf das Studium konzentrieren und dadurch bessere Leistungen erreichen. Und gerade diese werden nun bevorteilt. Wer Geld hat bekommt noch mehr Geld. Hier beißt sich die Katze in den Schwanz.

Und wo soll nun das Geld herkommen? Die Hälfte der benötigten Mittel kommt hierbei aus der Privatwirtschaft. Diese kann dadurch auch direkt bestimmen, wo die Gelder verwendet und für welche Fachbereiche die Stipendien vergeben werden sollen. Vor diesem Hintergrund steht zu befürchten, dass vor allem die Geisteswissenschaften schlechter abschneiden werden.

Der andere Teil des Geldes wird vom Bund und Ländern gestellt. Geld, das sinnvoller eingesetzt werden kann. Denn es gibt ein Programm, welches soziale Ungleichheiten bewusst abzubauen versucht: das BAföG. Mit den Mehr-Ausgaben für das nationale Stipendienprogramm könnte das BAföG spürbar erhöht werden. Dies käme wesentlich mehr Studierenden zu Gute. Außerdem wird die Förderung unabhängig von Studienfachwechsel oder Studienortwechsel weitergezahlt, im Gegensatz zum Stipendienprogramm. Leider hat es die Politik bislang nicht geschafft das BAföG zu erhöhen. Und dabei geht es hier um eine mickrige Erhöhung von 2%.

Alles gute Gründe, die gegen das nationale Stipendienprogramm sprechen. Ganz klar: Stipendien an sich sind nicht abzulehnen, die Konzentration in Folge des Nationalen Stipendienprogramms ist aber deutlich zu kritisieren. Dies sehen, wie anfangs angedeutet, auch die »Betroffenen« selbst so. So haben bereits über 3500 Stipendiat_innen eine Online-Petition gegen das Programm unterschrieben, etliche große Stipendienstiftungen haben ihre Ablehnung geäußert. Mehr Geld ist eben nicht immer gewünscht, es stellt sich nämlich auch die Frage »Für wen?«



Foto: kallejpp © photocase.com

Immatrikuliert und dann?

Für die einen ist es eine gefühlte Ewigkeit her, für die anderen nur ein Semester, da standen sie an der Stelle an der nun die neuen Erstsemester_innen stehen. Noch gut ist das Warten in Erinnerung, ob der NC einen an die Wunschuni gelassen hat oder nicht. Ebenso ist die Informationssuche noch präsent, die einen durch das Labyrinth der Uni-Homepage jagte damit man hoffentlich am Schluss alles Notwendige – und noch mehr – beisammen hatte. Und schließlich war es dann so weit. Veni, vidi.

Doch was bedeutet es eigentlich Lehramtskandidat_in zu sein, welche Gestaltungsmöglichkeiten gibt es und an wen kann man sich wenden, wenn man Fragen hat?

Gerade auf letztere Frage ist die Antwort weitreichend. Je nach Frage, Lust und Laune kann sich ein_e Lehramtskandidat_in nämlich u.a. an das AFL, ZPL, ZLF, ZAL, die Studienberatung, den/die zuständigen Professor_innen oder das zuständige Sekretariat, das Büro für Schulpraktische Studien, den Fachbereich oder die Fachschaft des jeweiligen Faches und natürlich auch gerne an uns – das L-Netz – wenden. Zudem hat man für allgemeine Fragen auch die Möglichkeit, sich zum Info Service-Point, zum Studierendensekretariat oder zum AStA zu begeben. Wenn das alles nicht hilft und, kann man seine Fragen auch in der Einführungswoche für Lehramtskandidat_innen stellen, wo man auf alle Anlaufstellen zum ersten – und in einigen Fällen auch zum letzten – mal aufmerksam gemacht wird.

Fragen an Fachschaften zu stellen erweist sich gerade in Fachbereichen mit Lehramtskandidat_innenmangel schwierig. Doch wie kommt es zu einem Mangel, wenn doch sogar eine NC-Beschränkung den Zugang zu einem solchen Fach beinahe verwehrt hätte? Die Antwort liegt bei den grundwissenschaftlichen Veranstaltungen. Diese sind für Lehramtskandidat_innen verpflichtend, aber gleichzeitig auch chronisch (mit Lehrstellen, Räumen, finanziellen Mitteln, etc.) unterversorgt. Somit kann nur eine begrenzte Anzahl von Lehramts-Erstsemester_innen geben und folglich entsteht ein NC. Dieser entsteht allerdings über das gesamte Lehramt und nicht über die einzelnen Fächer, da es noch kein ausgeklügeltes System über die vernünftige Verteilung der Studierendenplätze gibt, angesichts der großen Studierendenzahl und der unübersichtlich großen Anzahl von Fachkombinations- Möglichkeiten.

Doch das Lehramtsstudium besteht nicht nur aus Informationssuche – was auch in hohen Semestern noch kein Ende nimmt – und den jeweiligen Lehrfächern. Es gibt verschiedene Möglichkeiten sich zusätzlich einzubringen und weiterzubilden. So gibt es Projekte, wie aktuell das Projekt Balu, in denen mit Schülern in praxisnaher Arbeit gearbeitet wird, es gibt das Zertifikat für neue Medien – über das man sich auf der Seite des ZLF informieren kann – und man kann sich auch an der fach-eigenen Fachschaft oder selbstverständlich beim L-Netz, der Fachschaft für Lehramtsstudierende, engagieren.

Das L-Netz vertritt euch zum Beispiel im ZFL, ZPL und nimmt Einfluss auf die Gestaltung der Studienordnung (SPoL). Zudem engagieren wir uns für

ein selbstbestimmtes und eigenverantwortliches Lehramtsstudium, in dem der Lehrerberuf und die Schule in ihrer jetzigen Form hinterfragt und kritisiert werden soll, neue Ideen entwickelt werden und überlegt wird wie eine gerechtere Schule und Gesellschaft aussehen kann. Wenn ihr also Zeit und Lust habt mitzumachen oder einfach eure Ideen und Vorschläge einbringen wollt könnt ihr euch gerne bei uns melden. Es würde uns sehr freuen!

Die Auswahlmöglichkeiten des Lehramtsstudierenden hören jedoch auch nach der Studienzeit noch nicht auf. Wenn im Laufe des Studiums bemerkt wird, dass die Schule für einen doch nicht geeignet ist, scheint man erst mal ein Problem zu bekommen. Doch verzweifelt muss man deswegen noch lange nicht sein. Laut der Studien- und Prüfungsordnung für Lehramtskandidaten (SPoL) ermöglicht das erste Staatsexamen grundsätzlich die Promotion an einem der gewählten Fächer, wobei jeder Fachbereich und insbesondere jeder potentielle »Doktorvater« dies je nach Studiengang und individueller Leistungen zu entscheiden hat. Meist

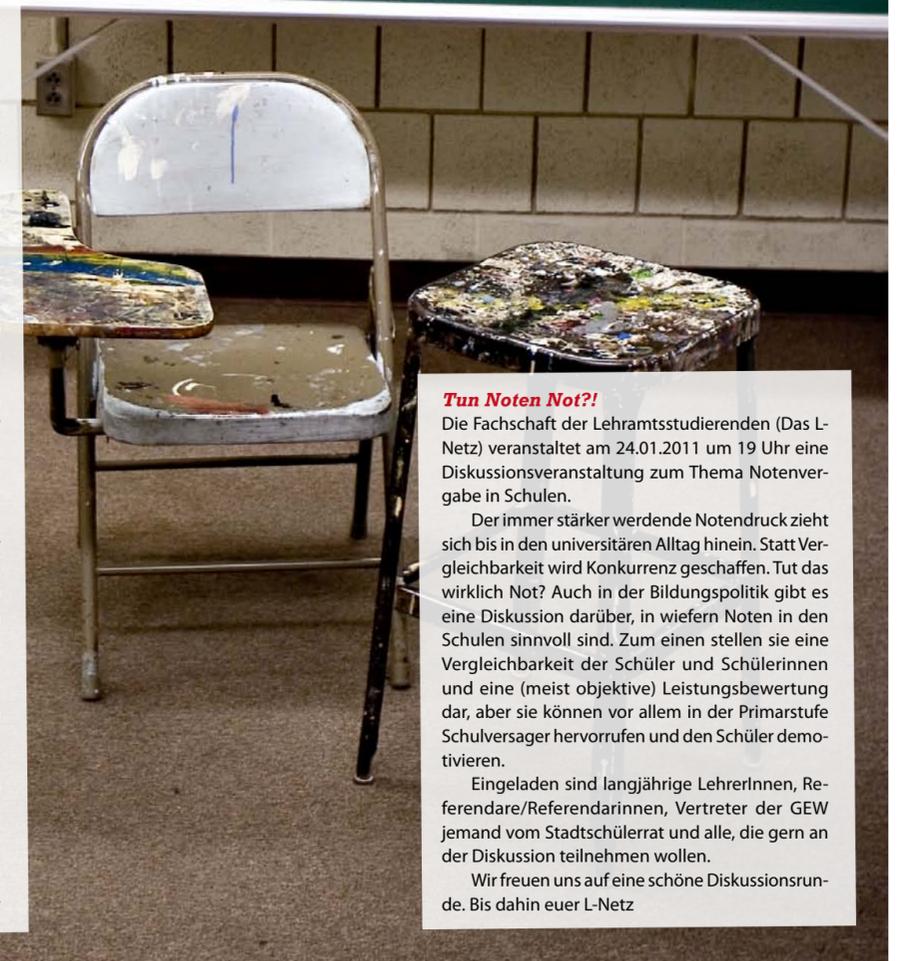
sind aber zumindest L3 Studierende – bei überdurchschnittlichen Leistungen – der Promotion an einem der eigenen Fächer berechtigt. Des Weiteren kann man einen Bachelorabschluss anstreben und sich ggf. bereits erbrachte Leistungen anerkennen lassen. Einen Mittelweg zwischen Fachwissenschaft und Schule gibt es auch noch, und zwar die fachdidaktische Forschung, die in allen Fächern noch sehr viel Potential hat.

Sehr sei auf unsere geplante Diskussionsveranstaltung am 24.1.11 im KOZ hingewiesen, bei der das brisante Thema »Notengebung an der Schule« kontrovers diskutiert werden wird.

Wir freuen uns, dass es all diese Möglichkeiten noch gibt und hoffen, dass die auch in Zukunft durch die fachliche Nähe möglich bleiben.

Mit diesen Worten wünschen wir den neuen Lehramtler_innen einen guten Start und den Alten ein erfolgreiches WS 10/11!

Euer L-Netz
(post@l-netz.info)



Tun Noten Not?!

Die Fachschaft der Lehramtsstudierenden (Das L-Netz) veranstaltet am 24.01.2011 um 19 Uhr eine Diskussionsveranstaltung zum Thema Notenvergabe in Schulen.

Der immer stärker werdende Notendruck zieht sich bis in den universitären Alltag hinein. Statt Vergleichbarkeit wird Konkurrenz geschaffen. Tut das wirklich Not? Auch in der Bildungspolitik gibt es eine Diskussion darüber, in wiefern Noten in den Schulen sinnvoll sind. Zum einen stellen sie eine Vergleichbarkeit der Schüler und Schülerinnen und eine (meist objektive) Leistungsbewertung dar, aber sie können vor allem in der Primarstufe Schulversager hervorrufen und den Schüler demotivieren.

Engeladen sind langjährige LehrerInnen, Referendare/Referendarinnen, Vertreter der GEW jemand vom Stadtschülerrat und alle, die gern an der Diskussion teilnehmen wollen.

Wir freuen uns auf eine schöne Diskussionsrunde. Bis dahin euer L-Netz

Foto: 12frames © photocase.com

Fünf Ersti-Tipps

Von Sandra Stelzenmüller

Kaum hat das Studium begonnen rasselnd auf einen tausende von neuen Informationen und Eindrücken ein und obwohl man es kaum versteht warum, man outet sich überall als Ersti. Damit ihr euch schafft ein bisschen zu tarnen, hier fünf Tipps wie ihr euer Ersti-Dasein vertuschen könnt.

Tipp 1 Klopfen statt Klatschen:

Eine Sache mit der ihr euch sofort verrätet ist, wenn ihr nach einer Vorlesung klatscht. Zur Anerkennung für eine gute Vorlesung – oder vielleicht auch einfach damit der Prof nicht noch einmal anfängt weiter zu erzählen – klopfen Studierende nach den meisten Veranstaltungen auf den Tisch. Während Klopfen jedoch lediglich ein leichtes auf- und ab Bewegen der Hand erfordert, muss man sich beim klatschen wesentlich mehr anstrengen. Diese Energie kann man jedoch sinnvoller nutzen – zum Beispiel bei einem Gang zum Klo, einer Kippe oder den Treppen wenn der Aufzug mal wieder stecken geblieben ist oder nicht beikommt. Deshalb ist es ratsam, wenn man nicht als Ersti hervorleuchten will – die bequemere Variante zu wählen und Energie sparen.

Tipp 2 ich DU er SIE es:

In der Uni Dutzt man sich. Auch ältere und jüngere Studierende Dutzen sich in der Regel. Es ist selten wenn jemand ein »Sie« verlangt. Aber aufpassen: Das gilt nicht für Lehrende!

Tipp 3 Umständlich ausdrücken:

Je nach Studiengang oder Bereich ist es sehr beliebt sich untereinander (NICHT in HAUSARBEITEN!) umständlich auszudrücken. Drei Sachen sind dabei zu beachten:

1. Gibt es einen lateinischen Begriff der verwendet werden kann (und mit dem man noch gerade so verstanden werden könnte)
2. Wenn es keinen lateinischen Begriff gibt, kann man es irgendwie ins Englische packen?
3. Wenn beides nicht geht lässt sich der Begriff sicherlich mit Wortzusätzen ausschmücken (wie zB statt Diskussion kontroverse Diskussion oder Dialog gesellschaftlicher Dialog)

Dennoch sollte man dabei nicht vergessen, dass Ausnahmen die Regel bestätigen und es auch Studierende gibt denen ihr damit extrem auf den Sack gehen könntet. ;)

Tipp 4 Abkürzungen:

Ich geh nach AC in die Bib, dann ins StuPa, hoffe dass danach das KOZ noch offen hat und lese da meine Spol. Sicher hat das ein oder andere Kürzel schon jeder einmal gehört oder gelesen, dennoch sind es nicht nur die paar die im Studienalltag auftauchen. Alles was geht wird versucht abzukürzen – natürlich nur soweit wie es noch halbwegs verständlich ist, doch auch bei der jetzigen Fülle ist dies schon nicht mehr leicht möglich. Nun wäre es Wahnsinn alle Kürzel versuchen auswendig zu lernen – besonders weil man sich selbst auch neue überlegen kann (sofern die andern einen dann noch verstehen). Aber das Problem kann man leicht umgehen. Da es so viele Kürzel gibt, ist es kein Problem einfach nochmal jemanden zu fragen was das Kürzel gleich nochmal hieß. Und vielleicht trifft ihr sogar öfter als ihr denkt auf wen der zumindest erst mal eine gute Weile überlegen muss bevor ihr eine Antwort bekommt.

Tipp 5 Wenn alles nix hilft – Fragen kost nix:

Wenn ihr das Gefühl habt ums zerplatzen keinen Durchblick zu haben, geht doch einfach einmal zu eurer Fachschaft und fragt die aus. Fachschaftler_innen helfen immer gern. ;)

Kürzelliste:

Diese Liste erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit und soll einfach nur mal einen Überblick liefern:

(Studentische) Gremien:

AStA – Allgemeiner Studierenden Ausschuss
StuPa – Studierenden Parlament
Hsg – Hochschulgruppe
FS/FRS (eher geschriebene Abkürzung) – Fachschaft/
Fachschaftsrat
FSK – Fachschaftenkonferenz
FBR – Fachbereichsrat

Campis und Co:

Bib/UB – Bibliothek/Unibibliothek
KOZ – Kommunikationszentrum (das Café neben dem Studierendenhaus)
TuCa – Turmcafé
HZ – Hörsaalzentrum
RuW – Rechts- und Wirtschafts- (Gebäude)
HoF – House of Finance
IGF – IG-Farben
Afe-Turm – »Abteilung für Erziehungswissenschaft« (der Große scheppe Turm wo die Fachbereiche 03/04 noch zu finden sind)
NG – Nebengebäude (im IG-Farben Haus)
HZ – Hörsaalzentrum (auf dem IG-Farben Campus)
ZLF – Zentrum für Lehrerbildung, Schul- und Unterrichtsforschung
ZPL – Zentrales Prüfungsamt für Lehrerbildung

Weitere kürzen und Erklärungen findet ihr zB auch auf manchen Fachschaftsseiten wie die des I-Netz (www.i-netz.info).

Hier und There

Von Moritz Schlegelmilch

Nachdem im Februar diesen Jahres das Austauschprojekt Hier und There des kunstpädagogischen Instituts Frankfurt und dem Trenton College New Jersey (USA) mit einem Besuch und einer Ausstellung in den USA begonnen hatte, trat diesen Sommer das Projekt in seiner zweite Phase:

Die Amerikaner_innen in Frankfurt am Main.

In den heißesten Tagen dieses Sommers waren sie bei uns, die 14 amerikanischen Kunstpädagogik-Austauschstudierende aus Trenton. Zwei Wochen waren sie hier bei den deutschen Studierenden untergebracht, was einen intensiven persönlichen Austausch über die geplanten Aktivitäten hinaus ermöglichte. Drei Monate lang bereiteten die 14 deutschen Studierenden der Kunstpädagogik das Programm vor, das den Amerikaner_innen die Stadt Frankfurt, deutsche Kultur, Kunst und Historie näher bringen sollte. Kern des Austausches sollte eine Ausstellung werden, mit Kunstwerken der amerikanischen Studierenden. Bis zum Tag der Anreise, war es überwiegend ein Geheimnis, was die Amerikaner_innen an Kunst mitbringen würden. Über die Kommunikationsplattform Facebook wurden lediglich kleine Einblicke in Arbeiten gegeben.

In den zwei Wochen sollte also die Ausstellung auf die Beine gestellt werden. Parallel zu den Aufbauarbeiten unternahmen die Studierenden Aus-

flüge in den Rheingau zu einer Boots- und Fahrradtour, ins historische Seligenstadt, den Hessenpark, natürlich Frankfurt selbst und seine Museen, sowie einen Zeltausflug aufs Land.

Der Austausch, unter Leitung von Prof. Jochen Fischer, Katrin Ströbel und Elizabeth Mackie, war jedoch keine reines Ausflugsprogramm, sondern die Studierenden – deutsche wie amerikanische – sollten Erfahrungen sammeln im Umgang mit Kunst, von der Idee, bis zur Umsetzung in einer geschlossenen Ausstellung und dem Diskurs über die Arbeiten. Das übergeordnete Thema war Hier und There – es ging über die Auseinandersetzung mit der eigenen Identität und der individuellen wie allgemeinen Kulturverbundenheit und der kulturellen Unterschiede zwischen den Nationen und natürlich der Städte Frankfurt und Trenton. Die weitere Annäherung der Studierenden war die Reflexion über die Ausdrucksmöglichkeiten in künstlerischen Arbeiten und der anschließende Transfer in Form eines Werkes.

Wer am Tag der Ausstellung die Ausstellungsräume betrat, konnte als erstes den Geruch von Crackern wahrnehmen, denn mehr als 100 von ihnen hingen von der Decke eines Ausstellungsraumes. Matt Pembleton hatte einen Vorhang aus Crackern hergestellt. Er konzipierte die Arbeit in den USA und stellte bereits einen amerikanischen »Crackervorhang« her, der jetzt im Ausstellungsraum als Video zu sehen ist. Denn Transportabel war die Arbeit nicht. Die neue Arbeit besteht nun

aus bekannten Deutschen Crackern und lädt ein zur Auseinandersetzung mit kulturellen Unterschieden, wie sie in einigen der Arbeiten der Ausstellung zu finden sind. Anne Ruffner z.B. setzte sich mit dem Leben amerikanischer Studierenden auf dem Campus auseinander: ihrer Meinung nach nähmen die Studierenden vor lauter Studium und Abgrenztheit des Campus die Außenwelt schwächer wahr, was sie in Form einer den Blick beschränkenden Halbkugel, »college bubble« darstellte.

In dem Projekt wurde letztendlich viel gelernt, auf künstlerischen, wie persönlichen und organisatorischen Ebenen und das wichtigste an Allem: Es wurden Menschen aus einem anderen Kulturkreis kennen gelernt und ein soziales Netzwerk geschaffen, das auch für die Zukunft fruchtbar sein wird.

Unterstützt wurde das Projekt durch den AStA, das International Office, das Zentrum für Lehrerbildung und den Freunden und Förderern der Universität

Bilderverzeichnis

Zeltausflug zur Prophetenmühle bei Gießen (Hintergrund)
Performance bei der Ausstellung im Institut für Kunstpädagogik von Keith Costelny (1)
Im römischen Kaiser in Seligenstadt durfte die Gruppe Erfahrungen im Kochen sammeln (2)
Seligenstadt wurde der Gruppe in einer interessanten Führung vorgestellt (3)



Foto: Peter Kasselkus

Foto: David Schommer © www.unterbelicht.net.com/david/

Ein Kommentar zur Veranstaltung

»Religion an der Universität«

Theologie oder Religionswissenschaften?

Anlass zur Verfassung dieses Artikels ist die Podiumsdiskussion »Religion im universitären Diskurs« welche am 1. Dezember 2010 stattfand. Geladen waren mehrere Gäste unter anderem der Vizepräsident Prof. Matthias Lutz-Bachmann, Prof. Michael Brumlik, Prof. Stefan Alkier, den Journalisten Matthias Drobinski sowie Meinhard Schmidt-Degenhard und einem studentischen Vertreter dem Senator Dominik Delp. Offensichtlich wurde das Stattfinden der Veranstaltung im Vorfeld nur mangelhaft kommuniziert, bestand das Publikum doch zu weit über 90% Prozent aus Theologiestudenten die über diese Veranstaltung von ihren auf dem Podium sitzenden Professoren informiert worden waren. Grund hierfür ist vermutlich, dass nicht aktiv für die Veranstaltung geworben wurde. Einige Flyers sollen wohl verteilt worden und jeder Student eine E-Mail erhalten haben, doch krankt letztere Sache schon daran, dass der Großteil der Studierenden ihr Uni-E-Mail-Postfach wohl nicht mit ihrem privaten Postfach verknüpft haben und somit nicht über Mail in Kenntnis gesetzt wurden.

Im Laufe der »Diskussion« wurde schnell klar, dass weder das Publikum noch die anwesenden Professoren an einer aufrichtigen und eventuell auch nicht auf theologiewissenschaftlichem Niveau stattfindenden Debatte interessiert waren. So wurden Fragen seitens Delp wie die Professoren zu einer Organisation in seinem Heimatort stehen, welche von der evangelischen Kirche unterstützt wird und Homosexuelle »heilen« will, übergangen bzw. als plump abgetan. Gerade für Nicht-Theologen wäre eine Sichtweise der Lehrenden auf diese Thematik aber äußerst wünschenswert gewesen. Stattdessen wurden lieber Anekdoten über das vermeintliche Unwissen der Studierenden über Religion erzählt. So gab es große Heiterkeit im Publikum als einer der anwesenden Professoren erzählte, dass die ehemalige Bischöfin Käsmann einmal von einem Studenten gefragt worden sei, wieso sich auf den Kirchtürmen denn lauter Plus-Zeichen befinden. Über das Unwissen der Personen zeigten sich die Professoren sehr erschüttert und beschrieben die Vertiefung des Informationsbestrebens als nun vordringliche Aufgabe ihres Fachbereiches.

Artikel 4 unseres Grundgesetzes garantiert die Religionsfreiheit und Schutz vor staatlicher Einflussnahme. Dies ist gut und wichtig um vor allem religiöse Minderheiten wie Menschen jüdischen und muslimischen Glaubens zu schützen. Allerdings ist das in Artikel 4 normierte Grundrecht auch ein negatives Grundrecht, dies bedeutet so wie jeder Mensch das Recht hat seinen Glauben zu praktizieren, so steht es auch jedem frei dies eben nicht zu tun, nichts zu glauben und nicht mit Religion belästigt zu werden. Das so beklagte Unwissen ist also nicht traurig, sondern das Unwissen ist Ausfluss unserer aktiv gelebten Verfassungskultur und sollte von Seiten religiöser Menschen akzeptiert und respektiert werden wie dies auch umgekehrt gilt. Vor allem sollten Bemerkungen wie: »Wenn man sich mit Religion nicht auskennt braucht man erst gar nicht ins Städel zu gehen, da man eh nichts versteht« unterleiben. Spricht sie doch jedem Agnostiker oder Atheisten bzw. andersgläubigen Menschen die Kompetenz ab europäische Kunst und Musik zu verstehen und drückt nur die immer noch vorhandene Arroganz aus, dass das Christentum das Fundament unserer Gesellschaft darstellt.

Auch die Frage Seitens Schmidt-Degenhard was denn die theologischen Studiengänge zum gesellschaftlichen Diskurs beitragen wurde empört zurückgewiesen. Doch gerade im Bereich der sozialen Gerechtigkeit so z.B. zur Thematik Hartz IV, und zunehmender Kinderarmut in Deutschland ist dies eine berechtigte und wichtige Frage. Auch hier wurde wiederum nur plump erwidert, dass sich die Frage nach der gesellschaftlichen Relevanz nicht stelle. Als Theologe würde man ja auch nicht fragen was denn die Ägyptologie und Ostasienwissenschaften und andere derartige Studiengänge für die Gesellschaft beitragen würden. Die ist eine Beleidigung und Herabwürdigung dieser Studiengänge die im Gegensatz zu den theologischen Studiengängen frei von äußeren Einflüssen lehren und zum interkulturellen Verständnis der Menschen beitragen in dem sie uns z.B. die asiatischen Einflüsse näher bringen und verständlich machen.



Als Delp die Frage stellte ob denn eine Theologie ohne Gott möglich sei, wurde seitens des Publikums ein »natürlich nicht« geantwortet, ein Professor sprach dann vom abenteuerlichen Konstrukt einer sehr wohl existierenden atheistischen Theologie. Niemand möchte den theologischen Studiengängen den wohl durchaus auch stattfindenden kritischen Diskurs im Bezug auf die Existenz oder Nichtexistenz Gottes absprechen. Doch sind diese eben nicht so frei in ihrer Lehre wie sie angeben. Die großen Kirchen Deutschlands entscheiden maßgeblich bei der Besetzung der Professuren mit und berufen unliebsame Lehrstuhlinhaber ab, sie nehmen Einfluss auf die Lehre und niemand wird als konfessionsloser die Möglichkeit haben dieses Studium aufzunehmen, so wie kein Konfessionsloser die Möglichkeit hat dort zu lehren. Oder wie stellt sich z.B. die Situation eines Homosexuellen dar der katholische Theologie studiert? Seine Homosexualität ist nach den Lehren der katholischen Kirche krank und widernatürlich, er wird sie kaum ausleben dürfen da er sonst seine Möglichkeit auf die Priesterweihe verliert. Wird dieses zutiefst diskriminierende und abschätziges Menschenbild auch hier an der Universität gelehrt?

Die Beantwortung dieser und anderer Fragen blieb die Veranstaltung leider letztendlich schuldig. Es konnte also nicht geklärt werden was genau die Studiengänge Theologie mit den anderen wissenschaftlichen Studiengängen verbindet. Die These, dass zu einer pluralistischen Gesellschaft eben auch ein Theologiestudium gehört mag man richtig finden, doch sollte man sich vergegenwärtigen, dass die Kirchen in eben dieser pluralistischen Gesellschaft versagt haben. Immer wieder werden ca. 50 Millionen Menschen in Deutschland als Kirchenangehörige bezeichnet, nur weil sie Kirchensteuer zahlen. Der Großteil dieser Menschen zahlt die Kirchensteuer aber nicht, weil sie sich durch die Kirche vertreten oder ein aktives Mitglied der Gemeinde sind, sondern in dem Glauben, dass dieses Geld »schon für etwas Gutes« gebraucht werde. In der Tat trugen die christlichen Kirchen in der Vergangenheit auch viel zur Verfestigung unserer Kulturlandschaft bei, sei es in der Musik, der Malerei oder auch der deutschen Sprache ganz allgemein. Allerdings förderte die Kirche nicht aus Selbstlosigkeit die Künste, sondern vielmehr aus dem Zwang heraus den damals lebenden Menschen mit großen Bauwerken, schöner Musik und Malerei die »Größe Gottes« näher zu bringen.

Dieses Anliegen ist durchaus legitim, doch ist es nicht duldsam, dass wie in der Veranstaltung seitens der Lehrpersonen geäußert, die Kirche sich heute als großer Gönner geriert. Nur fair ist es deshalb wenn man auch auf die große negative Rolle insbesondere der römisch-katholischen Kirche eingeht welche diese in der Geschichte unseres Landes einnimmt. Über Jahrhunderte hinweg unterdrückte die Kirche unliebsame Musik und andere Künste, sowie die Wissenschaft und verhinderte damit Fortschritt und Aufklärung der damaligen Bevölkerung.

Es dauerte bis zur Aufklärung und Philosophen wie Kant, die jedem Menschen von Geburt an sein Recht auf Freiheit zusprachen und damit den Ständegedanken der von der Kirche aus Gründen der eigenen Machterhaltung propagiert wurde, langsam in Hintergrund gedrängt wurde.

Gegen Ende der Veranstaltung warf eine Studentin die berechtigte Frage auf welches Menschenbild denn im Fachbereich der Wirtschaftswissenschaften gelehrt werde. Dies sei doch das Menschenbild des »Homo oeconomicus«, also eines Menschen der nur auf seinen eigenen Vorteil bedacht und an ständiger Nutzenmaximierung orientiertem Handeln bedacht ist. Doch gibt es in diesem Fachbereich auch andere Strömungen wie sie unter anderem vom Prof. Bertram Scheffold vertreten werden und um die Lehre eines anderen Menschenbildes bemüht sind. Positiv zu bewerten ist hier dass Prof. Lutz-Bachmann anregte in Zukunft auch aus diesem Grund über das gelehrt Menschenbild und die Kultur an den anderen Fachbereichen zu diskutieren.

Vielleicht sollten die theologischen Studiengänge darüber nachdenken, sich aus der Umklammerung der Kirchen zu lösen und offen für alle Studierende und Lehrenden, also auch Konfessionslose zu werden. Nicht im Rahmen der Theologie (Gotteslehre), sondern vielmehr nach dem Ideal der Jurisprudenz (Rechtsinterpretation und Hinterfragung), dann als Religionswissenschaften im Einklang mit allen anderen wissenschaftlichen Studiengängen hier an unserer Johann-Wolfgang-Goethe Universität, Frankfurt am Main.

Jan Niklas Roth, Referent für Hochschulpolitik in Funktion als Privatperson

Wir denken oft an die gemeinsamen Zeiten zurück

Wir möchten mit diesen Zeilen einem besonderen Menschen eine letzte Ehre erweisen.

Wer in der Zeit zwischen 1996 und 2006 in irgendeiner Form hochschulpolitisch aktiv war, sei es im Umfeld einer Hochschulgruppe oder in einer studentischen Initiative, wird sich sicherlich an Heidi erinnern. Viele hatten beispielsweise etwas abzurechnen und wollten Quittungen beim ASTA abgeben, um sich ihr Geld abzuholen, Dazu mussten sie zu Heidi ins Büro.

Für uns, die wir Heidi tagtäglich begegneten, war sie mehr. Wenn man nur im Zusammenhang mit Geld an sie dachte, würde man ihrer Funktion im ASTA nicht gerecht werden. Sie hat den ASTA und die Menschen, die in ihm wirkten, auf ihre Art und Weise geprägt.

Heidi Mathae war von 1996 bis 2006 die Geschäftsführerin im ASTA. Da sie vorher in der Buchhaltung eines Wirtschaftsunternehmens gearbeitet hatte, war die Tätigkeit beim ASTA für sie eine Umstellung: Ungefähr jährlich wechselnde Vorgesetzte, die dreißig bis vierzig Jahre jünger waren als sie selbst und unterschiedliche politische Richtungen vertraten, hatten die wildesten Ideen, was sich mit den Geldern des ASTA anstellen ließe. Für Heidi war vieles davon »Trallattik«, und sie musste uns so manches Mal den Kopf zurechtrücken, wobei ihr ihre durchsetzungsstarke Art sehr zu Hilfe kam. Offensichtlich hat es ihr gut getan und war ihr ein Bedürfnis, mit jüngeren Leuten zusammenzuarbeiten, und sie konnte gut auf die unterschiedlichen Charaktere der jeweiligen Vorsitzenden und Referent_innen eingehen.

Heidi war für das gesamte Umfeld des ASTA ein wichtiger Bezugspunkt, in fachlicher wie in menschlicher Hinsicht. Mit ihrer warmherzigen, offenen aber auch manchmal schmerzhaft direkten Art konnte sie die Ratsuchenden in jeder Lebenslage auf die passende Weise unterstützen. Sie konnte die Menschen aufmuntern, stärken und ihnen helfen, die richtigen Prioritäten wieder in den Blick zu nehmen. Mit Heidi ließ sich nicht nur stundenlang über die finanzielle Situation im ASTA diskutieren. Vielmehr kam es vor, dass ein Gespräch bei ihr im Büro bei einer fehlerhaft ausgefüllten Abrechnung begann und bei einer Grundsatzdiskussion über den religiösen Glauben endete.

Darüber hinaus hatte sie auch noch ein Herz für Tiere: Die große Protestwelle 2003/2004 brachte Roland, das schwarze Mini-Schwein in den ASTA. Roland war im Alter von sechs Wochen von seiner Mutter getrennt worden und wurde von den damaligen Vorsitzenden als Maskottchen des Protests in den ASTA geholt. Trotz ihrer umfangreichen sonstigen Aufgaben wurde es Heidi nicht zu schwer, ihn mitzuvorsorgen. Dank ihr wurde Roland stubenrein, und sie sorgte dafür, dass er rechtzeitig zusammen mit ihrem in Spanien von der Straße geretteten Mischlings-Hund Goffa geführt wurde. Zuweilen teilte sie sogar ihr Butterbrot mit Roland.

2006 hat Heidi entschieden, in Teilzeitrente zu gehen und sich in ihr Privatleben zurückzuziehen. Am Samstag, den 5. Juni 2010 ist sie verstorben. Wir werden sie sehr vermissen!



Das KOMM soll abgerissen werden und der Klinik weichen!!!!

Abriss des KOMM Anfang 2011

Die Basis unseres studentischen Lebens auf dem Niederräder Campus ist bedroht, denn: das KOMM soll wegen der Umbaumaßnahmen des Klinikums weichen.

Die aktuellen Pläne der Klinikleitung beinhalten, dass die Hautklinik, jetzt in Haus 21, ab September 2011 in einer Containerlösung untergebracht wird, und zwar an der Stelle, wo heute noch unser KOMM steht. Dieses soll ersatzlos gestrichen werden. Die geplanten Baumaßnahmen sollen voraussichtlich schon im März 2011 beginnen!

Diese Nachricht kam uns vor wenigen Tagen durch Zufall zu Ohren und wurde mittlerweile bestätigt. Noch gibt es dazu von der Klinikleitung nicht viele Infos, aber klar ist, dass das Haus, das in den 70ern besetzt wurde und in dem wir seitdem volles Nutzungsrecht haben, ohne Rücksprache oder Gespräche mit uns dem Erdboden gleichgemacht werden soll, und zwar schon Anfang des Jahres!!!

Bis jetzt hat es niemand für nötig befunden, mit den Studierenden direkt zu verhandeln, aber fest steht schon mal: Eine Wiederbesetzung wird wahrscheinlich nötig sein, um das Gebäude zu behalten und wir würden uns über euren Rückhalt und eure Solidarität, wie auch immer geartet, freuen. Es ist wirklich ein wichtiges Haus mit einer einzigartigen historischen Geschichte, das stellvertretend für die Demokratisierungsprozesse in der Medizin und auch in der Uni in den 70er Jahren steht.

Unseres Wissens nach ist geplant, dass das KOMM abgerissen werden und dort eine Containerlösung für die Hautklinik ab September 2011 entstehen soll. Die Abrissmaßnahmen sollen bereits März/April 2011 beginnen. Das KOMM soll zunächst ersatzlos gestrichen werden und irgendwann ein Ersatzbau auf dem Parkplatz neben dem Campus oder neben dem Interimshörsaal entstehen. Sowohl der Zeitrahmen für einen Neubau und als auch die Finanzierung sind dabei völlig unklar. Fakt ist, dass die Studierendenschaft über einen langen Zeitraum hinweg über kein Gebäude verfügen wird. Es gehen weiterhin Gerüchte um, dass der ASTA dem FB 16 eine Millionen Euro diesbezüglich zur Verfügung stellen würde, was, wie sich herausstellte, keineswegs der Fall ist.

Wir fühlen uns in jeder Hinsicht über- und hintergangen, da wir Studenten zu keinem Zeitpunkt über derartige Pläne informiert wurden. Auch die Fachschaft wurde niemals in Gespräche eingebunden oder nach einer Meinung gefragt. Gerüchte, dass die Studierendenschaft, die Fachschaft oder auch nur eine einzelne Fachschaftsgruppe mit auch nur einem Unterpunkt einverstanden seien, sind schlichtweg falsch. Keiner hat sich jemals mit einem Abriss des KOMMs einverstanden erklärt.

Das KOMM ist für uns die Basis des ohnehin schon geringen studentischen Lebens auf dem Campus Niederräder. Unter Besetzung in den 70er Jahren für die Medizin-Studierenden Frankfurts als Freiraum erkämpft, ist das Haus nicht nur historisch bedeutend, sondern auch heute noch der einzig wirklich studentische Ort auf diesem Campus.

Das KOMM ist für uns unverzichtbar. Es ist der Kern studentischen Lebens am Fachbereich 16. Nur hier können viele studentische Projekte und Initiativen stattfinden, wie zum Beispiel die »Tedyklinik«, die »Mediziner für Menschenrechte«, die Erstsemester-Einführungswoche, die Vertreter der bmd (Bundesvertretung der Medizinstudenten in Deutschland), die Theatergruppen »Mediziner« oder auch »Dubiose Machenschaften«, die »IPPNW – Ärzte gegen den Atomkrieg«, diverse Vortragsreihen, Lehrangebote außerhalb der Reihe, das »KOMM-Cafe«, die »KOMM-Lounge«, das Aufklärungsprojekt »Mit Sicherheit verliebt«, das »KOMM-Kino«, die Trommlergruppe »Rhythms of Resistance«, der Band-Proberaum, die Nachhilfe für Studenten, die Lerngruppen und weiter externe nicht kommerzielle Veranstaltungen, wie beispielsweise das Nachtreffen der Mediziner-Sommerschule oder auch Veranstaltungen der Studienberatung.

Und nicht zuletzt ist das KOMM DER Ort, an dem die eigentliche Fachschaftsarbeit stattfindet. Es ist das Zuhause von wöchentlichen Treffen und Diskussionsrunden, wie wir als gewählte Vertreter der Studierendenschaft die Interessen der Studenten am besten vertreten. Hier findet die Vorarbeit für all unsere Aktionen und Projekte statt.

Das KOMM ist die Basis und die unbedingte Voraussetzung für uns Studierende, um uns am Campus entfalten, entwickeln und einbringen zu können. Vor allem aber zeigt das KOMM ganz klar: wir sind eine fester Bestandteil dieser Uniklinik! Wir möchten eingebunden werden und mitentscheiden!

Wir, Studierende haben im KOMM das Verwaltungsrecht und dürfen es nutzen wie wir möchten, während der ärztliche Direktor Hausherr ist. Dies, ein eigenes, selbstverwaltetes Mediziner-Studierendenhaus, ist in Deutschland einzigartig.

Doch schon lange ist unser oranges Haus ein Dorn im Auge der Klinik, denn zu zentral auf wertvollem, weil knappem, Raum steht ein Haus, über das die Klinik nicht selbst verfügen kann. Der aktuell durchaus marode Zustand unseres Hauses ist vor allem auch darauf zurückzuführen, dass man das KOMM in den letzten Jahren bewusst nicht mehr mit den vorgesehenen Geldern saniert hat. Die Fachschaftsgruppen haben versucht diesen Verlust zu kompensieren, so sollten im nächsten Jahr z.B. die Fenster erneuert werden.

Schlimm genug, dass das Haus trotz vorgesehener Renovierungsgelder für Gebäude über die Jahre sukzessiv vernachlässigt wurde, doch jetzt soll es sogar noch abgerissen werden. Es ist schlichtweg nicht tragbar, dass jedes Jahr unglaubliche Geldmengen in die Forschung gesteckt werden und wir Studenten und die Lehre immer wieder hinten runter fallen. Jetzt ist Schluss!

Wir stellen somit klar:

- Wir sind strikt gegen den Abriss des KOMMs!
- Der ASTA setzt sich für den Erhalt und die dringend notwendige Renovierung und den Erhalt des KOMMs ein, nicht für dessen Abriss!
- Wir empfinden es als unerträglich, dass wir vollkommen von Gesprächen und Diskussionen ausgeschlossen wurden, die die Zukunft unseres Hauses betreffen!
- Wir besitzen das Nutzungs- und Verwaltungsrecht über das KOMM und müssen demnach involviert werden. Es wurde weder kommuniziert noch informiert!
- Wir verlangen eine öffentliche Stellungnahme und Informationen in dieser Angelegenheit!

Die Fachschaft Medizin am FB 16 als Institution der Studierendenschaft der Goethe-Universität Frankfurt am Main (gemäß HHG).



Das neue Studierenden Theater an der Goethe Universität

Von Paul Becke

Theater hat eine lange Tradition innerhalb der Studierendenschaft der Stadt Frankfurt. Das Studenten-Theater der Johann- Wolfgang-Goethe-Universität hat bis zum Jahre 1964 unter dem Namen »neue Bühne« für Furore gesorgt. Jedoch gibt es schon seit längerem kein richtiges Studierendentheater mehr, doch das soll sich in diesem Semester ändern.

Seit einem Jahr schreiben mehrere Studenten aus verschiedenen Fächern an einem neuen Stück welches der Tradition der vergangenen »neuen Bühne« gerecht werden soll. Denn unter Studentenbühnen versteht der Fachmann keine Laienspielgruppen, die das Profitheater nachahmen, sondern Theater mit politischem und gesellschaftlichem Engagement. Mit dieser Vorgabe, einer Brise moderner Umsetzung und unter dem Einfluss von Goethe und Monty Python soll so ein Stück entstehen, welches zu gleich kritisch, polarisierend und humorvoll ist. Die behandelten Themen reichen von der aktuellen Politik über Anti-Utopie bis hin zum »fear and loathing« würdigen Drogenrausch.

Mit freundlicher Unterstützung des ASTA, welcher Räumlichkeiten und das Startkapital zur Verfügung stellt, sind die passenden Rahmenbedin-

gungen bereits geschaffen. Einzig alleine ihr fehlt noch, um das ganze möglich zu machen. Wenn ihr euch also berufen fühlt einen Kampf gegen Tristesse, Borniertheit und Volksverdummung zu führen und noch dazu gerne vor, auf oder hinter der Bühne wirkt, dann seid ihr herzlich eingeladen mitzumachen. Im Rahmen dieses Stückes sollen bereits in diesem Semester mehrere Kurzfilme gedreht werden.

Bei Interesse meldet euch einfach bei paulbecke@web.de oder kommt einfach bei den Proben vorbei. Wir treffen uns jeden Mittwoch um 18.45 im Festsaal des Studierendenhauses.



Foto: Mr. Nico © photokase.com

Graswurzel-Projekt Arbeiterkind gibt Infos zu einem erfolgreichen Studium

Vom Verena Aßner und Sandra Beermann, Arbeiterkind

Eliteuniversitäten, Exzellenzcluster, Auswahlverfahren – es kann einem schon schwindelig werden bei der Elitenzentrierung, welche die aktuelle Restrukturierung der Hochschullandschaft beinhaltet. Die Initiative Arbeiterkind geht gerade den umgekehrten Weg: Sie will vor allem Schüler_innen und Studierenden unter die Arme greifen, denen die akademische Laufbahn nicht in die Wiege gelegt wurde. Die überraschende Erkenntnis der Arbeiterkind-Gründerin Katja Urbatsch: Es sind nicht nur finanzielle Gründe, die Kinder aus nicht-akademischen Familien vom Studium abhalten. Vielmehr ist es häufig das Fehlen von Ratschlägen, Informationen und internem Wissen, das Jugendlichen das Studium erschwert.

Diese Informationslücken will das Angebot von Arbeiterkind schließen. Schüler_innen, Studienanfänger_innen und Studierende können sich auf der Webseite www.Arbeiterkind.de über wichtige Themen wie Studiengangswahl, Finanzierungsmöglichkeiten (z.B. Bafög und Stipendien), Praktika und Auslandsstudium informieren. Sie erhalten konkrete Hilfen, beispielsweise beim

Verfassen von Motivationsschreiben und dem Ausfüllen von Anträgen.

Arbeiterkind bietet außerdem ein ehrenamtliches Mentor_innenprogramm. Studierende und Absolvent_innen organisieren sich auf lokaler Ebene, um Kommiliton_innen/Schüler_innen/Eltern brennende Fragen zu beantworten. Interessierte können über die Adresse www.Arbeiterkind.de Kontakt zu Mentor_innen an ihrer Universität knüpfen. Auch in Frankfurt am Main existiert bereits eine Mentor_innengruppe, die mittlerweile auf 70 Mitglieder angewachsen ist. Wer sich engagieren und/oder direkten Kontakt mit den Frankfurter-Mentor_innen aufnehmen möchte, kann die Ortsgruppe über die E-Mail Adresse frankfurt-main@arbeiterkind.de erreichen. Es gibt ebenfalls die Möglichkeit am Stammtisch der Frankfurter Gruppe teilzunehmen, der monatlich stattfindet. Interessierte sind herzlich eingeladen!



Foto: luxuzi © photokase.com

Fachschaften

01 – Rechtswissenschaft*
E-Mail: jura.fachschaft01@googlemail.com

02 – Wirtschaftswissenschaften
Fachschaft Wirtschaftswissenschaften
RuW Postfach 41
Grüneburgplatz 1
60323 Frankfurt am Main

Telefon: 069 798-34368
E-Mail: fachscha@wiwi.uni-frankfurt.de
www.wiwi.uni-frankfurt.de/fachschaft/

03 – Gesellschaftswissenschaften
Fachschaft Gesellschaftswissenschaften
Johann Wolfgang Goethe-Universität
Robert-Mayer-Straße 5
60054 Frankfurt/Main

Telefon: 069 798-28491
E-Mail: fachschaft@soz.uni-frankfurt.de
www.fs03.de

Die Treffen finden während der Vorlesungszeit jeden 2. Mittwoch um 18.15Uhr im Fachschaftsraum Afe 2104 statt.

04 – Pädagogik
E-Mail: info@fachschaft04.de
www.fachschaft04.de

Raum: Afe 923

05 – Psychologie
http://cgi.server.uni-frankfurt.de/fb05/fspsych/

05 – Sport
http://www.sportlichattraktiv.de/index.php

06 – Ev. Theologie
E-Mail: fachschaft06@dist.server.uni-frankfurt.de
http://www.evtheol.uni-frankfurt.de/portrait/fachschaft/index.html

07 – Kath. Theologie*
E-Mail: fachschaft07@gmx.de
http://www.fachschaft07.com/

08 – Geschichte
E-Mail: geschichteffm@gmx.de
http://fachschaftgeschichteffm.wordpress.com/

Öffnungszeiten Fachschaftsraum (IG 3.354)
Montag 10 – 13 Uhr | Dienstag 14 – 16 Uhr
Mittwoch 12 – 14 Uhr | Donnerstag 10 – 14Uhr

08 – Philosophie
E-Mail: institutsgruppephilosophie@hotmail.de
http://institutsgruppephilosophie.wordpress.com/

Verteiler:
frankfurterphilosophie-subscribe@yahoo.com

09 – Sprach- und Kulturwissenschaften
E-Mail: fachschaft.kupaed@googlemail.com

... und falls es mal schnell gehen soll zwei direkte Ansprechpartner:
Maïke Trapp: maïke.trapp@gmx.de
Christian Tobias Pfaff: pfaïff@stud.uni-frankfurt.de

10 – Neuere Philologien
E-Mail: fachschaft10@gmx.de

AVL: InstitutgruppeAVL.GoetheUni@web.de
TFM: institutsgruppeTFM@gmail.com
KJL: institutsgruppe_kjl@yahoo.de
Institutgruppe England und Amerika Studien:
Institutgruppe-IEAS@gmx.de
Skandinavistik: tstaubac@stud.uni-frankfurt.de

11 – Geowissenschaften / Geographie
www.geo.uni-frankfurt.de/Studium/fs/index.html

12 – Informatik
www.fsinf-frankfurt.de

12 – Mathematik
Telefon: 798-28210 (manchmal)
E-Mail: fsmath@fs.math.uni-frankfurt.de
http://fs.math.uni-frankfurt.de/

Fachschaftsbüro:
Robert-Mayer-Straße 6, Raum 306
oder im K-Raum: Raum 307

13 – Physik
Max-von-Laue-Str. 1
60438 Frankfurt

Telefon: 069 / 798 – 47285
E-Mail: kontakt@fachschaft.physik.uni-frankfurt.de
www.fachschaft.physik.uni-frankfurt.de

Raum __208

14 – Chemie
www.fachschaftchemie.de

14 – Biochemie
http://cgi.server.uni-frankfurt.de/fb14/fbsbc/cms/

15 – Biologie
www.fachschaftbio.uni-frankfurt.de

16 – Medizin
Humanmedizin: info@gemeinsamelistemedizin.de
Zahnmedizin: info@stud-dents.de

L-Netz
E-Mail: post@l-netz.info
www.l-netz.info

Treffen: Mittwochs 18h c.t. Studierendenhaus C110

*Diese Fachschaften haben uns keine aktualisierten Kontaktdaten mitgeteilt. Deshalb können deren Aktualität nicht garantieren.

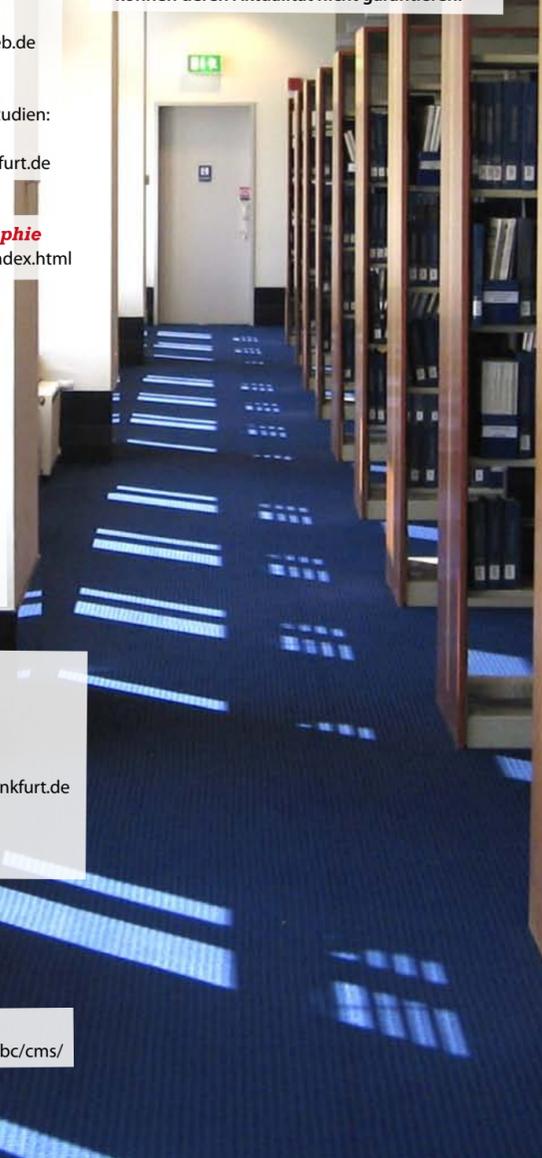


Foto: merala © www.sx.chu

»Sex & Gender«

»Sex« und »Gender« und das Gleichstellungsbüro

»Gender« – nicht »Sex« – ist die zentrale Bezugskategorie der Frauenbeauftragten und des Gleichstellungsbüros der Goethe-Universität. »Gender« wird als ein Resultat sozialer Differenzierungsprozesse gesehen, mit dem unterschiedliche Ressourcen- und Platzzuweisungen, Aneignungs- und Anerkennungschancen verbunden sind. Ziel der Frauenbeauftragten und des Gleichstellungsbüros ist es, Maßnahmen und Instrumente zu schaffen, die die Chancengleichheit von Frauen und Männern erhöhen. Neu ist die Öffnung gängiger Gleichstellungskonzepte zu Diversity-Policies.

Grundlagen der Arbeit

Die Arbeit der Frauenbeauftragten basiert insbesondere auf dem Hessischen Gleichstellungsgesetz, das seit 1994 in Kraft ist. Zusammen mit dem gesamten Gleichstellungsbüro arbeitet sie an der Umsetzung des Ziels der Geschlechtergerechtigkeit.

Solange die Mehrheit der Studierenden weiblich, jedoch nicht einmal 20% der Professuren mit Frauen besetzt sind, kann hiervon noch keine Rede sein. Für die Arbeit des Gleichstellungsbüros sind drei Papiere grundlegend: das Gleichstellungskonzept der Goethe-Universität Frankfurt am Main, das im Rahmen des sogenannten Professorinnenprogramms des Bundes erstellt wurde, der Frauenförderplan 2008-2014 sowie die Stellungnahme der Johann Wolfgang Goethe-Universität zur Umsetzung der Forschungsorientierten Gleichstellungsstandards der DFG aus dem Jahr 2009.

Wer arbeitet da eigentlich?

Die Frauenbeauftragte, Dr. Anja Wolde, ist seit 2007 an der Goethe-Universität tätig. Vorher war sie Frauenbeauftragte an der Universität Hildesheim. Ersten Ansprechpartnerinnen für Hilfesuchende und Interessierte sind jedoch oft die Verwaltungsangestellten: Doris Jindra-Süß und Marie-Lou Moureaux, die auch die Dienstältesten sind. Daneben arbeiten für das Büro fünf Koordinatorinnen und ein Koordinator, eine Referentin, zwei Projektmitarbeiterinnen, und fünf studentische und wissenschaftliche Hilfskräfte. Eine weitere Verwaltungsangestellte, Iris Gebler-Lauer, hat ihren Dienst am 1. November 2010 begonnen.

Arbeitsbereiche im Einzelnen

Seit 2008 gibt es an der Goethe-Universität den Familien-Service, der seit 2009 durch Christina Rahn vertreten wird. Die Goethe-Universität ist seit 2004 durch das audit »familiengerechte Hochschule« zertifiziert und verpflichtet sich damit selbst, familienfreundliche Arbeit- und Studienbedingungen auf allen Ebenen und für alle Mitglieder der Universität zu implementieren.

Seit Oktober diesen Jahres unterstützt Benjamin Kirst den Familien-Service. Herr Kirst ist vor allem für die Gruppe der studierenden Eltern zuständig. In seiner Funktion ist er für den weiteren Ausbau einer familienfreundlichen Infrastruktur (in Form von Wickelmöglichkeiten, Stillzimmern usw.) sowie für das Netzwerk studierender Eltern der »Goethe Kids« verantwortlich.

Durch gezielte Angebote unterstützt der Familien-Service Menschen mit Familienaufgaben. »Gender« ist dabei für den Familien-Service insbesondere von besonderer Bedeutung, als Fürsorge- und Pflegetätigkeiten immer noch speziell dem weiblichen Geschlecht zugeordnet wird. Damit sich daran etwas ändert, wird Herr Kirst als männlicher Mitarbeiter künftig auch stärker die Gruppe der studierenden und beschäftigten Väter beraten und begleiten.

Für das Gender Consulting ist Dr. Karola Maltzy gemeinsam mit Dr. Anja Wolde zuständig. Sie beraten (unterstützen) Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler bei der Beantragung von Mitteln für Gleichstellungsmaßnahmen im Rahmen von Verbundforschungsprojekten sowie bezüglich der Integration der Gender-Perspektive in den Antrag. Das Gender Consulting berät außerdem die Dekanate der Fachbereiche und andere EntscheidungsträgerInnen bei der Konzeptualisierung und Umsetzung gezielter Gleichstellungsmaßnahmen.

Das Gender & Diversity Controlling wird von Annemarie Mlakar verantwortet. Es wurde im Frühjahr 2010 eingerichtet und ist für alle Universitätsmitglieder von Bedeutung, auch wenn die Tätigkeit zunächst eher im Hintergrund durchgeführt wird. Annemarie Mlakar sorgt dafür, dass ausreichend zuverlässige Daten über die Anzahl und Verteilung von Frauen und Männern in allen Bereichen der Universität verfügbar sind. Diese bilden die Grundlage der Gender Equality & Diversity Action Plans, in denen die Fachbereiche alle zwei Jahre Gleichstellungsmaßnahmen festlegen. In Zukunft wird Annemarie Mlakar auch sogenannte Indikatoren für Diversity (englisch für »Vielfalt«) entwickeln und in das Controlling integrieren. Im kommenden Jahr wird an der Goethe-Universität zudem ein Diversity-Konzept zum Umgang mit Vielfalt entwickelt. Hieran arbeitet Saskia Bender, Koordinatorin Diversity Policies.

Der Dual Career Service trägt dazu bei, dass die besten Köpfe aus der Wissenschaft für die Goethe-Universität gewonnen und dass Beruf und Familie besser miteinander vereinbart werden können. Die Koordinatorin des Dual Career Service, Marlar Kin, unterstützt Partner/innen von Neuberufenen bei der Stellensuche und hilft der ganzen Familie bei der Neuorientierung in Frankfurt, indem sie auch bei der Wohnungssuche und – in Zusammenarbeit mit dem Familien-Service – bei der Suche nach Kinderbetreuung und Schulen berät.

Nicht zuletzt betreibt das Gleichstellungsbüro Weiterbildung – den »Career Support für Wissenschaftlerinnen« sowie verschiedene Angebote für technische und administrative Angestellte. Eine regelmäßige Arbeitsgruppe zu Prüfungsängsten und Arbeitsschwierigkeiten bietet auch schon Studentinnen in fortgeschrittenen Semestern Unterstützung.

Und mit den Kleinen Genderprojekten wird Gender-Forschung mitfinanziert; weitere Mittel vergibt das Gleichstellungsbüro über den Ruth-Moufang-Fonds für Gleichstellungs- und Frauenfördermaßnahmen der Fachbereiche.

Mentoring-Programme

Einzelförderung – über Beratung in bestimmten Fragen hinaus – kann das Gleichstellungsbüro nicht anbieten. Ein geeignetes Förderinstrument ist allerdings Mentoring.

An der Goethe-Universität angesiedelt sind drei hessenweite hochschulübergreifende Mentoring-Programme, die eine bundesweit einmalige Förderreihe von der Studentin bis zur Wissenschaftlerin mit Berufsziel Professor darstellen. Hier ist zunächst das MentorinnenNetzwerk für Frauen in Naturwissenschaft und Technik zu nennen, das bereits seit über zehn Jahren existiert. Es bietet Orientierung während Studium oder Promotion und arbeitet mit verschiedenen namhaften Partnerunternehmen der Region zusammen.

SciMento, ein sogenanntes Gruppenmentoring, ist für Doktorandinnen der Naturwissenschaften gedacht und für Doktorandinnen aller hessischen Universitäten und außeruniversitären Forschungseinrichtungen offen ist.

ProProfessur, koordiniert von Dr. Astrid Franke, begann als Pilotprojekt des Gleichstellungsbüros der Goethe-Universität, wurde aber ausgeweitet und ist nun ein eigenständiges Projekt, das sich an Postdoktorandinnen aller hessischen Universitäten wendet.

Zudem gibt es mehrere kleinere Mentoringprojekte an der Goethe-Universität, so in den Graduiertenschulen und am Fachbereich Philosophie und Geschichtswissenschaften (08) sowie ein Peer-Coaching für Geowissenschaftlerinnen.

Ebenfalls beim Gleichstellungsbüro angesiedelt ist Anna-Lena Groh, Koordinatorin von »Arbeiterkind«, einem Mentoring-Projekt für Studierende, die als erste in ihrer Familie einen Universitätsabschluss anstreben.

Gleichstellungsarbeit im Kontext

Das Gleichstellungsbüro ist mit zahlreichen weiteren Akteurinnen und Akteuren verbunden. Innerhalb der Universität sind dabei zunächst die Frauenbeauftragten der Fachbereiche und zentralen Einrichtungen zu nennen, die die Berufungs- und Einstellungsverfahren begleiten. Kooperiert wird aber auch mit den Beratungsangeboten des Studentenwerks, dem Studiensevicecenter sowie der Innerbetrieblichen Weiterbildung und Personalentwicklung. Der Familien-Service arbeitet mit den Pilotprojekten zum Teilzeitstudium zusammen; und diese Aufzählung ist nicht abschließend.

Außerhalb der Universität sind zunächst die Landeskonferenz und Bundeskonferenz der Frauenbeauftragten an Hochschulen von Bedeutung. Sie tagen regelmäßig; neben informellem Austausch findet dort kollegiale Beratung statt. Darüberhinaus existiert in Bonn seit zehn Jahren das »Center of Excellence Women in Science«, das neben eigener Forschung zahlreiche Informations- und Vernetzungsangebote macht. Hervorgehoben werden muss hier das CEWS-Journal, ein regelmäßig erscheinender Newsletter, der eine unverzichtbare Quelle für Veranstaltungen und Neuveröffentlichungen ist.

Bedeutend für die Arbeit sind zudem Initiativen der Wissenschaftsministerin des Landes und des Bundes sowie der für Gleichstellung und Familie zuständigen Stellen. Sowohl der Familien-Service als auch der Dual-Career-Service kooperieren mit externen Partnern, der Familien-Service besonders im Bereich Kinderbetreuung, der Dual-Career-Service bei der Berufsberatung.

Wie kann ich mich einbringen?

Neben der Zukunftsaufgabe der Integration von Diversity-Policies in die Gleichstellungsarbeit steht die Universität bzw. das Gleichstellungsbüro vor der Aufgabe, Gleichstellung in den kommenden Jahren stärker in die einzelnen Fachbereiche hineinzutragen. Dabei geht es darum, passgenaue Gleichstellungsmaßnahmen »an der Basis« zu entwickeln. Die Ziele, die dadurch erreicht werden sollen, sind im Frauenförderplan 2008-2014 aufgeführt.

Für die Gruppe der Studierenden sind dabei folgende Ziele besonders relevant:

- Chancengleichheit bei der Studierendenauswahl (bzgl. soziale & ethnische Herkunft, Geschlecht, Familienstatus) sowohl für grundständige Studiengänge als auch für Aufbaustudiengänge
- Aufbau von Beratungs- und Weiterqualifizierungsangeboten für Studentinnen zur Karriereplanung und Arbeitsmarktorientierung
- Stärkung des Interesses von Studentinnen am Berufsfeld Wissenschaft durch weibliche Vorbilder und MentorInnen sowie gendersensible Lehre
- Ausbau der Universität zur familienfreundlichen Hochschule

Zudem sind »in den Fächern, in denen unter den Studierenden eine Unterrepräsentanz von Frauen vorliegt, (...) Maßnahmen zur Erhöhung des Frauenanteils beim Studieneinstieg und zur Verringerung der Zahl von Studienabbrüchen von Frauen zu ergreifen, die so früh wie möglich ansetzen (z.B. Schnupperstudium, Schülerinnen-Mentoring, Girls Day).«

Um diese Ziele zu erreichen, ist es wichtig, dass interessierte Studentinnen und Studenten sich in Fachschaften und Gremien dafür einsetzen; dies gilt sowohl für alle obengenannten Ziele als auch z. B. für die Arbeit als studentisches Mitglied in Berufungskommissionen. Darüberhinaus können Studentinnen sich mit Anregungen und / oder Kritik an die Frauenräte bzw. Frauenbeauftragten und Gleichstellungsrate ihrer Fachbereiche oder direkt an das zentrale Gleichstellungsbüro wenden.

Weitere Informationen unter:

Gleichstellungsbüro der Goethe-Universität: www.gleichstellungsbuero.uni-frankfurt.de
 Familienservice der Goethe-Universität: www.familien-service.uni-frankfurt.de
 Bundeskonferenz der Frauenbeauftragten und Gleichstellungsbeauftragten an Hochschulen (BuKoF): www.bukof.de (dort sind auch die verschiedenen Landeskonferenzen verlinkt)

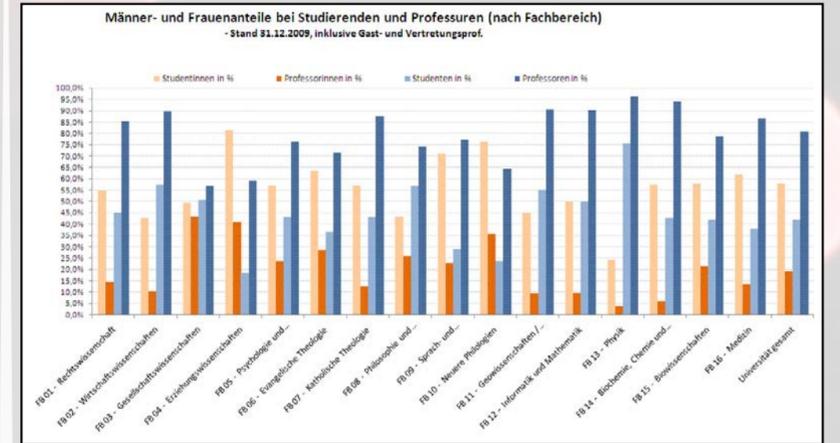


Abbildung 1: Männer- und Frauenanteile in den Statusgruppen. Quelle: SAP-Auswertung Personalabteilung, Studierenden-Service-Center

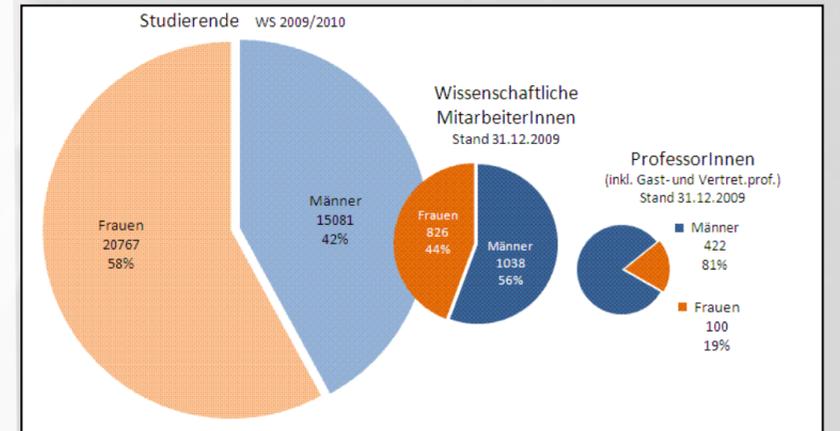


Abbildung 2: Männer- und Frauenanteile bei Studierenden und Professuren. Quelle: SAP-Auswertung Personalabteilung, Studierenden-Service-Center

Männer und Frauen sind in den verschiedenen Statusgruppen der Universität nach wie vor sehr ungleich repräsentiert (siehe Abbildung 1). Mehr als die Hälfte der Studierenden (und auch der Absolventen) sind Frauen. Danach sinkt der Anteil der Frauen kontinuierlich: je höher die Karrierestufe, desto geringer der Frauenanteil. Bereits in der Gruppe der wissenschaftlichen Mitarbeiter haben sich mit 56% Männern und 44% Frauen die Mehrheitsverhältnisse gedreht. Von den Professuren sind schließlich nur mehr 19% mit Frauen besetzt. Rechnet man die

Gast- und Vertretungsprofessuren nicht dazu, sind es sogar nur 17%. Damit liegt die Goethe-Universität genau im bundesweiten Durchschnitt des Frauenanteils bei den Professuren. Hinter diesem scheinbar einheitlichen Bild verbergen sich jedoch vielfältige Unterschiede zwischen den Fachbereichen bzw. den Fakultäten. In den Geistes- und Sozialwissenschaften sind Frauen zahlenmäßig stärker repräsentiert als in den Naturwissenschaften. Jedoch gibt es auch innerhalb der Fächergruppen große Differenzen (vgl. Abbildung 2).

Center of Excellence Women in Science: www.gesis.org/cews
 Chancengleichheit und Diversity bei der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG): http://www.dfg.de/foerderung/grundlagen_dfg_foerderung/chancengleichheit/index.html
 Gleichstellungskonzept, Stellungnahme zu den DFG-Gleichstellungsstandards, und Frauen-

förderplan 2008-2014 der Goethe-Universität u.a.: www.gleichstellungsbuero.uni-frankfurt.de/rechtliche_grundlagen/index.html
 Hessisches Gleichberechtigungsgesetz (HGG): [siehe www.rv.hessenrecht.hessen.de](http://www.rv.hessenrecht.hessen.de) (HGIG in der Suchmaske eingeben)
 Allgemeines Gleichbehandlungsgesetz: <http://www.gesetze-im-internet.de/agg/>

Der sympathische Vampir: Visualisierungen von Männlichkeiten in der TV-Serie Buffy

Von Marcus Recht

»Der sympathische Vampir: Visualisierungen von Männlichkeiten in der TV-Serie Buffy« hat sich die Erforschung der geschlechtlichen Repräsentation von männlichen Vampir-Charakteren in den Fernsehserien »Buffy the Vampire Slayer« und »Angel« zur Aufgabe gestellt. Dabei wird deutlich, dass die auf den ersten Blick sehr männlich auftretenden Vampir-Figuren Angel und Spike stellenweise geschlechtsuntypisch »gegendert« werden.

Eine Fernsehserie wie »Buffy« ist durch ihre große Verbreitung und durch ihre Darstellung von Charakteren nicht nur Spiegel, sondern zugleich auch ein Rollenmodell für viele der Zuschauerinnen und Zuschauer; Sie ist zudem als eine »technology of gender« besonders gut geeignet, um aufzuzeigen, wie Geschlecht dar- und hergestellt wird. Die Serie »Buffy« wurde auf der Handlungsebene durch die »Buffy-Studies« (vgl. slayageonline.com) bereits breit untersucht, und ihr wird großes feministisches Potential nachgesagt. Eine detaillierte Untersuchung von Männlichkeit auf der Bildebene wird durch diese Veröffentlichung geleistet. In der heutigen westlichen Gesellschaft werden Bilder hauptsächlich wegen ihres Unterhaltungswertes geschätzt, gleichzeitig aber in Bezug auf ihren Beeinflussungswert und das ihnen innewohnende Informationspotential absolut unterschätzt. Aus diesem Grund steht eine rein visuelle Auswahl des Bildmaterials jenseits der Handlung, der Dialoge und von Episodenbeschreibungen am Anfang dieser Arbeit.

Aus dieser Fragestellung ergibt sich die »Visuelle Gender Trias« mit erstens dem Thema der geschlechtsspezifischen Kleidung, die den Körper verhüllt. Zweitens folgt daraus der Fokus auf den sich darunter befindenden männlichen Körper, seine geschlechtsspezifische Beschaffenheit und dessen Präsentation und drittens die Blicke, welche von außen auf den Charakter gerichtet sind. Diese drei sowohl visuellen als auch geschlechtsspezifischen Kategorien bilden die drei zu untersuchenden Säulen der Untersuchung der männlichen Vampir-Charaktere Buffys. Die hier erarbeiteten visuell-geschlechtlichen Analysemethoden zeigen sich für die geschlechtliche Codierung einer im Bild dargestellten Person als anschlussfähig für jegliche Formen von inszenierter Masculinity. Als Lehr- und Arbeitsbuch können diese Methoden auch auf gänzlich andere Bereiche, wie zum Beispiel Film, Zeitschriften, Werbung und Clips Anwendungen finden.

Während Angels massig-muskulöse Figur mit dem klassischen Bodybuilding-Körper aus Heldenfilmen verglichen werden kann, des Weiteren von seiner reinen Physis als der »starke schweisgsame Typus Mann« klassifiziert werden kann, so findet sich im Charakter Spike, durch den Schwerpunkt auf Muskeldefinition, ein Körperbild der Hong Kong-Action Tradition. Der Körperbau nimmt maßgeblich Einfluss auf die Charaktereigenschaft; Spike wurde in die Kategorie des »wortgewandten, agilen und körperlich definierten Typus Mann« eingeordnet. Beide Körpertypisierungen gelten, durch die Betonung von Muskeln, als klassisch männlich. Eine Überzeichnung von männlichen Muskeln kann eine Entlarvungsstrategie bilden. Die Muskeln der untersuchten Vampir-Charaktere entsprechen jedoch zu sehr einem medialen Standard und

sind dadurch alles Andere als subversiv. Ein Bruch der klassischen Repräsentation von Männlichkeit findet sich jedoch in der wiederholt passiven Darstellungsweise in liegendem Zustand oder mit abgewandtem Blick: Die in der Serie Buffy für die Vampir-Charaktere vorgefunden Passivität ist untypisch für die Darstellung des muskulösen und wenig bekleideten Mannes im visuellen Medium, der normalerweise immer durch eine aktive Tätigkeit, wie Sport oder im Kampf seine mangelnde Kleidung rechtfertigt.

Es scheint zunächst verwunderlich, dass, sobald ein Vampir-Körper in der Serie einen Großteil seiner Kleidung verliert, man sich einerseits oft der Präsentation der durch offene Körperpartien gekennzeichneten Kreuzigung bedient, andererseits immer wieder den Schmerz oder den durch eine Wunde geöffneten Vampir-Körper ins Zentrum der Thematik zu stellen scheint, während dieselbe Verortung bei weiblichen Charakteren keine Anwendung findet. In unserer Kultur wird nur dem Mann eine solche Märtyrer-Position erlaubt, weil es diesen gleichzeitig als selbstlosen Helden zeigt, der für andere den damit verbundenen Schmerz zu ertragen vermag und dem dadurch im Gegensatz zur weiblichen Darstellung erst ein scheinbar selbstloser Heldenstatus ermöglicht wird. Es wurde festgestellt, dass der Kreuzigungs-Metaphorik innerhalb der Serie eine doppelte Funktion innewohnt: Zum einen dient sie bei den Vampiren als De-Maskulinisierungs-Mechanismus, denn der gekreuzigte ist, wie gezeigt wurde, passiv, kastriert und »feminisiert«. Zum anderen bewirkt sie gleichzeitig eine Maskulinisierung durch Muskelposen und im Endeffekt die Etablierung des metaphysisch durch Buße gereinigten Helden. Dies macht die Ambivalenz der Kreuzigungsdarstellung aus: stereotyp männliche und weibliche Positionen fluktuieren ebenso wie Passivität, aktive Aufopferung, Erlösung und schließlich das Erreichen des Heldenstatus.

Als ein weiterer De-Maskulinisierungs-Mechanismus wurden runde Körperöffnungen in Form von Wunden thematisiert, die durch Phallusobjekte zugefügt wurden und bei denen es sich nicht um Risse, Platzwunden oder Schürfwunden handelte. Die Vampir-Jägerinnen benutzen ausschließlich phallische Waffen, wie das Schwert, die Armbrust und schließlich diverse Holzpflocke, von denen einer sogar den »männlichen« Namen »Mr. Pointy« trägt. Die Vampire hingegen werden mit solchen Objekten wiederholt durchbohrt, bilden mit ihrem Körper den Ort, an dem der Phallus eindringt, befinden sich, wie wiederholt gezeigt wurde in der weiblichen Position des »Phallus Sein«, während die weiblichen Protagonistinnen wiederholt in der »männlichen« Position des »Phallus haben« visualisiert wurden.

Der Gaze, dessen Träger in den klassischen Theorien alleine der Mann ist, der damit seine überlegene Machtposition gegenüber der Frau ausdrückt, indem er sie durch Sexualisierung zum Objekt macht, wurde auch für die Frau, jedoch nur gegenüber den Vampiren der Serie, als möglich aufgezeigt. Das Neue innerhalb der genannten Beispiele betrifft die geschlechtsspezifische Blickrichtung von der Frau auf den männlichen Körper, auch wenn es sich dabei nur um einen Vampir-Körper handelt. Buffy kann, nicht nur die Trägerin des Gaze oder eines machtvollen

Blickes sein; sie ist auch mithilfe der Kameraperspektive und durch ein Mehr an Kleidung Subjekt und Heldin der Handlung im Gegensatz zum männlichen Vampir, der sich trotz körperlicher Größe meist unterhalb Buffys oder den anderen weiblichen Charakteren zeigt, dabei weniger bekleidet erscheint und schließlich zum Objekt des Blickes gemacht wird.

In der dargelegten Sequenz (Buffy – 1x07 – Angel) befiehlt Buffy dem verletzten Angel, sein Jackett und sein Hemd auszuziehen, um ihn in der Küche von ihrer Mutter zu verarzten. Angel trägt ein schwarzes Jackett und ein weißes T-Shirt mit weitem V-Ausschnitt. Auffällig ist auch hier wieder die Asymmetrie des Haut/Kleidungs-Koeffizienten (HKK) der beiden Protagonisten. Der Vampir muss sich wieder einmal seiner Oberbekleidung entledigen; Den Gaze betreffend können sich anhand dieses Beispiels, Buffy, die Kamera und die Zuschauer den Körper des Vampirs zum Objekt machen; Buffy ist in den Sequenz-Elementen Träger des aktiven, voyeuristischen, objektivierenden und sexualisierten Blicks, die Kamera ist diejenige, welche Angels Körper fragmentiert und ihn zum sexualisierten Objekt und damit zum Fetisch macht und schließlich auch dem Zuschauer/der Zuschauerin die Möglichkeit eines verborgenen, sexualisierten Blickes eröffnet. Dies wird vor allem verwirklicht durch das Bildfragment, das Buffy zeigt, wie sie Angels Körper ungestört betrachtet. Im zweiten Bild handelt es sich um Buffys Ego-Perspektive, die gleichzeitig den Zuschauern eine voyeuristische eigene Perspektive ermöglicht und Angels angeschnittenen Körper somit zum dreifachen Objekt von Buffy, der Kamera und den Zuschauern macht. Diese Fragmentierung wird erzeugt durch eine für TV-Serien recht ungewöhnliche Kameraeinstellung, die einen männlichen Oberkörper zentralperspektivisch und bildfüllend von hinten ohne Kopf zeigt und somit de-personifiziert. Der angeschnittene und muskulöse Männeroberkörper bildet dazu ein sexualisiertes Pendant zu weitaus vermehrt visualisierten rasierten Frauen-Beinen. Beide sind vermehrt in der Werbung geschlechtsspezifisch sexualisierte Körperfragmente; dabei scheinen in dieser spezifischen kulturellen Repräsentation erst die Muskeln eine Sexualisierung des männlichen Rückens und erst die Rasur eine Sexualisierung der weiblichen Beine zu erzeugen. Die durch den Anschnitt bewirkte Fragmentierung erzeugt den Fetisch, das sexuelle Objekt des Begehrens, das nicht von primär-genitaler Art ist und durch Kardierung vom Körper des Subjekts getrennt ist.

Besonders anhand des folgenden Beispiels kann eine immense Differenz zwischen dem HKK von Spike und dem von Buffy aufgezeigt werden. Es handelt sich vielmehr um eine Konstante, die sowohl bei Angel als auch bei Spike zu finden ist und die sich in der Serie selten in umgekehrter Form, wie zum Beispiel in einer geringeren Bekleidung Buffys, findet. Vor den dargelegten beiden Screen-Shots ist nur Spikes unbedeckter Oberkörper zu sehen; als er von Buffy mit einer Kerze beworfen wird und erwacht, steht er aus seinem Bett auf und ist in dieser Szene bis auf eine Hals- und Arm-Kette völlig unbedeckter, sein HKK tendiert gegen 0; jedoch das männliche Geschlechtsteil bleibt, wie für eine amerikanische Fernsehserie dieser Zeit typisch,

hier durch die Sitzposition verborgen. Im Gegensatz dazu könnte die im warmen Kalifornien lebende Buffy nicht mehr bekleidet sein. Sie trägt einen unter dem Hals endenden schwarzen Rollkragenpulli, eine schwarze Jacke und sogar Handschuhe; ihr HKK liegt in dieser Szene bei 0,95. Dass Buffy einen Zopf trägt, der aus praktikablen Gründen auf ihre kämpferische Professionalität verweist, ist keine Seltenheit. Jedoch die Kombination der Materialien und der schwarzen Farbe ihrer Kleidung, gepaart mit dem intensiv roten Lippenstift und dem hellen Make-Up, verweisen auf eine im wahrsten Sinne der Textilfarbe dunklere Facette ihrer Persönlichkeit. Diese Repräsentation deutet nochmals auf den innerhalb der Folge vorangegangenen Sex mit dem Vampir hin, unterstreicht ihre moralischen Bedenken und bringt sie visuell durch die vampirische Erscheinung – schwarze Kleidung, blasse Haut und rote Lippen – in die Nähe von Spike. Eine zur klassischerweise helleren Beleuchtung der Frau absolut gegensätzliche Darstellungsweise ist bei der Einstellung von Spike zu finden. Er ist als Mann viel heller und stärker mit einem harten Spot beleuchtet – insbesondere sein nackter Oberkörper. Das 45° Licht trifft direkt auf seinen Oberkörper auf, welcher durch starkes Pudern strahlt und gestreut reflektiert. Die innerhalb dieser Arbeit verbundenen Theorien des Gaze und des Lichts weisen hier am Beispiel der Fernsehserie »Buffy« in dieselbe Richtung, und zwar auf den wenig bekleideten und heller beleuchteten Körper des Vampirs. Das Auge des Zuschauers wird praktisch gezwungen, den unbedeckten Körper des Vampir-Charakteres Spike zu fokussieren, während der Körper der Behausung fremd geworden und von dieser isolierten Buffy verschwindet.

Wenn man sich die Gegenstände auf dem Tisch neben Buffy näher betrachtet, die von der darüber arrangierten Lampe und deren Licht in den Fokus des Blickes gesetzt werden, sollte auch die Verwendung von Phallusobjekten in dieser Szene nicht vernachlässigt werden, denn Kerzen und der Lampensockel sind allesamt vertikal ausgerichtet. Als Buffy den unbedeckten Spike im Raum vorfindet, weckt sie ihn, indem sie ihn mit einer großen beigen Kerze bewirft. Während des Gesprächs konzentriert sie sich auf eine lange rote Kerze, die sie vom Boden aufhebt, auf den Tisch platziert und sie dabei betrachtet. Es wimmelt auf Buffys Seite nur so vor Objekten, welche die Repräsentation des männlichen Geschlechtsorgans bilden. Auf der Seite des Gegenschusses konzentriert sich der Blick auf Spikes Körper. Wie an anderer Stelle erläutert, ist der Vampir in Lacans Terminologie Φ , der Phallus, als imaginäre Vergegenwärtigung des Realen, ein das Genießen verkörperndes Bild. Spike kann jedoch auch auf visueller Ebene durch seine sehnige Körperlichkeit und die zahlreichen Adem, welche aus seinem durchtrainierten Körper sowohl plastisch als auch farblich hervortreten, in die Kategorie des Φ eingeordnet werden. Das geschlechterspezifische Verhältnis von Phallus sein und Phallus haben stellt sich in der hier beschriebenen Sequenz der Serie auf visueller Ebene anders dar als bei Lacan. Im Gegensatz zu Lacans Theorie sind die Phallischen Kerzen, inklusive der Kerze, die Buffy in der Hand hält, auf ihrer Seite: Buffy hat den Phallus oder vielmehr mehrere Phalli, während Spike, bedingt durch seinen spezifischen Körperbau, der

Phallus ist und damit den Signifikant des Begehrens des Anderen bildet; der Zuschauer sucht vergeblich nach dem Penis, dessen Repräsentant der Phallus ist.

Ann Kaplans These, dass die Frau, von welcher der »female Gaze« ausgeht, zwingend maskulinisiert werden müsse, konnte über die Bildanalysen nicht bestätigt werden; Make-Up, Kleidung und Körperbau bleiben klassisch feminin. Es handelt sich also nicht um eine simple Rollenkehr, bei welcher der weibliche Charakter in Wirklichkeit als Mann oder als eine Form von Männlichkeit, wie bei einem »Tomboy« oder einer »Butch«, gelesen wird. Das in der Serie dargestellte Geschlechterbild ist multiperspektivischer und komplexer, und so kann über die Bildanalysen nicht bestätigt werden; Make-Up, Kleidung und Körperbau bleiben klassisch feminin. Es handelt sich also nicht um eine simple Rollenkehr, bei welcher der weibliche Charakter in Wirklichkeit als Mann oder als eine Form von Männlichkeit, wie bei einem »Tomboy« oder einer »Butch«, gelesen wird. Das in der Serie dargestellte Geschlechterbild ist multiperspektivischer und komplexer, und so kann über die Bildanalysen nicht bestätigt werden; Make-Up, Kleidung und Körperbau bleiben klassisch feminin. Es handelt sich also nicht um eine simple Rollenkehr, bei welcher der weibliche Charakter in Wirklichkeit als Mann oder als eine Form von Männlichkeit, wie bei einem »Tomboy« oder einer »Butch«, gelesen wird. Das in der Serie dargestellte Geschlechterbild ist multiperspektivischer und komplexer, und so kann über die Bildanalysen nicht bestätigt werden; Make-Up, Kleidung und Körperbau bleiben klassisch feminin. Es handelt sich also nicht um eine simple Rollenkehr, bei welcher der weibliche Charakter in Wirklichkeit als Mann oder als eine Form von Männlichkeit, wie bei einem »Tomboy« oder einer »Butch«, gelesen wird. Das in der Serie dargestellte Geschlechterbild ist multiperspektivischer und komplexer, und so kann über die Bildanalysen nicht bestätigt werden; Make-Up, Kleidung und Körperbau bleiben klassisch feminin. Es handelt sich also nicht um eine simple Rollenkehr, bei welcher der weibliche Charakter in Wirklichkeit als Mann oder als eine Form von Männlichkeit, wie bei einem »Tomboy« oder einer »Butch«, gelesen wird. Das in der Serie dargestellte Geschlechterbild ist multiperspektivischer und komplexer, und so kann über die Bildanalysen nicht bestätigt werden; Make-Up, Kleidung und Körperbau bleiben klassisch feminin. Es handelt sich also nicht um eine simple Rollenkehr, bei welcher der weibliche Charakter in Wirklichkeit als Mann oder als eine Form von Männlichkeit, wie bei einem »Tomboy« oder einer »Butch«, gelesen wird. Das in der Serie dargestellte Geschlechterbild ist multiperspektivischer und komplexer, und so kann über die Bildanalysen nicht bestätigt werden; Make-Up, Kleidung und Körperbau bleiben klassisch feminin. Es handelt sich also nicht um eine simple Rollenkehr, bei welcher der weibliche Charakter in Wirklichkeit als Mann oder als eine Form von Männlichkeit, wie bei einem »Tomboy« oder einer »Butch«, gelesen wird. Das in der Serie dargestellte Geschlechterbild ist multiperspektivischer und komplexer, und so kann über die Bildanalysen nicht bestätigt werden; Make-Up, Kleidung und Körperbau bleiben klassisch feminin. Es handelt sich also nicht um eine simple Rollenkehr, bei welcher der weibliche Charakter in Wirklichkeit als Mann oder als eine Form von Männlichkeit, wie bei einem »Tomboy« oder einer »Butch«, gelesen wird. Das in der Serie dargestellte Geschlechterbild ist multiperspektivischer und komplexer, und so kann über die Bildanalysen nicht bestätigt werden; Make-Up, Kleidung und Körperbau bleiben klassisch feminin. Es handelt sich also nicht um eine simple Rollenkehr, bei welcher der weibliche Charakter in Wirklichkeit als Mann oder als eine Form von Männlichkeit, wie bei einem »Tomboy« oder einer »Butch«, gelesen wird. Das in der Serie dargestellte Geschlechterbild ist multiperspektivischer und komplexer, und so kann über die Bildanalysen nicht bestätigt werden; Make-Up, Kleidung und Körperbau bleiben klassisch feminin. Es handelt sich also nicht um eine simple Rollenkehr, bei welcher der weibliche Charakter in Wirklichkeit als Mann oder als eine Form von Männlichkeit, wie bei einem »Tomboy« oder einer »Butch«, gelesen wird. Das in der Serie dargestellte Geschlechterbild ist multiperspektivischer und komplexer, und so kann über die Bildanalysen nicht bestätigt werden; Make-Up, Kleidung und Körperbau bleiben klassisch feminin. Es handelt sich also nicht um eine simple Rollenkehr, bei welcher der weibliche Charakter in Wirklichkeit als Mann oder als eine Form von Männlichkeit, wie bei einem »Tomboy« oder einer »Butch«, gelesen wird. Das in der Serie dargestellte Geschlechterbild ist multiperspektivischer und komplexer, und so kann über die Bildanalysen nicht bestätigt werden; Make-Up, Kleidung und Körperbau bleiben klassisch feminin. Es handelt sich also nicht um eine simple Rollenkehr, bei welcher der weibliche Charakter in Wirklichkeit als Mann oder als eine Form von Männlichkeit, wie bei einem »Tomboy« oder einer »Butch«, gelesen wird. Das in der Serie dargestellte Geschlechterbild ist multiperspektivischer und komplexer, und so kann über die Bildanalysen nicht bestätigt werden; Make-Up, Kleidung und Körperbau bleiben klassisch feminin. Es handelt sich also nicht um eine simple Rollenkehr, bei welcher der weibliche Charakter in Wirklichkeit als Mann oder als eine Form von Männlichkeit, wie bei einem »Tomboy« oder einer »Butch«, gelesen wird. Das in der Serie dargestellte Geschlechterbild ist multiperspektivischer und komplexer, und so kann über die Bildanalysen nicht bestätigt werden; Make-Up, Kleidung und Körperbau bleiben klassisch feminin. Es handelt sich also nicht um eine simple Rollenkehr, bei welcher der weibliche Charakter in Wirklichkeit als Mann oder als eine Form von Männlichkeit, wie bei einem »Tomboy« oder einer »Butch«, gelesen wird. Das in der Serie dargestellte Geschlechterbild ist multiperspektivischer und komplexer, und so kann über die Bildanalysen nicht bestätigt werden; Make-Up, Kleidung und Körperbau bleiben klassisch feminin. Es handelt sich also nicht um eine simple Rollenkehr, bei welcher der weibliche Charakter in Wirklichkeit als Mann oder als eine Form von Männlichkeit, wie bei einem »Tomboy« oder einer »Butch«, gelesen wird. Das in der Serie dargestellte Geschlechterbild ist multiperspektivischer und komplexer, und so kann über die Bildanalysen nicht bestätigt werden; Make-Up, Kleidung und Körperbau bleiben klassisch feminin. Es handelt sich also nicht um eine simple Rollenkehr, bei welcher der weibliche Charakter in Wirklichkeit als Mann oder als eine Form von Männlichkeit, wie bei einem »Tomboy« oder einer »Butch«, gelesen wird. Das in der Serie dargestellte Geschlechterbild ist multiperspektivischer und komplexer, und so kann über die Bildanalysen nicht bestätigt werden; Make-Up, Kleidung und Körperbau bleiben klassisch feminin. Es handelt sich also nicht um eine simple Rollenkehr, bei welcher der weibliche Charakter in Wirklichkeit als Mann oder als eine Form von Männlichkeit, wie bei einem »Tomboy« oder einer »Butch«, gelesen wird. Das in der Serie dargestellte Geschlechterbild ist multiperspektivischer und komplexer, und so kann über die Bildanalysen nicht bestätigt werden; Make-Up, Kleidung und Körperbau bleiben klassisch feminin. Es handelt sich also nicht um eine simple Rollenkehr, bei welcher der weibliche Charakter in Wirklichkeit als Mann oder als eine Form von Männlichkeit, wie bei einem »Tomboy« oder einer »Butch«, gelesen wird. Das in der Serie dargestellte Geschlechterbild ist multiperspektivischer und komplexer, und so kann über die Bildanalysen nicht bestätigt werden; Make-Up, Kleidung und Körperbau bleiben klassisch feminin. Es handelt sich also nicht um eine simple Rollenkehr, bei welcher der weibliche Charakter in Wirklichkeit als Mann oder als eine Form von Männlichkeit, wie bei einem »Tomboy« oder einer »Butch«, gelesen wird. Das in der Serie dargestellte Geschlechterbild ist multiperspektivischer und komplexer, und so kann über die Bildanalysen nicht bestätigt werden; Make-Up, Kleidung und Körperbau bleiben klassisch feminin. Es handelt sich also nicht um eine simple Rollenkehr, bei welcher der weibliche Charakter in Wirklichkeit als Mann oder als eine Form von Männlichkeit, wie bei einem »Tomboy« oder einer »Butch«, gelesen wird. Das in der Serie dargestellte Geschlechterbild ist multiperspektivischer und komplexer, und so kann über die Bildanalysen nicht bestätigt werden; Make-Up, Kleidung und Körperbau bleiben klassisch feminin. Es handelt sich also nicht um eine simple Rollenkehr, bei welcher der weibliche Charakter in Wirklichkeit als Mann oder als eine Form von Männlichkeit, wie bei einem »Tomboy« oder einer »Butch«, gelesen wird. Das in der Serie dargestellte Geschlechterbild ist multiperspektivischer und komplexer, und so kann über die Bildanalysen nicht bestätigt werden; Make-Up, Kleidung und Körperbau bleiben klassisch feminin. Es handelt sich also nicht um eine simple Rollenkehr, bei welcher der weibliche Charakter in Wirklichkeit als Mann oder als eine Form von Männlichkeit, wie bei einem »Tomboy« oder einer »Butch«, gelesen wird. Das in der Serie dargestellte Geschlechterbild ist multiperspektivischer und komplexer, und so kann über die Bildanalysen nicht bestätigt werden; Make-Up, Kleidung und Körperbau bleiben klassisch feminin. Es handelt sich also nicht um eine simple Rollenkehr, bei welcher der weibliche Charakter in Wirklichkeit als Mann oder als eine Form von Männlichkeit, wie bei einem »Tomboy« oder einer »Butch«, gelesen wird. Das in der Serie dargestellte Geschlechterbild ist multiperspektivischer und komplexer, und so kann über die Bildanalysen nicht bestätigt werden; Make-Up, Kleidung und Körperbau bleiben klassisch feminin. Es handelt sich also nicht um eine simple Rollenkehr, bei welcher der weibliche Charakter in Wirklichkeit als Mann oder als eine Form von Männlichkeit, wie bei einem »Tomboy« oder einer »Butch«, gelesen wird. Das in der Serie dargestellte Geschlechterbild ist multiperspektivischer und komplexer, und so kann über die Bildanalysen nicht bestätigt werden; Make-Up, Kleidung und Körperbau bleiben klassisch feminin. Es handelt sich also nicht um eine simple Rollenkehr, bei welcher der weibliche Charakter in Wirklichkeit als Mann oder als eine Form von Männlichkeit, wie bei einem »Tomboy« oder einer »Butch«, gelesen wird. Das in der Serie dargestellte Geschlechterbild ist multiperspektivischer und komplexer, und so kann über die Bildanalysen nicht bestätigt werden; Make-Up, Kleidung und Körperbau bleiben klassisch feminin. Es handelt sich also nicht um eine simple Rollenkehr, bei welcher der weibliche Charakter in Wirklichkeit als Mann oder als eine Form von Männlichkeit, wie bei einem »Tomboy« oder einer »Butch«, gelesen wird. Das in der Serie dargestellte Geschlechterbild ist multiperspektivischer und komplexer, und so kann über die Bildanalysen nicht bestätigt werden; Make-Up, Kleidung und Körperbau bleiben klassisch feminin. Es handelt sich also nicht um eine simple Rollenkehr, bei welcher der weibliche Charakter in Wirklichkeit als Mann oder als eine Form von Männlichkeit, wie bei einem »Tomboy« oder einer »Butch«, gelesen wird. Das in der Serie dargestellte Geschlechterbild ist multiperspektivischer und komplexer, und so kann über die Bildanalysen nicht bestätigt werden; Make-Up, Kleidung und Körperbau bleiben klassisch feminin. Es handelt sich also nicht um eine simple Rollenkehr, bei welcher der weibliche Charakter in Wirklichkeit als Mann oder als eine Form von Männlichkeit, wie bei einem »Tomboy« oder einer »Butch«, gelesen wird. Das in der Serie dargestellte Geschlechterbild ist multiperspektivischer und komplexer, und so kann über die Bildanalysen nicht bestätigt werden; Make-Up, Kleidung und Körperbau bleiben klassisch feminin. Es handelt sich also nicht um eine simple Rollenkehr, bei welcher der weibliche Charakter in Wirklichkeit als Mann oder als eine Form von Männlichkeit, wie bei einem »Tomboy« oder einer »Butch«, gelesen wird. Das in der Serie dargestellte Geschlechterbild ist multiperspektivischer und komplexer, und so kann über die Bildanalysen nicht bestätigt werden; Make-Up, Kleidung und Körperbau bleiben klassisch feminin. Es handelt sich also nicht um eine simple Rollenkehr, bei welcher der weibliche Charakter in Wirklichkeit als Mann oder als eine Form von Männlichkeit, wie bei einem »Tomboy« oder einer »Butch«, gelesen wird. Das in der Serie dargestellte Geschlechterbild ist multiperspektivischer und komplexer, und so kann über die Bildanalysen nicht bestätigt werden; Make-Up, Kleidung und Körperbau bleiben klassisch feminin. Es handelt sich also nicht um eine simple Rollenkehr, bei welcher der weibliche Charakter in Wirklichkeit als Mann oder als eine Form von Männlichkeit, wie bei einem »Tomboy« oder einer »Butch«, gelesen wird. Das in der Serie dargestellte Geschlechterbild ist multiperspektivischer und komplexer, und so kann über die Bildanalysen nicht bestätigt werden; Make-Up, Kleidung und Körperbau bleiben klassisch feminin. Es handelt sich also nicht um eine simple Rollenkehr, bei welcher der weibliche Charakter in Wirklichkeit als Mann oder als eine Form von Männlichkeit, wie bei einem »Tomboy« oder einer »Butch«, gelesen wird. Das in der Serie dargestellte Geschlechterbild ist multiperspektivischer und komplexer, und so kann über die Bildanalysen nicht bestätigt werden; Make-Up, Kleidung und Körperbau bleiben klassisch feminin. Es handelt sich also nicht um eine simple Rollenkehr, bei welcher der weibliche Charakter in Wirklichkeit als Mann oder als eine Form von Männlichkeit, wie bei einem »Tomboy« oder einer »Butch«, gelesen wird. Das in der Serie dargestellte Geschlechterbild ist multiperspektivischer und komplexer, und so kann über die Bildanalysen nicht bestätigt werden; Make-Up, Kleidung und Körperbau bleiben klassisch feminin. Es handelt sich also nicht um eine simple Rollenkehr, bei welcher der weibliche Charakter in Wirklichkeit als Mann oder als eine Form von Männlichkeit, wie bei einem »Tomboy« oder einer »Butch«, gelesen wird. Das in der Serie dargestellte Geschlechterbild ist multiperspektivischer und komplexer, und so kann über die Bildanalysen nicht bestätigt werden; Make-Up, Kleidung und Körperbau bleiben klassisch feminin. Es handelt sich also nicht um eine simple Rollenkehr, bei welcher der weibliche Charakter in Wirklichkeit als Mann oder als eine Form von Männlichkeit, wie bei einem »Tomboy« oder einer »Butch«, gelesen wird. Das in der Serie dargestellte Geschlechterbild ist multiperspektivischer und komplexer, und so kann über die Bildanalysen nicht bestätigt werden; Make-Up, Kleidung und Körperbau bleiben klassisch feminin. Es handelt sich also nicht um eine simple Rollenkehr, bei welcher der weibliche Charakter in Wirklichkeit als Mann oder als eine Form von Männlichkeit, wie bei einem »Tomboy« oder einer »Butch«, gelesen wird. Das in der Serie dargestellte Geschlechterbild ist multiperspektivischer und komplexer, und so kann über die Bildanalysen nicht bestätigt werden; Make-Up, Kleidung und Körperbau bleiben klassisch feminin. Es handelt sich also nicht um eine simple Rollenkehr, bei welcher der weibliche Charakter in Wirklichkeit als Mann oder als eine Form von Männlichkeit, wie bei einem »Tomboy« oder einer »Butch«, gelesen wird. Das in der Serie dargestellte Geschlechterbild ist multiperspektivischer und komplexer, und so kann über die Bildanalysen nicht bestätigt werden; Make-Up, Kleidung und Körperbau bleiben klassisch feminin. Es handelt sich also nicht um eine simple Rollenkehr, bei welcher der weibliche Charakter in Wirklichkeit als Mann oder als eine Form von Männlichkeit, wie bei einem »Tomboy« oder einer »Butch«, gelesen wird. Das in der Serie dargestellte Geschlechterbild ist multiperspektivischer und komplexer, und so kann über die Bildanalysen nicht bestätigt werden; Make-Up, Kleidung und Körperbau bleiben klassisch feminin. Es handelt sich also nicht um eine simple Rollenkehr, bei welcher der weibliche Charakter in Wirklichkeit als Mann oder als eine Form von Männlichkeit, wie bei einem »Tomboy« oder einer »Butch«, gelesen wird. Das in der Serie dargestellte Geschlechterbild ist multiperspektivischer und komplexer, und so kann über die Bildanalysen nicht bestätigt werden; Make-Up, Kleidung und Körperbau bleiben klassisch feminin. Es handelt sich also nicht um eine simple Rollenkehr, bei welcher der weibliche Charakter in Wirklichkeit als Mann oder als eine Form von Männlichkeit, wie bei einem »Tomboy« oder einer »Butch«, gelesen wird. Das in der Serie dargestellte Geschlechterbild ist multiperspektivischer und komplexer, und so kann über die Bildanalysen nicht bestätigt werden; Make-Up, Kleidung und Körperbau bleiben klassisch feminin. Es handelt sich also nicht um eine simple Rollenkehr, bei welcher der weibliche Charakter in Wirklichkeit als Mann oder als eine Form von Männlichkeit, wie bei einem »Tomboy« oder einer »Butch«, gelesen wird. Das in der Serie dargestellte Geschlechterbild ist multiperspektivischer und komplexer, und so kann über die Bildanalysen nicht bestätigt werden; Make-Up, Kleidung und Körperbau bleiben klassisch feminin. Es handelt sich also nicht um eine simple Rollenkehr, bei welcher der weibliche Charakter in Wirklichkeit als Mann oder als eine Form von Männlichkeit, wie bei einem »Tomboy« oder einer »Butch«, gelesen wird. Das in der Serie dargestellte Geschlechterbild ist multiperspektivischer und komplexer, und so kann über die Bildanalysen nicht bestätigt werden; Make-Up, Kleidung und Körperbau bleiben klassisch feminin. Es handelt sich also nicht um eine simple Rollenkehr, bei welcher der weibliche Charakter in Wirklichkeit als Mann oder als eine Form von Männlichkeit, wie bei einem »Tomboy« oder einer »Butch«, gelesen wird. Das in der Serie dargestellte Geschlechterbild ist multiperspektivischer und komplexer, und so kann über die Bildanalysen nicht bestätigt werden; Make-Up, Kleidung und Körperbau bleiben klassisch feminin. Es handelt sich also nicht um eine simple Rollenkehr, bei welcher der weibliche Charakter in Wirklichkeit als Mann oder als eine Form von Männlichkeit, wie bei einem »Tomboy« oder einer »Butch«, gelesen wird. Das in der Serie dargestellte Geschlechterbild ist multiperspektivischer und komplexer, und so kann über die Bildanalysen nicht bestätigt werden; Make-Up, Kleidung und Körperbau bleiben klassisch feminin. Es handelt sich also nicht um eine simple Rollenkehr, bei welcher der weibliche Charakter in Wirklichkeit als Mann oder als eine Form von Männlichkeit, wie bei einem »Tomboy« oder einer »Butch«, gelesen wird. Das in der Serie dargestellte Geschlechterbild ist multiperspektivischer und komplexer, und so kann über die Bildanalysen nicht bestätigt werden; Make-Up, Kleidung und Körperbau bleiben klassisch feminin. Es handelt sich also nicht um eine simple Rollenkehr, bei welcher der weibliche Charakter in Wirklichkeit als Mann oder als eine Form von Männlichkeit, wie bei einem »Tomboy« oder einer »Butch«, gelesen wird. Das in der Serie dargestellte Geschlechterbild ist multiperspektivischer und komplexer, und so kann über die Bildanalysen nicht bestätigt werden; Make-Up, Kleidung und Körperbau bleiben klassisch feminin. Es handelt sich also nicht um eine simple Rollenkehr, bei welcher der weibliche Charakter in Wirklichkeit als Mann oder als eine Form von Männlichkeit, wie bei einem »Tomboy« oder einer »Butch«, gelesen wird. Das in der Serie dargestellte Geschlechterbild ist multiperspektivischer und komplexer, und so kann über die Bildanalysen nicht bestätigt werden; Make-Up, Kleidung und Körperbau bleiben klassisch feminin. Es handelt sich also nicht um eine simple Rollenkehr, bei welcher der weibliche Charakter in Wirklichkeit als Mann oder als eine Form von Männlichkeit, wie bei einem »Tomboy« oder einer »Butch«, gelesen wird. Das in der Serie dargestellte Geschlechterbild ist multiperspektivischer und komplexer, und so kann über die Bildanalysen nicht bestätigt werden; Make-Up, Kleidung und Körperbau bleiben klassisch feminin. Es handelt sich also nicht um eine simple Rollenkehr, bei welcher der weibliche Charakter in Wirklichkeit als Mann oder als eine Form von Männlichkeit, wie bei einem »Tomboy« oder einer »Butch«, gelesen wird. Das in der Serie dargestellte Geschlechterbild ist multiperspektivischer und komplexer, und so kann über die Bildanalysen nicht bestätigt werden; Make-Up, Kleidung und Körperbau bleiben klassisch feminin. Es handelt sich also nicht um eine simple Rollenkehr, bei welcher der weibliche Charakter in Wirklichkeit als Mann oder als eine Form von Männlichkeit, wie bei einem »Tomboy« oder einer »Butch«, gelesen wird. Das in der Serie dargestellte Geschlechterbild ist multiperspektivischer und komplexer, und so kann über die Bildanalysen nicht bestätigt werden; Make-Up, Kleidung und Körperbau bleiben klassisch feminin. Es handelt sich also nicht um eine simple Rollenkehr, bei welcher der weibliche Charakter in Wirklichkeit als Mann oder als eine Form von Männlichkeit, wie bei einem »Tomboy« oder einer »Butch«, gelesen wird. Das in der Serie dargestellte Geschlechterbild ist multiperspektivischer und komplexer, und so kann über die Bildanalysen nicht bestätigt werden; Make-Up, Kleidung und Körperbau bleiben klassisch feminin. Es handelt sich also nicht um eine simple Rollenkehr, bei welcher der weibliche Charakter in Wirklichkeit als Mann oder als eine Form von Männlichkeit, wie bei einem »Tomboy« oder einer »Butch«, gelesen wird. Das in der Serie dargestellte Geschlechterbild ist multiperspektivischer und komplexer, und so kann über die Bildanalysen nicht bestätigt werden; Make-Up, Kleidung und Körperbau bleiben klassisch feminin. Es handelt sich also nicht um eine simple Rollenkehr, bei welcher der weibliche Charakter in Wirklichkeit als Mann oder als eine Form von Männlichkeit, wie bei einem »Tomboy« oder einer »Butch«, gelesen wird. Das in der Serie dargestellte Geschlechterbild ist multiperspektivischer und komplexer, und so kann über die Bildanalysen nicht bestätigt werden; Make-Up, Kleidung und Körperbau bleiben klassisch feminin. Es handelt sich also nicht um eine simple Rollenkehr, bei welcher der weibliche Charakter in Wirklichkeit als Mann oder als eine Form von Männlichkeit, wie bei einem »Tomboy« oder einer »Butch«, gelesen wird. Das in der Serie dargestellte Geschlechterbild ist multiperspektivischer und komplexer, und so kann über die Bildanalysen nicht bestätigt werden; Make-Up, Kleidung und Körperbau bleiben klassisch feminin. Es handelt sich also nicht um eine simple Rollenkehr, bei welcher der weibliche Charakter in Wirklichkeit als Mann oder als eine Form von Männlichkeit, wie bei einem »Tomboy« oder einer »Butch«, gelesen wird. Das in der Serie dargestellte Geschlechterbild ist multiperspektivischer und komplexer, und so kann über die Bildanalysen nicht bestätigt werden; Make-Up, Kleidung und Körperbau bleiben klassisch feminin. Es handelt sich also nicht um eine simple Rollenkehr, bei welcher der weibliche Charakter in Wirklichkeit als Mann oder als eine Form von Männlichkeit, wie bei einem »Tomboy« oder einer »Butch«, gelesen wird. Das in der Serie dargestellte Geschlechterbild ist multiperspektivischer und komplexer, und so kann über die Bildanalysen nicht bestätigt werden; Make-Up, Kleidung und Körperbau bleiben klassisch feminin. Es handelt sich also nicht um eine simple Rollenkehr, bei welcher der weibliche Charakter in Wirklichkeit als Mann oder als eine Form von Männlichkeit, wie bei einem »Tomboy« oder einer »Butch«, gelesen wird. Das in der Serie dargestellte Geschlechterbild ist multiperspektivischer und komplexer, und so kann über die Bildanalysen nicht bestätigt werden; Make-Up, Kleidung und Körperbau bleiben klassisch feminin. Es handelt sich also nicht um eine simple Rollenkehr, bei welcher der weibliche Charakter in Wirklichkeit als Mann oder als eine Form von Männlichkeit, wie bei einem »Tomboy« oder einer »Butch«, gelesen wird. Das in der Serie dargestellte Geschlechterbild ist multiperspektivischer und komplexer, und so kann über die Bildanalysen nicht bestätigt werden; Make-Up, Kleidung und Körperbau bleiben klassisch feminin. Es handelt sich also nicht um eine simple Rollenkehr, bei welcher der weibliche Charakter in Wirklichkeit als Mann oder als eine Form von Männlichkeit, wie bei einem »Tomboy« oder einer »Butch«, gelesen wird. Das in der Serie dargestellte Geschlechterbild ist multiperspektivischer und komplexer, und so kann über die Bildanalysen nicht bestätigt werden; Make-Up, Kleidung und Körperbau bleiben klassisch feminin. Es handelt sich also nicht um eine simple Rollenkehr, bei welcher der weibliche Charakter in Wirklichkeit als Mann oder als eine Form von Männlichkeit, wie bei einem »Tomboy« oder einer »Butch«, gelesen wird. Das in der Serie dargestellte Geschlechterbild ist multiperspektivischer und komplexer, und so kann über die Bildanalysen nicht bestätigt werden; Make-Up, Kleidung und Körperbau bleiben klassisch feminin. Es handelt sich also nicht um eine simple Rollenkehr, bei welcher der weibliche Charakter in Wirklichkeit als Mann oder als eine Form von Männlichkeit, wie bei einem »Tomboy« oder einer »Butch«, gelesen wird. Das in der Serie dargestellte Geschlechterbild ist multiperspektivischer und komplexer, und so kann über die Bildanalysen nicht bestätigt werden; Make-Up, Kleidung und Körperbau bleiben klassisch feminin. Es handelt sich also nicht um eine simple Rollenkehr, bei welcher der weibliche Charakter in Wirklichkeit als Mann oder als eine Form von Männlichkeit, wie bei einem »Tomboy« oder einer »Butch«, gelesen wird. Das in der Serie dargestellte Geschlechterbild ist multiperspektivischer und komplexer, und so kann über die Bildanalysen nicht bestätigt werden; Make-Up, Kleidung und Körperbau bleiben klassisch feminin. Es handelt sich also nicht um eine simple Rollenkehr, bei welcher der weibliche Charakter in Wirklichkeit als Mann oder als eine Form von Männlichkeit, wie bei einem »Tomboy« oder einer »Butch«, gelesen wird. Das in der Serie dargestellte Geschlechterbild ist multiperspektivischer und komplexer, und so kann über die Bildanalysen nicht bestätigt werden; Make-Up, Kleidung und Körperbau bleiben klassisch feminin. Es handelt sich also nicht um eine simple Rollenkehr, bei welcher der weibliche Charakter in Wirklichkeit als Mann oder als eine Form von Männlichkeit, wie bei einem »Tomboy« oder einer »Butch«, gelesen wird. Das in der Serie dargestellte Geschlechterbild ist multiperspektivischer und komplexer, und so kann über die Bildanalysen nicht bestätigt werden; Make-Up, Kleidung und Körperbau bleiben klassisch feminin. Es handelt sich also nicht um eine simple Rollenkehr, bei welcher der weibliche Charakter in Wirklichkeit als Mann oder als eine Form von Männlichkeit, wie bei einem »Tomboy« oder einer »Butch«, gelesen wird. Das in der Serie dargestellte Geschlechterbild ist multiperspektivischer und komplexer, und so kann über die Bildanalysen nicht bestätigt werden; Make-Up, Kleidung und Körperbau bleiben klassisch feminin. Es handelt sich also nicht um eine simple Rollenkehr, bei welcher der weibliche Charakter in Wirklichkeit als Mann oder als eine Form von Männlichkeit, wie bei einem »Tomboy« oder einer »Butch«, gelesen wird. Das in der Serie dargestellte Geschlechterbild ist multiperspektivischer und komplexer, und so kann über die Bildanalysen nicht bestätigt werden; Make-Up, Kleidung und Körperbau bleiben klassisch feminin. Es handelt sich also nicht um eine simple Rollenkehr, bei welcher der weibliche Charakter in Wirklichkeit als Mann oder als eine Form von Männlichkeit, wie bei einem »Tomboy« oder einer »Butch«, gelesen wird. Das in der Serie dargestellte Geschlechterbild ist multiperspektivischer und komplexer, und so kann über die Bildanalysen nicht bestätigt werden; Make-Up, Kleidung und Körperbau bleiben klassisch feminin. Es handelt sich also nicht um eine simple Rollenkehr, bei welcher der weibliche Charakter in Wirklichkeit als Mann oder als eine Form von Männlichkeit, wie bei einem »Tomboy« oder einer »Butch«, gelesen wird. Das in der Serie dargestellte Geschlechterbild ist multiperspektivischer und komplexer, und so kann über die Bildanalysen nicht bestätigt werden; Make-Up, Kleidung und Körperbau bleiben klassisch feminin. Es handelt sich also nicht um eine simple Rollenkehr, bei welcher der weibliche Charakter in Wirklichkeit als Mann oder als eine Form von Männlichkeit, wie bei einem »Tomboy« oder einer »Butch«, gelesen wird. Das in der Serie dargestellte Geschlechterbild ist multiperspektivischer und komplexer, und so kann über die Bildanalysen nicht bestätigt werden; Make-Up, Kleidung und Körperbau bleiben klassisch feminin. Es handelt sich also nicht um eine simple Rollenkehr, bei welcher der weibliche Charakter in Wirklichkeit als Mann oder als eine Form von Männlichkeit, wie bei einem »Tomboy« oder einer »Butch«, gelesen wird. Das in der Serie dargestellte Geschlechterbild ist multiperspektivischer und komplexer, und so kann über die Bildanalysen nicht bestätigt werden; Make-Up, Kleidung und Körperbau bleiben klassisch feminin. Es handelt sich also nicht um eine simple Rollenkehr, bei welcher der weibliche Charakter in Wirklichkeit als Mann oder als eine Form von Männlichkeit, wie bei einem »Tomboy« oder einer »Butch«, gelesen wird. Das in der Serie dargestellte Geschlechterbild ist multiperspektivischer und komplexer, und so kann über die Bildanalysen nicht bestätigt werden; Make-Up, Kleidung und Körperbau bleiben klassisch feminin. Es handelt sich also nicht um eine simple Rollenkehr, bei welcher der weibliche Charakter in Wirklichkeit als Mann oder als eine Form von Männlichkeit, wie bei einem »Tomboy« oder einer »Butch«, gelesen wird. Das in der Serie dargestellte Geschlechterbild ist multiperspektivischer und komplexer, und so kann über die Bildanalysen nicht bestätigt werden; Make-Up, Kleidung und Körperbau bleiben klassisch feminin. Es handelt sich also nicht um eine simple Rollenkehr, bei welcher der weibliche Charakter in Wirklichkeit als Mann oder als eine Form von Männlichkeit, wie bei einem »Tomboy« oder einer »Butch«, gelesen wird. Das in der Serie dargestellte Geschlechterbild ist multiperspektivischer und komplexer, und so kann über die Bildanalysen nicht bestätigt werden; Make-Up, Kleidung und Körperbau bleiben klassisch feminin. Es handelt sich also nicht um eine simple Rollenkehr, bei welcher der weibliche Charakter in Wirklichkeit als Mann oder als eine Form von Männlichkeit, wie bei einem »Tomboy« oder einer »Butch«, gelesen wird. Das in der Serie dargestellte Geschlechterbild ist multiperspektivischer und komplexer, und so kann über die Bildanalysen nicht bestätigt werden; Make-Up, Kleidung und Körperbau bleiben klassisch feminin. Es handelt sich also nicht um eine simple Rollenkehr, bei welcher der weibliche Charakter in Wirklichkeit als Mann oder als eine Form von Männlichkeit, wie bei einem »Tomboy« oder einer »Butch«, gelesen wird. Das in der Serie dargestellte Geschlechterbild ist multiperspektivischer und komplexer, und so kann über die Bildanalysen nicht bestätigt werden; Make-Up, Kleidung und Körperbau bleiben klassisch feminin. Es handelt sich also nicht um eine simple Rollenkehr, bei welcher der weibliche Charakter in Wirklichkeit als Mann oder als eine Form von Männlichkeit, wie bei einem »Tomboy« oder einer »Butch«, gelesen wird. Das in der Serie dargestellte Geschlechterbild ist multiperspektivischer und komplexer, und so kann über die Bildanalysen nicht bestätigt werden; Make-Up, Kleidung und Körperbau bleiben klassisch feminin. Es handelt sich also nicht um eine simple Rollenkehr, bei welcher der weibliche Charakter in Wirklichkeit als Mann oder als eine Form von Männlichkeit, wie bei einem »Tomboy« oder einer »Butch«, gelesen wird. Das in der Serie dargestellte Geschlechterbild ist multiperspektivischer und komplexer, und so kann über die Bildanalysen nicht bestätigt werden; Make-Up, Kleidung und Körperbau bleiben klassisch feminin. Es handelt sich also nicht um eine simple Rollenkehr, bei welcher der weibliche Charakter in Wirklichkeit als Mann oder als eine Form von Männlichkeit, wie bei einem »Tomboy« oder einer »Butch«, gelesen wird. Das in der Serie dargestellte Geschlechterbild ist multiperspektivischer und komplexer, und so kann über die Bildanalysen nicht bestätigt werden; Make-Up, Kleidung und Körperbau bleiben klassisch feminin. Es handelt sich also nicht um eine simple Rollenkehr, bei welcher der weibliche Charakter in Wirklichkeit als Mann oder als eine Form von Männlichkeit, wie bei einem »Tomboy« oder einer »Butch«, gelesen wird. Das in der Serie dargestellte Geschlechterbild ist multiperspektivischer und komplexer, und so kann über die Bildanalysen nicht bestätigt werden; Make-Up, Kleidung und Körperbau bleiben klassisch feminin. Es handelt sich also nicht um eine simple Rollenkehr, bei welcher der weibliche Charakter in Wirklichkeit als Mann oder als eine Form von Männlichkeit, wie bei einem »Tomboy« oder einer »Butch«, gelesen wird. Das in der Serie dargestellte Geschlechterbild ist multiperspektivischer und komplexer, und so kann über die Bildanalysen nicht bestätigt werden; Make-Up, Kleidung und Körperbau bleiben klassisch feminin. Es handelt sich also nicht um eine simple Rollenkehr, bei welcher der weibliche Charakter in Wirklichkeit als Mann oder als eine Form von Männlichkeit, wie bei einem »Tomboy« oder einer »Butch«, gelesen wird. Das in der Serie dargestellte Geschlechterbild ist multiperspektivischer und komplexer, und so kann über die Bildanalysen nicht bestätigt werden; Make-Up, Kleidung und Körperbau bleiben klassisch feminin. Es handelt sich also nicht um eine simple Rollenkehr, bei welcher der weibliche Charakter in Wirklichkeit als Mann oder als eine Form von Männlichkeit, wie bei einem »Tomboy« oder einer »Butch«, gelesen wird. Das in der Serie dargestellte Geschlechterbild ist multiperspektivischer und komplexer, und so kann über die Bildanalysen nicht bestätigt werden; Make-Up, Kleidung und Körperbau bleiben klassisch feminin. Es handelt sich also nicht um eine simple Rollenkehr, bei welcher der weibliche Charakter in Wirklichkeit als Mann oder als eine Form von Männlichkeit, wie bei einem »Tomboy« oder einer »Butch«, gelesen wird. Das in der Serie dargestellte Geschlechterbild ist multiperspektivischer und komplexer, und so kann über die Bildanalysen nicht bestätigt werden; Make-Up, Kleidung und Körperbau bleiben klassisch feminin. Es handelt sich also nicht um eine simple Rollenkehr, bei welcher der weibliche Charakter in Wirklichkeit als Mann oder als eine Form von Männlichkeit, wie bei einem »Tomboy« oder einer »Butch«, gelesen wird. Das in der Serie dargestellte Geschlechterbild ist multiperspektivischer und komplexer, und so kann über die Bildanalysen nicht bestätigt werden; Make-Up, Kleidung und Körperbau bleiben klassisch feminin. Es handelt sich also nicht um eine simple Rollenkehr, bei welcher der weibliche Charakter in Wirklichkeit als Mann oder als eine Form von Männlichkeit, wie bei einem »Tomboy« oder einer »Butch«, gelesen wird. Das in der Serie dargestellte Geschlechterbild ist multiperspektivischer und komplexer, und so kann über die Bildanalysen nicht bestätigt werden; Make-Up, Kleidung und Körperbau bleiben klassisch feminin. Es handelt sich also nicht um eine simple Rollenkehr, bei welcher der weibliche Charakter in Wirklichkeit als Mann oder als eine Form von Männlichkeit, wie bei einem »Tomboy« oder einer »Butch«, gelesen wird. Das in der Serie dargestellte Geschlechterbild ist multiperspektivischer und komplexer, und so kann über die Bildanalysen nicht bestätigt werden; Make-Up, Kleidung und Körperbau bleiben klassisch feminin. Es handelt sich also nicht um eine simple Rollenkehr, bei welcher der weibliche Charakter in Wirklichkeit als Mann oder als eine Form von Männlichkeit, wie bei einem »Tomboy« oder einer »Butch«, gelesen wird. Das in der Serie dargestellte Geschlechterbild ist multiperspektivischer und komplexer, und so kann über die Bildanalysen nicht bestätigt werden; Make-Up, Kleidung und Körperbau bleiben klassisch feminin. Es handelt sich also nicht um eine simple Rollenkehr, bei welcher der weibliche Charakter in Wirklichkeit als Mann oder als eine Form von Männlichkeit, wie bei einem »Tomboy« oder einer »Butch«, gelesen wird. Das in der Serie dargestellte Geschlechterbild ist multiperspektivischer und komplexer, und so kann über die Bildanalysen nicht bestätigt werden; Make-Up, Kleidung und Körperbau bleiben klassisch feminin. Es handelt sich also nicht um eine simple Rollenkehr, bei welcher der weibliche Charakter in Wirklichkeit als Mann oder als eine Form von Männlichkeit, wie bei einem »Tomboy« oder einer »Butch«, gelesen wird. Das in der Serie dargestellte Geschlechterbild ist multiperspektivischer und komplexer, und so kann über die Bildanalysen nicht bestätigt werden; Make-Up, Kleidung und Körperbau bleiben klassisch feminin. Es handelt sich also nicht um eine simple Rollenkehr, bei welcher der weibliche Charakter in Wirklichkeit als Mann oder als eine Form von Männlichkeit, wie bei einem »Tomboy« oder einer »Butch«, gelesen wird. Das in der Serie dargestellte Geschlechterbild ist multiperspektivischer und komplexer, und so kann über die Bildanalysen nicht bestätigt werden; Make-Up, Kleidung und Körperbau bleiben klassisch feminin. Es handelt sich also nicht um eine simple Rollenkehr, bei welcher der weibliche Charakter in Wirklichkeit als Mann oder als eine Form von Männlichkeit, wie bei einem »Tomboy« oder einer »Butch«, gelesen wird. Das in der Serie dargestellte Geschlechterbild ist multiperspektivischer und komplexer, und so kann über die Bildanalysen nicht bestätigt werden; Make-Up, Kleidung und Körperbau bleiben klassisch feminin. Es handelt sich also nicht um eine simple Rollenkehr, bei welcher der weibliche Charakter in Wirklichkeit als Mann oder als eine Form von Männlichkeit, wie bei einem »Tomboy« oder einer »Butch«, gelesen wird. Das in der Serie dargestellte Geschlechterbild ist multiperspektivischer und komplexer, und so kann über die Bildanalysen nicht bestätigt werden; Make-Up, Kleidung und Körperbau bleiben klassisch feminin. Es handelt sich also nicht um eine simple Rollenkehr, bei welcher der weibliche Charakter in Wirklichkeit als Mann oder als eine Form von Männlichkeit, wie bei einem »Tomboy« oder einer »Butch«, gelesen wird. Das in der Serie dargestellte Geschlechterbild ist multiperspektivischer und komplexer, und so kann über die Bildanalysen nicht bestätigt werden; Make-Up, Kleidung und Körperbau bleiben klassisch feminin. Es handelt sich also nicht um eine simple Rollenkehr, bei welcher der weibliche Charakter in Wirklichkeit als Mann oder als eine Form von Männlichkeit, wie bei einem »Tomboy« oder einer »Butch«, gelesen wird. Das in der Serie dargestellte Geschlechterbild ist multiperspektivischer und komplexer, und so kann über die Bildanalysen nicht bestätigt werden; Make-Up, Kleidung und Körperbau bleiben klassisch feminin. Es handelt sich also nicht um eine simple Rollenkehr, bei welcher der weibliche Charakter in Wirklichkeit als Mann oder als eine Form von Männlichkeit, wie bei einem »Tomboy« oder einer »Butch«, gelesen wird. Das in der Serie dargestellte Geschlechterbild ist multiperspektivischer und komplexer, und so kann über die Bildanalysen nicht bestätigt werden; Make-Up, Kleidung und Körperbau bleiben klassisch feminin. Es handelt sich also nicht um eine simple Rollenkehr, bei welcher der weibliche Charakter in Wirklichkeit als Mann oder als eine Form von Männlichkeit, wie bei einem »Tomboy« oder einer »Butch«, gelesen wird. Das in der Serie dargestellte Geschlechterbild ist multiperspektivischer und komplexer, und so kann über die Bildanalysen nicht bestätigt werden; Make-Up, Kleidung und Körperbau bleiben klassisch feminin. Es handelt sich also nicht um eine simple Rollenkehr, bei welcher der weibliche Charakter in Wirklichkeit als Mann oder als eine

Gleichheit in der neuen Vielfalt: Neuer Streit um Gleichberechtigung

Von Prof. Dr. Ute Sacksofsky, M.P.A. (Harvard),
Frankfurt am Main

Über viele Jahre war die Bekämpfung der Benachteiligung von Frauen das Thema, an dem die Antidiskriminierungsdiskussion in Deutschland maßgeblich anknüpfte. Während in den USA die Bekämpfung der Rassendiskriminierung sowohl zeitlich als auch inhaltlich im Vordergrund stand,¹ war in Deutschland die Benachteiligung von Frauen paradigmatisch für die Entwicklung des Antidiskriminierungsrechts. Schon bei der Schaffung des Grundgesetzes in den Jahren 1948/1949 stritt der Parlamentarische Rat intensiv um die Gleichberechtigung von Frauen und Männern;² und der Umgang mit Geschlechtsdiskriminierung prägte in Deutschland die Debatten bis in die neunziger Jahre des 20. Jahrhunderts hinein. Heute hat sich dies sowohl rechtlich als auch politisch verändert. Zwei Veränderungsmomente sind besonders wichtig. Zum einen sind – insbesondere angestoßen durch die europäische Rechtsentwicklung – eine Vielzahl weiterer Merkmale in den Blick des Antidiskriminierungsrechts genommen worden;³ dazu gehören vor allem ethnische Herkunft, sexuelle Identität und Alter. Ihren Niederschlag findet dies nicht nur in Art. 13 EG-Vertrag, sondern auch in den seit 2000 erlassenen Antidiskriminierungsrichtlinien.⁴ Zum zweiten hat die neuere feministische Diskussion gezeigt, dass ein binäres Verständnis von Geschlecht zu kurz greift. Geschlecht erschöpft sich nicht in einer Welt von Frauen, die Männer und Männern, die Frauen begehren. Ein Teil der neuen Vielfalt ist geschlechtliche Vielfalt.

Welche Folgen haben diese Veränderungen aus der Perspektive der Gleichberechtigung von Frauen? Der folgende Text wird auf sechs Fragen eingehen:

1. Was nützen besondere Gleichstellungsvorschriften in der Verfassung? Die Beantwortung dieser Frage bietet auch Gelegenheit zu einem Rückblick auf die letzten 60 Jahre.
2. Welche Bedeutung hat die Verfassungsreform von 1994, die einen Verfassungsauftrag zur Herstellung tatsächlicher Gleichberechtigung aufnahm?
3. Ist die Gleichberechtigungsgarantie symmetrisch, schützt sie also Männer wie Frauen? Sollten Antidiskriminierungsvorschriften geschlechtsneutral formuliert werden?
4. Brauchen wir ein eigenes Diskriminierungsverbot wegen sexueller Identität in der Verfassung?
5. Ist es überhaupt noch adäquat heute von »Frauen« als einheitlicher Kategorie zu sprechen? Ignoriert dies nicht Differenzen zwischen Frauen?
6. Wie verhält sich die Gleichberechtigung von Frauen zu Diskriminierungsverboten wegen anderer Merkmale, insbesondere der ethnischen Herkunft oder der Religion? Kommt es zu Spannungen und wie sind diese zu lösen?

I. Zum Nutzen von Gleichstellungsvorschriften

Was nützen besondere Gleichstellungsvorschriften in der Verfassung? Mit anderen Worten: lohnt es sich überhaupt, sich um Gleichberechtigung in der Verfassung Gedanken zu machen, gar darum zu kämpfen? Die deutsche – zweite – Frauenbewegung der siebziger Jahre war von großer Skepsis gegenüber

Staat und Recht generell geprägt.⁵ Recht erschien als typisch patriarchale, konservative Institution, die unter dem Deckmantel scheinbarer Objektivität männliche Interessen rücksichtslos durchsetzte. Auch das Verfassungsgericht hat sich hier in mancher Hinsicht nicht sehr rühmlich hervor getan: ich erinnere etwa an die Abtreibungsentscheidungen.⁶ Doch dies ist nur die eine Seite. Recht ist immer ambivalent.⁷ Es kann auch emanzipativ wirken, einer gesellschaftlich mit wenig Macht ausgestatteten Person oder Gruppe Rechte verleihen. Auch diese Seite ist in der verfassungsgerichtlichen Rechtsprechung zu den Geschlechterverhältnissen sichtbar geworden. Werfen wir einen kurzen Blick zurück auf die letzten 60 Jahre Gleichberechtigungsrechtsprechung.⁸

In den ersten vierzig Jahre – bis 1992 – verstand das Bundesverfassungsgericht den Gleichberechtigungssatz als Differenzierungsverbot: Danach verbietet der Gleichberechtigungssatz »grundsätzlich und ein für alle Mal die Differenzierung nach dem Geschlecht«.⁹ Freilich hat das Gericht das grundsätzliche Verbot der Anknüpfung an das Merkmal Geschlecht seit der ersten Entscheidung 1953 begrenzt; im Hinblick auf die »objektiven biologischen oder funktionalen Unterschiede« hat es Differenzierungen zwischen Männern und Frauen erlaubt.¹⁰ Doch die Reichweite dessen, was als »objektive« biologische oder funktionale Unterschiede angesehen wurde, veränderte sich erheblich.

Die fünfziger und sechziger Jahre waren geprägt durch die Betonung der natürlichen Verschiedenheit von Männern und Frauen. Das Bundesverfassungsgericht nahm eine »natürliche« Rollenverteilung zwischen Männern und Frauen als gegeben hin, fundierte sie gar biologisch: »Schon die körperliche Bildung der Geschlechtsorgane weist für den Mann auf eine mehr drängende und fordernde, für die Frau auf eine mehr hinnehmende und zur Hingabe bereite Funktion hin.«¹¹ Es sprach von dem »auf Mutterschaft angelegten Organismus der Frau« oder davon, dass in der Mutterschaft das Wesen der Frau »am tiefsten wurzelt und sich entfaltet.«¹² Selbstverständlich klingen heute solche Formulierungen reaktionär. Dennoch sollten solche Formulierungen im Kontext der Zeit gelesen werden und in diesem Kontext nützen diese Formulierungen Frauen. Das Gericht sah seine Aufgabe darin zu verhindern, dass sich die »Andersartigkeit« der Frau zu ihrem Nachteil auswirkte. So hob es eine ganze Reihe von Normen auf, die Frauen benachteiligten – am wichtigsten der sogenannte väterliche Stichentscheid¹³ –, und korrigierte damit den Gesetzgeber, der das Gleichberechtigungsgebot nur zögerlich – inhaltlich wie zeitlich – umsetzte.¹⁴ »Gleichwertigkeit bei Andersartigkeit« war das Leitmotiv der Rechtsprechung in dieser Phase.

In den siebziger und frühen achtziger Jahren betonte das Gericht immer stärker die Gleichheit der Geschlechter. Insbesondere für den Bereich des Familienrechts stellte es fest: »Die Vorstellung vom Vater als Haupt oder Mittelpunkt der Familie ist [...] rechtlich durch die Partnerschaft zwischen Mann und Frau abgelöst.«¹⁵ Dementsprechend wurde die Rechtfertigungskraft der Formel von den objektiven biologischen oder funktionalen Unterschieden immer enger gefasst. Der stärkeren Betonung der

Gleichheit von Mann und Frau korrespondierte eine immer strikere Anwendung des Art. 3 Abs. 2 GG als Differenzierungsverbot.

Ein solches engeres Verständnis des Differenzierungsverbots folgte in gewissem Sinne der Logik der Veränderung der Geschlechterverhältnisse; die Vorstellungen von einer natürlichen Verschiedenheit der Geschlechter, auf der die Ausnahmen von der Gleichbehandlung basierten, trugen immer weniger.¹⁶ Mit einer solchen Deutung konnten auch die letzten Überbleibsel von Normen, die ausdrücklich nach Geschlecht differenzierten – und es waren nicht mehr viele –, von Verfassungswegen beseitigt werden.¹⁷ Doch inzwischen gibt es solche Normen kaum noch, und wenn, dann allenfalls mit Vorteilen für Frauen, etwa bei Quotenregelungen oder anderen Frauenfördermaßnahmen, dem Feuerwehrendienst¹⁸ oder dem Sorgerecht für nichteheliche Kinder.¹⁹ Ein enges, formales Verständnis des Gleichberechtigungssatzes, wie er im Differenzierungsverbot seinen Ausdruck findet, nützt unter diesen Rahmenbedingungen nur noch Männern. Für Frauen wäre das Verfassungsgebot der Gleichberechtigung funktionslos geworden.

II. Zur Verfassungsreform von 1994

Aus der eben beschriebenen Entwicklung heraus war die Verfassungsreform von 1994, die einen zweiten Satz in Art. 3 Abs. 2 GG aufnahm, von großer Bedeutung. Auch dieser Einschub war von Frauen mithilfe von »waschkörbeweisen Eingaben«²⁰ erkämpft worden.²¹ Zur Erinnerung: Die Verfassungskommission des Bundesrates, die sich als erste mit der Verfassungsreform beschäftigt hatte, war mit der erforderlichen Mehrheit nur zu dem Ergebnis gekommen, eine Umstellung in Art. 3 Abs. 2 GG vorzunehmen, der damit – wegen der »alphabetischen Reihenfolge« – lauten sollte: »Frauen und Männer sind gleichberechtigt.«²²

In der Verfassungsreform ist es freilich nicht gelungen, alles, was sich Frauen damals wünschten, durchzusetzen. Ein Ziel war die Klarstellung der Zulässigkeit von Frauenquoten.²³ Dafür fand sich nicht die erforderliche Mehrheit. Im Ergebnis ist dies verschmerzbar. Zum einen hat sich der Streit um Frauenquoten seit 1995 auf die europäische Ebene verlagert.²⁴ Den teils sehr restriktiven Entscheidungen des EuGH²⁵ hätte auch eine klare deutsche Verfassungsnorm nicht widerstanden, da das Europarecht dem nationalen Recht der Mitgliedstaaten vorgeht. Zum anderen hat das Bundesverfassungsgericht zwar bis heute nicht über Quotenregelungen entschieden, aber den Weg vorgezeichnet, mit dem sie verfassungsrechtlich gerechtfertigt werden können.²⁶

Streng juristisch-technisch gesehen war die Aufnahme des Verfassungsauftrags nur eine »Klarstellung«.²⁷ Denn das Bundesverfassungsgericht hatte schon zuvor seine Rechtsprechung geändert und hervorgehoben, dass sich das Gleichberechtigungsgebot auf die gesellschaftliche Wirklichkeit erstreckte.²⁸

Doch eine verfassungsrechtliche Klarstellung hilft. Sie verstärkt die Durchsetzungschancen auf rechtlicher Ebene, und sie hat Wirkung im politischen Prozess. Der Verfassungsauftrag kann zusammen mit

der Rechtsfigur der mittelbaren Benachteiligung²⁹ dazu dienen, patriarchale Strukturen aufzubrechen. Diese von der europäischen Rechtsprechung entwickelte Rechtsfigur – hier hat Europa wirklich positiv gewirkt – hat erst seit kurzem Eingang ins deutsche Verfassungsrecht gefunden.³⁰ In diesem Zusammenspiel hätte dann der Gleichberechtigungssatz wirklich wieder eine – auch für Frauen – wichtige Funktion.

III. »Geschlechtsneutralität«

Es gibt eine immer stärker werdende Tendenz, Antidiskriminierungsvorschriften geschlechtsneutral zu formulieren. Man spricht – etwa im Betriebsverfassungsgesetz – vom »unterrepräsentierten Geschlecht«, oder im Elterngeldgesetz vom »Elternteil«, statt klar zu benennen, wo es um Männer oder Frauen, Väter oder Mütter geht. Ich halte diese Tendenz für gefährlich und falsch. Sie entspricht einer Logik, die Frauenfördermaßnahmen als »umgekehrte Diskriminierung« begreift und dabei völlig den Unterschied zwischen Inklusion und Exklusion übersieht. Frauenfördermaßnahmen sollen Frauen den Zugang zu Bereichen erleichtern oder ermöglichen, von denen Frauen – häufig durch informelle Kriterien – traditionell ausgeschlossen waren und auch heute noch ausgeschlossen werden; das ist etwas substantiell Anderes, als Regelungen, die Frauen bestimmte Bereiche verschließen, weil Frauen dafür als nicht geeignet angesehen werden. Letztlich entspricht das krampfhaft Bemühen um Geschlechtsneutralität genau dem formalem Verständnis von Gleichberechtigung, das dazu dient, immer wieder in verschiedenen Abwandlungen zu erzählen, »heute sei die Gleichberechtigung doch erreicht, Frauen sollten sich nicht so haben«.

Um Missverständnisse auszuschließen: damit soll nicht geleugnet werden, dass Fortschritte erzielt worden sind. Die Geschlechterordnung hat sich verändert und die Veränderungen sind positive, aber die Geschlechterverhältnisse sind weit von einer Symmetrie entfernt und dies muss rechtlich – gerade im Antidiskriminierungsrecht – benannt werden. Sonst führen rechtliche Regelungen zu widersinnigen Ergebnissen. Um es am Beispiel des Elterngeldes zu erläutern: Eltern erhalten insgesamt für bis zu vierzehn Monaten Elterngeld, wenn sie wegen der Betreuung ihres Kindes ihre Erwerbstätigkeit unterbrechen. Außer in einigen Sonderfällen³¹ kann jeder Elternteil jedoch nur maximal für zwölf Monate Elterngeld beanspruchen. In der öffentlichen Diskussion werden die über zwölf Monate hinausgehenden zwei Monate, der Intention des Gesetzgebers entsprechend, als »Vätermonate« bezeichnet. Im Elterngeldgesetz sind sie aber geschlechtsneutral formuliert, d.h. beziehen sich auch auf das Elternpaar, in dem der Mann zuhause bleibt und das Kind betreut, und die Frau kontinuierlich weiter arbeitet. Dieses Elternpaar erhält genauso wie das Elternpaar mit der traditionellen Rollenverteilung, in der die Frau für Haus und Kinder zuständig ist, nur für zwölf Monate Elterngeld, wenn die Frau keine Pause von ihrem Beruf macht. Dieses Elternpaar, das sich vom traditionellen Rollenbild weit entfernt hat, wird im Namen der Geschlechtsneutralität benachteiligt. Denn die

Zielrichtung des Gesetzes war eindeutig: Väter sollen dazu gebracht werden, sich um Kinder zu kümmern. Der Gesetzgeber hat einen guten Grund, dazu beizutragen, dass die traditionelle geschlechtsspezifische Arbeitsteilung überwunden wird. Dafür auch in die Gestaltungsfreiheit der Eltern einzugreifen, die gerade ein nicht-traditionelles Modell Leben, hat er keine verfassungsrechtliche Rechtfertigung.

Entsprechend problematisch sind auch die Regelungen im Betriebsverfassungsgesetz. § 15 Abs. 2 BetrVG bestimmt, dass das Geschlecht, das in der Belegschaft in der Minderheit ist, mindestens entsprechend seinem zahlenmäßigen Verhältnis im Betriebsrat vertreten sein muss, wenn dieser aus mindestens drei Mitgliedern besteht. Angesichts der Dominanz von Männern in Betriebsräten macht diese Regelung Sinn, wenn sichergestellt werden soll, dass Frauen in hinreichender Anzahl (häufig genug: überhaupt) Mitglieder des Betriebsrates sind.³² Aber warum sollte es Anliegen des Gesetzgebers sein, sicherzustellen, dass genügend Männer im Betriebsrat sitzen?

Nach meiner Auffassung ist die Begeisterung über Symmetrie einer Vorstellung von formaler Neutralität geschuldet, die gerade vergisst, worum es beim Antidiskriminierungsrecht nur gehen kann: rechtliche Schutzmechanismen gegen Diskriminierung zu entwickeln. Diskriminierung ist aber nicht symmetrisch und betrifft nicht alle durch ein Merkmal definierte Gruppen in gleicher Weise. Die Situation weißer Männer ist anders als die schwarzer Frauen, die Gefahr von Benachteiligung von Christen in Deutschland anders als die von Muslimen. Diskriminierung ist jeweils kontextabhängig, bezogen auf bestimmte räumliche und zeitliche Faktoren. Die Bekämpfung von Diskriminierung kann daher nur gelingen, wenn genau analysiert wird, worin Diskriminierung besteht und wer in einem bestimmten Zeitpunkt besonders diskriminierungsgefährdet ist. Dies gilt auch für Diskriminierungsverbote im Verfassungsrecht.³³

IV. Verfassungsrechtliche Absicherung sexueller Identität

Das Grundgesetz wurde 1949 zu einer Zeit geschaffen, als die Diskriminierung von Menschen, die nicht in die heteronormative Geschlechterordnung passten, gesellschaftlich akzeptiert war. Verfassungsrechtliche Diskriminierungsverbote wegen sexueller Identität waren damals überhaupt kein Thema. Es war die Zeit, in der männliche Homosexualität noch strafrechtlich verfolgt wurde. Auch das Bundesverfassungsgericht sah hierin 1957 kein verfassungsrechtliches Problem.³⁴ Inzwischen hat sich dies gesellschaftlich wie verfassungsrechtlich verändert: der alte § 175 StGB ist abgeschafft,³⁵ die eingetragene Lebenspartnerschaft rechtlich vorgesehen und vom Verfassungsgericht gebilligt worden.³⁶ Für Transsexuelle ist es immer wieder das Bundesverfassungsgericht gewesen, das ihren Anliegen zum Durchbruch verholfen hat; Transsexuelle haben bisher jeden Fall gewonnen.³⁷ Jedenfalls für eine Reihe von Problemlagen, die ein Diskriminierungsverbot wegen sexueller Identität erfassen würde, besteht juristisch-technisch gesehen, nach derzeitiger Rechtsprechung kein Bedarf. Anders ist dies freilich für die Ungleichbehandlung von Ehe und eingetragener

Lebenspartnerschaft. Diese hat das Gericht immer akzeptiert.³⁸

Denkbar wäre ein Diskriminierungsverbot wegen sexueller Identität im Wege der Verfassungsinterpretation zu entwickeln.³⁹ Immerhin gibt es im Grundgesetz das Verbot der Diskriminierung wegen des »Geschlechts«. Das Bundesverfassungsgericht hat sich dafür nicht offen gezeigt, sondern – etwa bei seiner Billigung der Schlechterstellung der eingetragenen Lebenspartnerschaft gegenüber der Ehe – die etwas merkwürdige Argumentation eingeführt, es handle sich nicht um eine Ungleichbehandlung wegen des Geschlechts, sondern wegen der »Geschlechtskombination einer Personenverbindung«.⁴⁰ In den Fällen von sexueller Identität, in denen es um Transsexualität und nicht um homosexuelles Begehren geht, erkennt das BVerfG nur einen Verstoß gegen das allgemeine Persönlichkeitsrecht aus Art. 2 I GG an. Die Internationale Rechtsprechung ist dabei teilweise weiter. So hat etwa die Menschenrechtskommission (Internationaler Pakt über bürgerliche und politische Rechte) die Ungleichbehandlung gleichgeschlechtlicher Lebenspartner als Diskriminierung wegen des Geschlechts angesehen.⁴¹ Zumindest in Fälle von Transsexualität erkennt der EuGH eine Geschlechtsdiskriminierung an.⁴² Der EuGH hat zudem die Schlechterstellung der eingetragenen Lebenspartnerschaft in Deutschland gegenüber der Ehe in einem 2008 entschiedenen Fall (Maruko) als Verstoß gegen Art. 1 i.V.m. Art. 2 RL 2000/78 EG (Rahmenrichtlinie zur Verwirklichung der Gleichbehandlung in Beschäftigung und Beruf) angesehen, mit der Begründung, die Lebenspartnerschaft nach nationalem Recht ersetze Personen gleichen Geschlechts in eine Situation, die in Bezug auf die Hinterbliebenenversorgung mit der Situation von Ehegatten vergleichbar sei.⁴³

Doch Interpretationsvorschläge von Juristinnen und Juristen können, selbst wenn sie sich irgendwann auch vor Gerichten durchsetzen sollten, nie den Effekt erzielen, den eine ausdrückliche Verfassungsänderung bringen könnte, nämlich die Symbolwirkung im politischen Prozess. Die Antwort auf die eingangs gestellte Frage lautet daher schlicht: Ja, ein Diskriminierungsverbot wegen sexueller Identität sollte in die Verfassung aufgenommen werden.

V. »Frauen« als einheitliche Kategorie

Das Grundgesetz spricht von der Gleichberechtigung von »Männern« und »Frauen«. Es scheint damit in gewissem Sinne veraltet. Es ist Ausdruck der Vorstellung einer binären Geschlechterordnung, die für Transgender keinen Platz hat. Zudem bestehen erhebliche Unterschiede zwischen Frauen – verhandelt wird dies unter dem Schlagwort »Intersektionalität«.⁴⁴ Es gibt erhebliche Differenzen zwischen Frauen, die teils, aber nicht nur mit anderen relevanten Diskriminierungsmerkmalen zusammenhängen.

Doch führen auch diese Einsichten – die theoretisch wichtig und richtig sind – nicht dazu, dass im Recht auf die Kategorie »Frau« verzichtet werden könnte. Soll Recht wirksam gegen Diskriminierung sein, muss es an typischen gesellschaftlichen Konstellationen anknüpfen, und dafür eignet sich die Kategorie Frau noch immer. Denn die meisten

< K N A B E N >

M Ä N N E R >

>>>

Rechtsnormen beziehen sich auf bestimmte Kontexte, die ohnehin nur bestimmte Gruppen von Frauen betreffen. Es ist daher wichtig, sich im jeweiligen Regelungsbereich kontextabhängig zu verdeutlichen, welche Gruppen von Frauen jeweils betroffen sein können. Hier können spezifische Regelungen die verschiedenen Interessen auf- und wahrnehmen, ohne den Interessen bestimmter Gruppen von Frauen Vorrang einzuräumen.

Teilweise funktioniert dies hingegen nicht. Dann stehen wirklich Interessen mancher Frauen gegen Interessen anderer Frauen. Dies ist besonders deutlich im Konflikt zwischen Hausfrauen und berufstätigen Frauen. Eine Kürzung der Witwenrente geht zu Lasten von Frauen, die keine eigenständigen Rentenansprüche erworben haben. Andererseits aber stellt die Witwenrente eine Benachteiligung erwerbstätiger Frauen dar, denn sie finanzieren die Möglichkeit der Witwenrente über ihre Beiträge mit, ohne selbst eine entsprechende Absicherung ihrer Angehörigen zu erreichen.

Ein anderes Beispiel ist das Ehegattensplitting: Aus gleichberechtigungspolitischer Perspektive ist es außerordentlich problematisch und auch verfassungswidrig.⁴⁵ Dennoch muss man sich klar machen, dass Hausfrauen vom Ehegattensplitting profitieren – vielleicht nicht so stark wie ihre Ehemänner, aber eben doch.

Hier müssen Entscheidungen darüber getroffen werden, wessen Interessen als »Fraueninteressen« wahrgenommen werden. Das ist manchmal schwierig. Auch bietet das Argument, es gehe um die freie Entscheidung, welche Rolle Frauen wahrnehmen wollen, häufig keinen Ausweg. Es muss eine Auseinandersetzung darüber geführt werden, was Gleichberechtigung bedeutet, wie eigentlich eine gleichberechtigte Gesellschaft aussehen soll. Ich würde mir wünschen, dass diese Diskussion intensiver geführt wird.

VI. Gleichberechtigung von Frauen und Diskriminierungsverbote wegen anderer Merkmale

Ein Bereich, in dem der Streit um Gleichberechtigung massiv aufbricht, ist der Streit um den Umgang mit religiös geprägten Minderheiten, insbesondere muslimischen Migrantinnen und Migranten. Der Streit um das Kopftuch⁴⁶ spaltet auch die Frauenbewegung. Teils wird befürchtet, dass die religiös-patriarchale Prägung Emanzipationsgewinne gefährdet.⁴⁷ Die Befürchtung als solche teile ich, backlash ist – wie wir wissen – eine große Gefahr. Dennoch ist es falsch einen Konflikt zwischen Emanzipation und Religion aufzubauen, der dann zu Lasten der Religion gelöst werden müsste. Gerade Menschen, die für Freiheit und fundamentale Rechte eintreten, müssen auch hinnehmen, als sie selbst es tun würden oder für richtig halten. Freiheit ist nur, wenn es auch die Freiheit zur Abweichung gibt. Religiöse Prägung betrifft menschliche Identität ähnlich intensiv wie sexuelle Identität. Sie hat daher den gleichen Anspruch auf Respekt und Schutz. Dies gilt natürlich nur so lange, wie Gläubige nicht anderen ihren Glauben aufzwingen wollen. Wird aus religiösen Gründen Zwang

ausgeübt, muss der Staat intervenieren. Der Staat muss Hilfs- oder Ausstiegsangebote bereit halten für diejenigen, die in Zusammenhängen leben, in denen sie unterdrückt werden. Aber er kann nicht denen, die wegen ihrer religiösen Auffassung sich in einer Weise verhalten, die andere nicht gefährdet – wie etwa durch das Tragen eines Kopftuchs – eine gefährliche Gesinnung zuschreiben (die zudem häufig noch falsch ist, weil auch emanzipierte Frauen Kopftücher tragen)⁴⁸ und sie damit ausgrenzen oder bekämpfen. Dies ist das Prinzip des freiheitlichen Rechtsstaates: Handlungen werden bestraft, nicht Gesinnungen.

Das Verhältnis der Gleichberechtigung von Frauen zu anderen Diskriminierungsmerkmalen hat noch eine andere Seite. Die Gleichberechtigung der Geschlechter ist im Grundgesetz besonders hervorgehoben. Manche sprechen daher von einer Hierarchie von Diskriminierungsmerkmalen und finden dies problematisch.⁴⁹ Nach meiner Auffassung ist die herausgehobene Bedeutung von Geschlechtergleichheit auch heute noch berechtigt. Nicht, weil Diskriminierung wegen des Geschlechts »fundamentaler« wäre – etwa im Sinne einer Debatte um Haupt- oder Nebenwiderspruch –, sondern weil es die Form der Diskriminierung ist, die zum einen sehr viele betrifft, und zum anderen besonders schwierig zu bekämpfen ist. Die unzähligen self-help-books über Frauen und Männer oder die Lektüre der FAZ zum Thema Väterrechte und dem Tenor der Unterdrückung von Männern durch »wildgewordene Feministinnen« zeigen: es gibt bei weitem keinen Konsens über Gleichberechtigung der Geschlechter. Deshalb ist hier auch verfassungsrechtlicher Schutz besonders wichtig.

- 1 Ausführlich dazu: Ute Sacksofsky, *Das Grundrecht auf Gleichberechtigung*, 2. Aufl. 1996, S. 207 ff.; Ian Haney Lopez, *Race, Law and Society*, 2006; Derrick A. Bell, *Race, Racism and American Law*, 2008.
- 2 Für eine genaue Beschreibung der Entstehungsgeschichte des Art. 3 Abs. 2 GG: Ute Sacksofsky (Fn. 1), S. 323-332.
- 3 Gabriele Britz, *Diskriminierungsschutz und Privatautonomie*, VVDStRL 2005; 355; Dagmar Schiek, *Die Neuregelung des Schwangerschaftsabbruchsrechts*, Streit 1992, 38; dies., § 218: *Die Frau als Grundrechtssubjekt*, Streit 1992, 60; dies., *Paragraph 218 – ein persönlicher Abgesang*, Streit 1993, 83; Monika Frommel, § 218 – Straftat, aber rechtswidrig – zielorientiert, aber ergebnislos – Paradoxien der Übergangsregelungen des

- Bundesverfassungsgerichts, KJ 1993, 324; Anna Hochreuter, *Gebärzwang und tote Frau als Brüterin – patriarchale Ethik?*, KJ 1994, 67.
- 7 Ute Sacksofsky, *Die blinde Justitia: Gender in der Rechtswissenschaft*, in: Hadumod Bußmann/Renate Hof, *Genus*, Stuttgart 2005, S. 402 (S. 437 f.); Sarah Elsuni, *Geschlechtsbezogene Gewalt und Menschenrechte*, 2009 (im Erscheinen bei Nomos), Kap. 1.3.3.
 - 8 Ausführlich analysiert bei: Sacksofsky (Fn. 1) S. 23-99 und 386-391.
 - 9 BVerfGE 37, 217 (244); ähnlich bereits BVerfGE 3, 225 (240).
 - 10 BVerfGE 3, 225 (242).
 - 11 BVerfGE 6, 389 (425).
 - 12 BVerfGE 10, 59 (78).
 - 13 BVerfGE 10, 59.
 - 14 Art. 117 Abs. 1 GG hatte dem Gesetzgeber eine Frist bis zum 1. April 1953 eingeräumt, um das der Gleichberechtigung von Männern und Frauen entgegenstehende Recht anzupassen. Das Gleichberechtigungsgesetz, das dies vornehmen sollte, wurde erst 1957 erlassen: *Gesetz über die Gleichberechtigung von Mann und Frau auf dem Gebiet des bürgerlichen Rechts vom 18.06.1957*, BGBl. I S. 609.
 - 15 BVerfGE 37, 217 (251).
 - 16 Dies war die konsequente dogmatische Umsetzung der für eine gewisse Phase der Frauenbewegung prägenden Trennung von »sex« (als biologischem Geschlecht) und »gender« (als sozialem Geschlecht). Zur fe-mininistischen Diskussion vgl. Andrea Maihofer, *Geschlecht als hegemonialer Diskurs*, in: Theresa Wobbe/Gesa Lindemann, *Denkachsen* (Hrsg.), 1994, S. 236; dies., *Gleichheit und/oder Differenz? Zum Verlauf einer Debatte*. In: Eva Kreisky/Birgit Sauer (Hrsg.): *Geschlechterverhältnisse im Kontext politischer Transformation*, 1997, S. 155.
 - 17 BVerfGE 63, 181; 68, 384; 71, 224.
 - 18 Dazu BVerfGE 92, 91.
 - 19 Dazu BVerfGE 107, 150.
 - 20 Jutta Limbach/Marion Eckertz-Höfer (Hrsg.), *Frauenrechte im Grundgesetz des geeinten Deutschland*, 1993, S. 281.
 - 21 Dokumentation der Entwicklung bei Limbach/Eckertz-Höfer (Fn. 20).
 - 22 Der damalige Minister Bull sprach von einem »Treppenzug der Rechtsgeschichte«, zit. nach Limbach/Eckertz-Höfer (Fn. 20), S. 291.
 - 23 Hierfür gab es eine ganze Reihe von Vorschlägen für eine »Kompensationsklausel«, die etwa lauten sollte: »Zum Ausgleich bestehender Ungleichheiten sind Maßnahmen zur Förderung von Frauen zulässig« (so der Vor-schlag der SPD-Gruppe in der Gemeinsamen Verfassungskommission von Bundestag und Bundesrat, Limbach/Eckertz-Höfer (Fn. 20), S. 243).
 - 24 EuGH Kalanke/ Freie Hansestadt Bremen, Slg. 1995, I-3069; Marshall/ NRW, Slg. 1997, I-6363; Bad-eck/Hessischer Ministerpräsident, Slg. 2000, I-1875; Abrahamsson & Anderson/ Fogelqvist, Slg. 2000, I-5539; Ute Sacksofsky, *Die Rechtsprechung des EuGH zu Frauenfördermaßnahmen – ein Puzzle aus vier Teilen*, in: RdJB 2002, 193.

- 25 Eine »starre Quote« (unbedingte Bevorzugung von Bewerberinnen bei gleicher Qualifikation) hielt der EuGH in der Entscheidung Kalanke (Fn. 24) für europarechtswidrig: Es könne lediglich um Chancengleichheit nicht um Ergebnisgleichheit gehen, andernfalls bewirke die Regelung eine Diskriminierung von Männern aufgrund des Geschlechts; Frauenförderung müsse zudem individuell ausgestaltet sein und nicht auf die Herstellung von Gruppenrechten zielen. Auch im Fall Marshall (Fn. 24) stellte der EuGH auf Chancengleichheit und Individual-rechte ab; dabei hielt er »weiche Quoten« (Bevorzugung von Bewerberinnen mit Öffnungsklausel, wonach spezielle Interessen von Bewerbern berücksichtigt werden müssen) für rechtmäßig, sofern diese Klausel beinhaltet, dass »nicht in der Person des männlichen Bewerbers liegende Gründe überwiegen«, die einer Bevorzugung der Frau entgegenstehen. Vgl. hierzu auch Anne Peters, *Women, Quotas and Constitution*, 1999, S. 231 ff.; Björn Gerd Schubert, *Affirmative Action and Reverse Discrimination*, S. 89 ff.; Dagmar Schiek, *Das EuGH-Urteil vom 17.10.1995 zu leistungsabhängigen Quoten im öffentlichen Dienst*, RiA 1996, 80.
- 26 Auch wenn dieser Weg noch nicht praktisch geworden ist, liegt er in der dogmatischen Struktur, die dem Verfassungsauftrag aus Art. 3 Abs. 2 GG rechtfertigende Kraft gegenüber dem Differenzierungsverbot aus Art. 3 Abs. 3 GG zuweist: s. etwa: BVerfGE 85, 191 (207 ff.).
- 27 Das Bundesverfassungsgericht wies der Verfassungsänderung ausdrücklich nur eine »klarstellende« Funktion zu: BVerfGE 92, 91 (109).
- 28 BVerfGE 85, 191 (207). Es konnte dafür schon an ältere Entscheidungen anknüpfen, s. z.B. BVerfGE 15, 337 (345); 48, 327 (340); 57, 335 (345 f.).
- 29 § 3 II AGG: »Eine mittelbare Benachteiligung liegt vor, wenn dem Anschein nach neutrale Vorschriften, Kriterien oder Verfahren Personen wegen eines in § 1 genannten Grundes gegenüber anderen Personen in besonderer Weise benachteiligen können, es sei denn, die betreffenden Vorschriften, Kriterien oder Verfahren sind durch ein rechtmäßiges Ziel sachlich gerechtfertigt und die Mittel sind zur Erreichung dieses Ziels angemessen und erforderlich.« Vgl. auch: Christine Fuchsloch, *Das Verbot der mittelbaren Geschlechtsdiskriminierung*, 1995; Karl-Jürgen Bieback, *Die mittelbare Diskriminierung wegen des Geschlechts*, 1997; Ute Sacksofsky, *Die Gleichberechtigung von Mann und Frau – besser aufgehoben beim Europäischen Gerichtshof oder beim Bundesverfassungsgericht?*, in: Charlotte Gaitanides/ Stefan Kadelbach/ Gil Carlos Rodriguez Iglesias (Hrsg.), *Euro-pa und seine Verfassung. FS für Manfred Zuleeg zum 70. Geburtstag*, 2005, 310.
- 30 BVerfGE 97, 35 (43). Die dogmatischen Strukturen hat das Gericht für diese Rechtsfigur seitdem kaum entwickelt. Ansätze hierzu finden sich in einer neueren Entscheidung: BVerfGE 113, 1; Anmerkungen hierzu: Astrid Wallrabenstein, *Kindererziehungszeiten in der Anwaltsversorgung*, NJW 2005, 2428; Susanne Pötz-Neuburger, *Kindererziehungszeiten im berufsständischen Versorgungswerk*, Streit 2006, 44. Vorangehend bereits Christine Fuchsloch/

- Margarete Schuler-Harms, *Kindererziehung in der berufsständischen Versorgung*, NJW 2004, 3065 (3068).
- 31 Immerhin fallen die Alleinerziehenden nach § 4 Abs. 3 Satz 3 BEEG darunter.
 - 32 Näher dazu Ute Sacksofsky, *Geschlechterquote bei Betriebsratswahlen*, Streit 2006, 62.
 - 33 In diesem Sinne für das Diskriminierungsverbot wegen des Geschlechts auch: Catharine McKinnon, *Geschlechtergleichheit*, in: Herta Nagl-Docekal/ Herlinde Pauer-Studer (Hrsg.), *Politische Theorie*, 1996, S. 140; Susanne Baer, *Objektiv – neutral – gerecht? Feministische Rechtswissenschaft am Beispiel sexueller Diskriminierung im Erwerbsleben*, KritV 1994, 154; Ute Gerhard, *Menschenrechte sind Frauenrechte – Alte Fragen und neue Ansätze feministischer Rechtskritik*, in: dies., *Atempause*, 1999, S. 129.
 - 34 BVerfGE 6, 389.
 - 35 Seit 10.03.1994 (29. Strafrechtsänderungsgesetz BGBl. 1994, 1168).
 - 36 BVerfGE 105, 313.
 - 37 BVerfGE 49, 286; 60, 123; 88, 87; 115, 1; 116, 243; 121, 175; BVerfG, NJW 1997, 1632.
 - 38 BVerfGE 105, 313 (345 f.); BVerfG, NJW 2005, 1709; BVerfG, NJW 2008, 209; BVerfG, NJW 2008, 2325.
 - 39 Für Diskriminierungsverbote wegen des Geschlechts im Völkerrecht entwickelt von Sarah Elsuni (Fn. 7); Lau-ra Adamietz, *Diskriminierung von Lebenspartnerschaften – causa non finita*, Streit 2008, 117; Stephan Stüber, *Verfassungsrechtlicher Schutz der Homosexualität*, in: Paul M. Hahlbohm/Till Hurlin (Hrsg.) *Querschnitt – Gen-der Studies*, 2001, S. 82 (84 f.).
 - 40 BVerfGE 105, 313 (351 f.); BVerfG, NJW 2008, 209 (210).
 - 41 Human Rights Committee (CCPR), *Toonen v. Australia*, UN Doc. CCPR/C/50/488/1992 (04.04.1994); *Young v. Australia*, UN Doc. CCPR/78/D/941/2000 (18.09.2003)
 - 42 EuGH Slg. 1997, I-2143; Slg. 2004, I-541.
 - 43 EuGH, NVwZ 2008, 537.
 - 44 Der Begriff wurde geprägt von Kimberlé Crenshaw (1989). Aus der neueren soziologischen Diskussion s. etwa: Helma Lutz, *Differenz als Rechenaufgabe: über die Relevanz der Kategorien Race, Class und Gender*, in: dies./Norbert Wenning (Hrsg.), *Unterschiedlich verschieden*, 2001, S. 215; Cornelia Klinger, *Ungleichheit in den Verhältnissen von Klasse, Rasse und Geschlecht*. in: Gudrun-Axeli Knapp/ Angelika Wetterer (Hrsg.), *Achsen der Differenz*, 2003, 14; Leslie McCall, *The Complexity of Intersectionality*, *Journal of Women and Society*, 2005, S. 1771; Mieke Verloo, *Multiple Inequalities, Intersectionality and the European Union*, *European Journal of Women's Studies* 2006, 211; Nina Degele, *Gabriele Winker, Intersektionalität als Mehrebenenanalyse*, 2007, <http://www.feministisches-institut.de/druck/intersektionalitaet.pdf> (letzter Zugriff 23.05.2009); aus der recht-lichen Diskussion: Elisabeth Holzleithner, *Mainstreaming Equality: Dis/Entangling Grounds of Discrimination*, *Transnational Law & Contemporary Problems* 2005, 927; Davina Cooper/Emily Graham (Hrsg.), *Law, Power and the Politics of Subjectivity*, 2008; Julia Zinsmeister,

- Mehrdimensionale Diskriminierung. Das Recht behinderter Frauen auf Gleichberechtigung nach Art.3 GG*, 2007; Susanne Baer, *Frauen und Männer, Gender und Diversität: Gleichstellungsrecht vor den Herausforderungen eines differenzierten Umgangs mit Geschlecht*; Arioli, Kathrin u.a. (Hrsg.) *Wandel der Geschlechterverhältnisse durch Recht?*, 2008, S. 21.
- 45 Dies wurde von feministischen Juristinnen schon seit langem nachgewiesen, s. etwa: Annemarie Mennel, in: Ute Gerhard/Alice Schwarzer/Vera Slupik (Hrsg.), *Auf Kosten der Frauen*, 1988, 79; Franziska Vollmer, *Das Ehe-gattensplitting*, 1998; Ute Sacksofsky, *Steuerung der Familie durch Steuern*, NJW 2000, 1896; aus neuerer Zeit: Ulrike Spangenberg, *Neuorientierung der Ehegattenbesteuerung*, Hans Böckler Stiftung, *Arbeitspapier 106*, http://www.boeckler.de/pdf/p_arbp_106.pdf (letzter Zugriff 23.05.2009).
 - 46 Zur verfassungsrechtlichen Auseinandersetzung s. etwa: Gabriele Britz, *Das verfassungsrechtliche Dilemma doppelter Fremdheit – Islamische Bekleidungs Vorschriften für Frauen und Grundgesetz*, KJ 2003, 95; Ute Sack-sofsky, *Die Kopftuch-Entscheidung – von der religiösen zur föderalen Vielfalt*, NJW 2003, 3279; Susanne Baer/Michael Wrase, *Zwischen Integration und »westlicher« Emanzipation – Verfassungsrechtliche Perspektiven zum Kopftuch(-verbot) und der Gleichberechtigung*, KritV 2006, 401.
 - 47 So etwa Alice Schwarzer, *Der Fall Ludin*, in: dies. (Hrsg.), *Die Gotteskrieger und die falsche Toleranz*, 2002, S. 135; Halina Bendkowski, *Von der Notwendigkeit der Freiheit, sich nicht selbst behindern zu müssen*, in: Frigga Haug/Katrin Reimer, *Politik ums Kopftuch*, 2005, S. 35.
 - 48 So etwa LT Hessen Pl.Pr. 16/49, S. 3321 (Dr. Jung, CDU): »Es trifft doch zu, dass gerade das Tragen des islamischen Kopftuches in staatlichen Institutionen längst zum Kampfprogramm von islamistischen Kräften geworden ist (...).« Stellvertretend für diese Position steht auch die Aussage des Abg. McAllister, CDU (LT Niedersachsen Pl.Pr. 15/23, S. 2424): »(Das Kopftuch) steht sowohl für die Unterdrückung der Frau als auch für eine islamistische Weltanschauung. Beides ist mit den Werten in unserer Gesellschaft, ganz unabhängig von der Religionszugehörigkeit, schlicht unvereinbar.«. Vgl. auch die Begründung des Gesetzesentwurfs der Landesregierung von Baden-Württemberg zur Änderung des Schulgesetzes vom 14.01.2004 (LT Baden-Württemberg Drs. 13/2793, S. 7., wonach mit dem Kopftuch zumindest ein Teil seiner Befürworter »eine mindere Stellung der Frau in Gesellschaft, Staat und Familie verbinde« sowie eine »fundamentalistische, kämpferische Stellungnahme für ein theokratisches Staatswesen«; nahezu wortgleich ist die Begründung des Gesetzesentwurfs der Fraktion der CDU im rheinland-pfälzischen Landtag: LT Rheinland-Pfalz 14/3855, S. 3.
 - 49 Susanne Baer, *Ungleichheit der Gleichheiten? Zur Hierarchisierung von Diskriminierungsverboten*, in: Christoph Menke/Eckart Klein (Hrsg.) *Universalität – Schutzmechanismen – Diskriminierungsverbote*, 2008, S. 421.

herre frowe! Geschlechtertravestie im Lindenlied Walthers von der Vogelweide

1.

„Under der linden
an der heide,
dâ unser zweier bette was,
dâ mugent ir vinden
schöne beide
gebrochen bluomen unde gras.
Vor dem walde in einem tal,
tandaradei,
schöne sanc diu nahtegal.“

2.

Ich kam gegangen
zuo der ouwe,
dô was mîn friedel komen ê.
dâ wart ich empfangen,
hêre frowe,
daz ich bin sælic iemer mê.
Kuster mich? wol tûsentstunt,
tandaradei,
seht, wie rôt mir ist der munt.“

3.

Dô hât er gemachet
alsô rîche
von bluomen eine bettestat.
des wirt noch gelachtet
inneclîche,
kumt ieman an daz selbe pfat,
Bî den rösen er wol mac,
tandaradei,
merken, wâ mirz houbet lac.“

4.

Daz er bî mir læge,
wessez iemen,
nun welle got, sô schamt ich mich.
wes er mit mir pfæge,
niemer niemen
bevinde daz, wan er und ich,
Und ein kleinez vogellîn,
tandaradei,
daz mac wol getriuwe sîn.“

1.

Unter der Linde, auf der Heide, wo unser beider Bett war, da könnt ihr beides schön finden: gebrochene Blumen und gebrochenes Gras. Vor dem Wald in einem Tal sang schön die Nachtigall. Tandaradei.

2.

Als ich zur Aue kam, war mein Geliebter schon früher gekommen. Da wurde ich – hohe Herrin! – so empfangen, dass ich immer selig sein werde. Küsste er mich? Wohl tausendmal! Seht, wie rot mein Mund brennt. Tandaradei.

3.

Dort hat er aus Blumen ein so prächtiges Bettlager gemacht, dass man darüber noch herzlich lachen wird, wenn jemand auf denselben Pfad gelangt. An den Rosen wird er genau erkennen, wo mein Kopf lag. Tandaradei.

4.

Wenn jemand wüsste, dass er mit mir schlief (Gott behüte!), dann schämte ich mich. Was er mit mir angestellt hat, das darf niemand herausfinden außer ihm und mir – und einem kleinen Vögelchen, das gewiss loyal sein wird. Tandaradei.

Das Lindenlied Walthers von der Vogelweide, vielleicht das berühmteste Liebeslied des deutschen Mittelalters, lebt von einer Geschlechtertravestie, die in der Aufführungssituation zum Zuge kommt. Der aufführende Sänger ist männlich, die aufgeführte Rolle weiblich. Walther unterstreicht den schillernden Status des Liedes, indem er es mit einer zeigenden Geste ausstattet, die als Regieanweisung für den Sänger gelesen werden kann: seht, wie rôt mir ist der munt (2,7). Man stelle sich vor, wie der Sänger, nachdem er in der Rolle der Frau von den tausend Küssen des Geliebten gesprochen hat, als Beweis der leidenschaftlichen Begegnung auf seinen geröteten Mund verweist. In der performativen Geste kollidieren der reale Körper des männlichen Sängers und der imaginäre Körper der weiblichen Rolle. Wie Judith Butler in ihrem Buch *Gender Trouble* (1993) am modernen Beispiel der Drag Queen gezeigt hat, unterstreicht die Aufführbarkeit der weiblichen Rolle durch einen männlichen Darsteller die prinzipielle Performativität der Geschlechterrollen. Wer aber ist die Gestalt, der Walther seine Stimme leiht? Aus dem Befund, dass das Lied an einen friedel, also einen männlichen Geliebten adressiert ist, hat man stets den Schluss gezogen, dass es sich um eine Frau handeln müsse. Die Schlussfolgerung beruht auf der heteronormativen Erwartung, dass, wer einen Mann liebt, eine Frau sein müsse. Doch bleibt zu prüfen, ob der Text einen expliziten Anhaltspunkt für das Geschlecht des Textsubjekts bietet. Denn damit die Travestie als solche gelingen kann, muss die Persona eindeutig als weiblich identifizierbar sein. In der Gattung des Frauenliedes ist die Verteilung der Geschlechterrollen in den meisten Fällen expressis verbis markiert. Bei Walthers Lindenlied ist dies nicht so klar der Fall.

Denn alles hängt an der Frage, wie die Formulierung *hêre frowe* (2,3) zu verstehen ist. Die einen plädieren für eine religiöse Lesart als Ausruf der Beglückung (»Jungfrau Maria!«), die anderen für eine höfische Lesart im Sinne einer Apostrophe (»erhabene Dame!«), einer Apposition (»da wurde ich als erhabene Dame empfangen«) oder eines Vergleichs (»da wurde ich wie eine erhabene Dame empfangen«). Nur im Falle von Apostrophe und Apposition wäre die aufgeführte Rolle explizit als Dame ausgewiesen. Nun besteht aber ein Problem darin, dass die Lesart *hêre frowe* nur in der Großen Heidelberger Liederhandschrift (C) belegt ist, die oftmals stilistisch und inhaltlich glättend in die Überlieferung eingreift. Die Weingartner Liederhandschrift (B) bietet eine abweichende, möglicherweise die ursprüngliche Lesart, nämlich: *herre frowe* (»Herr Dame«). Nimmt man B ernst, so sind die Optionen, die für die Lesart *hêre frowe* geltend gemacht wurden, auch für *herre frowe* durchzuspielen. Für die

religiöse Deutungsoption ist dies schon geleistet worden. Franz Pfeiffer erwog bereits im Jahr 1860, »ob nicht diese Lesart die echte ist: herre, frowe! rascher, dem noch heute in katholischen Ländern üblichen: Jesus, Maria! genau entsprechender Ausruf des Schreckens, aber auch der freudigen Überraschung«. Liest man *herre frowe* im Sinne höfischer Standesbezeichnungen, so wird das Textsubjekt als Ritter und Dame zugleich bezeichnet. Diese Doppelung korrespondiert mit der Aufführungssituation, denn in der Tat präsentiert sich das Ich in zwei Geschlechtern: männlich als aufführender Sänger und weiblich als aufgeführte Rolle. Entscheidet man sich für die Deutung, dass das Textsubjekt weiblich sei, so hätte Walther mit der Formulierung *herre frowe* den Charakter der Travestie unterstrichen. Geht man aber davon aus, dass Walther das Geschlecht der aufgeführten Rolle offen lässt, so ist die Ambiguität als kalkulierter Effekt zu werten, der in der konkreten Aufführungssituation aktiviert wird. Der Sachverhalt, dass der Sänger eindeutig männlich ist, während das Geschlecht der gesungenen Rolle zweideutig bleibt, eröffnet die Option, das Lied auch als Erinnerung eines Ritters an die Liebesbegegnung mit seinem friedel zu verstehen. Thomas Cramer, der in solchen Fällen von »androgynen Strophen« spricht, leitet aus der Unbestimmtheit ein methodisches Desiderat ab: »Die androgynen Strophen offerieren für viele Gedichte eine andere und neue Lesart. Sie systematisch zu erproben und in ihren Konsequenzen zu durchdenken wäre eine lohnende Aufgabe« (Cramer u.a. [Hgg.], *Frauenlieder*, Stuttgart 2000, S. 24). Dies gilt auch für Walthers Lindenlied. Es kommt ganz darauf an, ob der Rezipient der heteronormativen Erwartungshaltung folgt oder ob er sich ihr entzieht. Beide Lesarten sind in Walthers Lindenlied angelegt.

Hier kommt eine weitere Strategie ins Spiel, die man als Staffellung der Tabus bezeichnen könnte. Ein Tabu verbirgt sich hinter dem anderen. Indem der eine Tabubruch entdeckt wird, wird der andere verdeckt. Dies ist die eigentliche Camouflage. Indem das vermeintliche Geheimnis, das illegitime Rendezvous in freier Natur, ausgeplaudert wird, bleibt das tatsächliche Geheimnis verborgen. Dieses resultiert aus der geschlechtlichen Unbestimmtheit der Persona. Ist sie – im Gegensatz zum Geschlecht des Sängers – eine Frau, so dass ein sexuelles Vergehen zwischen Ritter und Dame vorliegt? Oder ist sie – im Einklang mit dem Geschlecht des Sängers – ein Mann, so dass ein sexuelles Vergehen zwischen zwei Rittern vorliegt? Handelt es sich, moraltheologisch gesprochen, um einen Fall von *fornicatio simplex* oder um ein *peccatum contra naturam*? Während der erste Tabubruch als offenes Geheimnis artikuliert werden kann, stellt der zweite eine Sünde dar, die ihren Namen nicht nennen darf. Vordergründig spricht vieles für eine weibliche Rolle, aber die hintergründige Option, dass es sich um eine männliche Rolle handeln könnte, wird nicht dementiert. Ein unsagbares Tabu wird evoziert, um das sagbare Tabu mit zusätzlicher Spannung aufzuladen. Das Lied folgt einer parasitären Logik, wenn es den vergleichsweise harmlosen Tabubruch implizit am Stigma eines unaussprechlichen Tabubruchs partizipieren lässt.

Auszug aus:

Andreas Kraß: »Saying It with Flowers: Post-Foucauldian Literary History and the Poetics of Taboo in a Premodern German Love Song (Walther von der Vogelweide, Under der linden)«. In: *After the History of Sexuality: German Genealogies of Lust and Longing*. Ed. by Dagmar Herzog, Helmut Puff, Scott Spector. New York/Oxford: Berghahn Books, 2010 (forthcoming).

Cornelia Goethe Centrum für Frauenstudien und die Erforschung der Geschlechterverhältnisse

Von Emanuel Kapfinger

Das Cornelia Goethe Centrum (kurz: CGC) wurde 1997 von den vier Frankfurter Professorinnen Ute Gerhard, Susanne Opfermann, Brita Rang und Heide Schlüpmann als »Zentrum für Frauenstudien und die Erforschung der Geschlechterverhältnisse« gegründet, um die Frauen- und Geschlechterstudien an der Goethe-Universität zu vernetzen, ein wissenschaftliches Austauschforum zu bieten und den Dialog über disziplinäre Grenzen hinaus zu ermöglichen. Das CGC ist heute eines der größten interdisziplinären Gender-Forschungszentren Deutschlands. Interdisziplinär deshalb, weil ProfessorInnen und Lehrende verschiedener Fachrichtungen sich dem Centrum anschließen, gemeinsame Forschungs- und Lehrprojekte planen und Workshops organisieren können. So sind derzeit 23 ProfessorInnen aus den Fachbereichen 03, 04, 05, 08, 09, 10 und 16 dem Centrum angegliedert und beschäftigen sich neben klassischen feministischen Themen wie Frauenbewegungen oder feministischer Theorie auch mit Themen wie beispielsweise Migrationsforschung, zu Unrecht dem Vergessen anheimgefallenen SchriftstellerInnen oder auch migrantischen Clubkulturen, Lebenswegen ausländischer Pflegekräfte in der Diaspora oder den Problematiken von DNA-Tests in Einwanderungsverfahren. Emanzipation, so der im Centrum vertretene Gedanke, ist nämlich nicht nur »Frauenkram«, sondern bedeutet, für eine grundlegende Gleichberechtigung aller und eine Hinterfragung normativer Denkmuster einzutreten.

Studienprogramm »Frauenstudien/Gender Studies«

Seit dem WS 2000/01 bietet das CGC ein Studienprogramm an, zu dem sich Studierende aus den teilnehmenden Fachbereichen anmelden können. Dem Studienprogramm liegt ein Politik- und Wissenschaftsverständnis zugrunde, das »Geschlecht« und »Gender« als grundlegende Strukturierungsprinzipien von gesellschaftlichen Prozessen begriff. Die historische Varianz und kulturelle Konstruiertheit dieser argumentativ oftmals auf biologische Unterschiede rekurrierenden Prozesse (bspw. im Rahmen von medialen Stereotypisierungen, Erziehungspraktiken, Gesetzgebungen) zu erkunden und aufzuzeigen, ist eines der Hauptanliegen für die Durchführung des Studienprogramms.

Wer am Studienprogramm teilnimmt, kann zwischen zwei Modellen auswählen: es wird ein Curriculum für Magister-, Diplom- und LehramtsstudentInnen angeboten sowie zwei aufeinander aufbauende Module für Bachelor- und Master-StudentInnen. Beide Modelle basieren auf dem gleichen Prinzip: Für den Besuch von Seminaren im eigenen Fachbereich, den Besuch interdisziplinärer Seminare, sowie die Teilnahme an den im Semester 14-tägig stattfindenden Vortragsreihen des CGC, den Cornelia Goethe Colloquien, bekommen die Studierenden abschließend ein Zertifikat ausgestellt. Dieses Zertifikat weist ihre besonderen Leistungen und zusätzlich erworbene Qualifikation im Bereich Geschlechterstudien aus und kann beispielsweise bei Bewerbungen für Stipendien eingesetzt werden.

Cornelia Goethe Colloquien »Geschlechter|ent|grenzungen«

Die Cornelia Goethe Colloquien, die sich jedes Semester mit wechselnden Themen befassen, werden nicht nur für Studierende veranstaltet, sondern sind offen für Interessierte inner- und außerhalb der Universität. Der Titel der aktuellen Vortragsreihe lautet »Geschlechter|ent|grenzungen«. Die Konzeption der Vortragsreihe basiert auf der Idee, dass Auseinandersetzungen mit der eigenen Körper- und Geschlechtsidentität, wie sie beispielsweise von Internetforen über Asexualität, Show-Auftritten von Drag King-Gruppen, den Kämpfen um die Homo-Ehe oder die Anpassung der Gesetzgebung im Bereich Transsexualität dokumentiert werden, in den letzten Jahrzehnten verstärkt dazu geführt haben, dass bisher geltende Geschlechtergrenzen ins Wanken geraten sind. Mit dem Aufbrechen dichotomer Vorstellungen von Geschlecht, so die These, entstehen Freiräume, die in Theorie und Praxis in ganz unterschiedlicher Weise genutzt werden, um neue Identitäten und Bilder zu entwickeln und alte abzulegen. Obwohl also viele neue identifikatorische Freiräume entstanden sind, zeigt sich an anderen Stellen die Beharrlichkeit der gesellschaftlichen Verankerung von Geschlecht. Das Ziel der Cornelia Goethe Colloquien ist es deshalb, einige der mit diesen Überlegungen verbundenen Phänomene aus verschiedenen fachlichen Perspektiven zu beleuchten.

Weitere Termine der Vortragsreihe im Wintersemester 10/11:

- 17.11.10 Dr. Ulrike Klöppel:** Zur Herkunft von gender aus der medizinischen Normierung von Intersexualität
01.12.10 Dr. Uta Schirmer: Ander/e/s gestalten: Drag Kinning – geschlechtliche Selbstverhältnisse und Wirklichkeiten.
15.12.10 Dr. Rachel Carroll: »First one thing and then the other«: Narrating inter-sexed identity in Jeffrey Eugenides's novel »Middlesex«
12.01.11 Adrian De Silva: Zur Konstruktion des sexualwissenschaftlichen und rechtlichen Transsubjekts vor In-Kraft-treten des Transsexuellengesetzes (TSG)
26.01.11 PD Dr. med. Aglaja Stirn: Der moderne Körper und seine Modifikation – Die Bedeutung des Körpers für die Psyche.
09.02.11 Dr. Heike Raab: Queering Dis/abled Bodies: Körper und Geschlecht in den Disability Studies.

Alle Vorträge finden um 18 Uhr c.t. im AFe-Turm, Raum 238, Robert-Mayer-Str. 5, 60054 Frankfurt statt. Mehr Infos unter www.cgc.uni-frankfurt.de/cgc-lehre-kolloq.shtml



Geschlecht im rechtlichen Korsett.

Zum rechtlichen Umgang mit Transsexuellen und Transgendern

Von Christian Schenk MdB a.D.

Kaum etwas ist in Alltag und Alltagsbewusstsein so selbstverständlich wie die Einteilung von Menschen in zwei (und nur zwei) Geschlechter. Dabei täuscht der Eindruck der Reibungslosigkeit in Sachen Geschlechterordnung.

Das in der westlichen Welt dominierende Geschlechtsverständnis ist Folge und Resultat gesellschaftlich tradiert Annahmen und Erwartungen und perpetuiert sich auf verschiedensten Ebenen durch folgerichtig erscheinende Zwänge und Zwangsverhältnisse. Diese werden an kaum einer Stelle so explizit formuliert wie in den Regelungen für die Vornamens- und die Personenstandsänderung. Diese Vorschriften betreffen nicht nur Transsexuelle, sondern indirekt auch Transgender und zwischengeschlechtliche Menschen, soweit sie in dem bei der Geburt zugewiesenen Geschlecht nicht leben wollen oder können.

Für die meisten Transsexuellen, aber auch für einige Transgender, ist es von zentraler Bedeutung, die eigene Geschlechtsidentität durch Änderung des Vornamens und ggf. auch des Personenstandes, also des juristischen Geschlechts, nach außen hin zu dokumentieren und die rechtliche und soziale Anerkennung ihrer Identität einzufordern.

Deutschland gehört zu den (wenigen) Ländern, die in bestimmten Fällen eine Vornamens- und eine Personenstandsänderung erlauben. Die Vorschriften hierzu sind im 1981 in Kraft getretenen »Gesetz zur Änderung der Vornamen und der Feststellung der Geschlechtszugehörigkeit in besonderen Fällen – Transsexuellengesetz (TSG)« zusammengefasst. Die Änderung des Vornamens erfolgt in einem gerichtlichen Verfahren und setzt voraus, dass »Transsexualität« im Sinne des ICD vorliegt, was durch eine/n Psychiater_in bescheinigt werden muss. Außerdem muss durch zwei psychiatrische Gutachten festgestellt worden sein, dass sich der betreffende Mensch seit mindestens drei Jahren dem »anderen« als dem bei der Geburt zugewiesenen Geschlecht zugehörig fühlt, »unter dem Zwang steht«, in seiner Identität zu leben und dass sich daran mit »hoher Wahrscheinlichkeit« nichts ändern wird (§ 1 TSG). Für die Personenstandsänderung muss darüber hinaus »dauerhafte Fortpflanzungsunfähigkeit« gegeben und eine »deutliche Annäherung an das Erscheinungsbild des anderen Geschlechts« erreicht worden sein (§ 8 TSG).

Diese Regelungen stehen in mehrfacher Hinsicht in der Kritik:

Das Begutachtungsverfahren ist fragwürdig und auch überflüssig. Transsexualität ist von der Außenperspektive her nicht objektiv feststellbar. Die Gutachten beruhen lediglich auf Plausibilitätsprüfungen, inwieweit die Antragstellenden in ihrem Habitus den Normvorstellungen des Begutachtenden davon, wie eine Frau oder ein Mann aufzutreten hat, entsprechen.

Im ICD, auf den im TSG Bezug genommen wird, heißt es, Transsexualität sei eine Geschlechtsiden-

titätsstörung. Dies ist jenseits der Realität: Die Geschlechtsidentität von transsexuellen Menschen ist genauso klar oder unklar wie die anderer Menschen auch – sie passt lediglich nicht zum Körper. Des Weiteren wird im ICD behauptet, Transsexualität sei stets begleitet vom Wunsch »nach hormoneller und chirurgischer Behandlung, um den eigenen Körper dem bevorzugten Geschlecht soweit wie möglich anzugleichen«. Dies ist zwar oft, aber keineswegs immer der Fall. Nicht wenige leben auch ohne das medizinische Komplettprogramm ihre geschlechtliche Identität problemlos. Äußert eine Person, die eine Vornamensänderung anstrebt, in der Begutachtung, dass sie noch nicht wisse, ob sie Hormone nehmen und/oder sich operieren lassen wolle, kann das dazu führen, dass die Gutachter_innen die Transsexualität der Person anzweifeln. Der Weg zur Vornamensänderung ist dann vorerst versperrt.

Der Zwang, sich quasi im Tausch gegen die Personenstandsänderung operativen Eingriffen zu unterziehen, auch wenn der betreffende Mensch sie für eine befriedigende Lebensqualität nicht braucht, ist ein weiterer schwerwiegender Eingriff in das Recht auf Selbstbestimmung und in heutiger Zeit nicht mehr legitimierbar.

Angeichts dieser Kritik und dem sich daraus ergebenden gesetzgeberischen Handlungsbedarf ergibt sich die Frage, wie ein respektierender Umgang mit Transgeschlechtlichkeit auf der rechtlichen Ebene aussehen kann, der es überdies vermeidet, Transsexuelle und Transgender als Sondergruppe zu konstruieren und damit – gewollt oder nicht – zu stereotypisieren und zu stigmatisieren.

Die Antwort ist scheinbar radikal, aber ohne Alternative: Die Änderung des Vornamens sollte auf Antrag bei der zuständigen Landesbehörde (i.d.R. das Standesamt) als Verwaltungsakt erfolgen, ohne dass eine Begründung gegeben werden muss. Das zeitraubende und überflüssige Gerichtsverfahren entfele. Der Verzicht auf Begründungszwang und Prüfung der Begründung bedeutet zugleich, dass allen Bürger_innen das Recht zuerkannt wird, ihren Vornamen zu wechseln, ohne dass dies gegenüber der Behörde begründet werden muss. In ähnlicher Weise kann auch mit der Personenstandsänderungsverfahren werden.

Die Vorschriften für die Vornamens- und die Personenstandsänderung sowie alle sonstigen notwendigen Regelungen, die deren Rechtsfolgen betreffen, können ohne weiteres in bestehendes Recht integriert werden. Damit entfele das TSG als Sondergesetz.

Gänzlich unabhängig von den rechtlichen Regelungen für Vornamens- und Personenstandsänderung muss, so wie bisher auch, der Zugang zu medizinischen Maßnahmen weiterhin für diejenigen, die ihrer bedürfen, sichergestellt bleiben, ggf. verdeutlicht durch eine gesetzliche Klarstellung.

Dieses Herangehen würde zum einen die rechtliche Anerkennung der jeweiligen individuellen geschlechtlichen Identität – zumindest soweit das im Rahmen eines binären Geschlechtsverständnisses möglich ist – gewährleisten. Zum anderen würde

die individuelle Entscheidungsfreiheit über Art und Ausmaß der Körper verändernden medizinischen Maßnahmen, durchaus im Sinne eines sozial-liberalen Freiheitsverständnisses, respektiert.

Ein solcher Paradigmenwechsel weg von einer identitätsbasierten Minderheitenpolitik hin zu einer an Lebenslagen und Bedürfnissen orientierten Politik ist die adäquate Antwort auf die heutige von Vervielfältigung und Verflüssigung von Identitäten charakterisierte Welt. Ein anspruchsvolles, aber auch ein lohnendes Feld für emanzipatorische Geschlechterpolitik.

Begrifflichkeiten:

Während Transsexuelle sich selbst im Regelfall als Mann (oder Transmann) bzw. als Frau (oder Transfrau) definieren und das Gefühl haben, im »falschen Körper« geboren zu sein, beschreiben sich Transgender oft als zwischen den Polen »Frau« und »Mann« stehend oder lehnen für sich selbst das binäre Geschlechtsverständnis als Bezugsrahmen ganz ab. Sie wollen sich keinem der beiden gesellschaftlich anerkannten Geschlechter zuordnen.

Autoreninfo:

Christian Schenk MdB a.D., Jg. 1952, ist Dipl.-Physiker und war von 1990-2002 unter dem Namen Christina Schenk Mitglied des Deutschen Bundestages. Er ist als Lobbyist in Trans-Angelegenheiten politisch aktiv und beruflich als Organisationsberater für Diversity Management und als Text-Coach tätig.



Neosexualitäten und Neallianzen

Von Prof. Dr. med. habil. Volkmar Sigusch
Bisher wurde bei uns von zwei sexuellen Revolutionen gesprochen. Ich habe vor fünfzehn Jahren eine dritte, genannt »neosexuelle Revolution«, hinzugefügt, die inzwischen in Europa und Nordamerika zustimmend diskutiert wird. Die erste sexuelle Revolution fand um 1910 statt, die zweite um 1970 und die dritte begann nach meiner Auffassung eher unauffällig in den 1980er Jahren. Die Transformationen der Geschlechts- und Sexualformen, die diese »neosexuelle Revolution« in den achtziger und neunziger Jahren bewirkte, sind jedoch offensichtlich einschneidender als die, die mit der zweiten sexuellen Revolution einhergingen.

Neosexuelle Revolution

Apropos »neosexuelle Revolution«. Von Revolution spreche ich, weil wir inzwischen wissen, dass Umwälzungen dramatisch oder undramatisch, schlagartig oder schleichend verlaufen können und dass sie nicht unbedingt in ein Reich der Freiheit führen. Und das Präfix neo scheint mir besonders geeignet zu sein, weil es sowohl die schöpferische und neuartige wie die rückwärtsgewandte und totstellende Seite eines Vorganges assoziieren lässt: Neocortex, Neophyten oder Neologismus versus Neoplasma, Neokolonialismus oder Neoliberalismus.

Heute wird Sexualität nicht mehr als die Lust- und Glücksmöglichkeit schlechthin überschätzt. Die gesellschaftliche Sexualform hat eindeutig an symbolischer und empirischer Bedeutung verloren. Wurde sie Ende der sechziger Jahre positiv mystifiziert als Ekstase und Transgression, wird sie heute negativ diskursiviert als Ungleichheit der Geschlechter, Heteronormativität, sexuelle Gewalt, Missbrauch und tödliche Infektion. Der König Sex, den die 68er Revolte inthronisiert hatte, wurde durch die neosexuelle Revolution vom Thron gestoßen. Und die damalige Parole, die menschenverachtende Gesellschaft durch sexuelle Befreiung zu stürzen, wurde durch die Kommerzialisierung von Sexualität, Liebe und Geschlecht übertönt.

Durch sie wurden möglichst viele Fragmente und Segmente in die Warenform gepresst. Das gilt für die Flirtschule, die Partnervermittlung, die Produktion von Keuschheitsgürteln oder Penisbekleidungen über den Sextourismus und die Kinderprostitution bis hin zum Embryonenhandel. Gegen die These, unsere Sexualität sei insgesamt zur Ware geworden, die zur Zeit der zweiten sexuellen Revolution vertreten worden war, hatte ich in den siebziger Jahren zu zeigen versucht, warum das prinzipiell unmöglich ist. Denn träge die These zu, wären Mensch und Ware identisch, lebten Menschen nicht nur in Verhältnissen des Scheins, nicht nur mit dem Schein und im Schein, sondern nur noch zum Schein. Das mittlerweile erreichte Ausmaß der Kommerzialisierung aber hätte ich mir damals nicht vorstellen können.

Zur Zeit der zweiten sexuellen Revolution schien die Sexualität vor allem aus Trieb, Orgasmus und dem heterosexuellen Paar zu bestehen. Heute dagegen scheint sie vor allem aus Geschlechterdifferenz, Selbstliebe, Thrills und Prothetisierungen zusammengesetzt zu sein. Die neosexuelle Revolution zerlegt die alten Geschlechts-, Liebes- und Sexualformen und setzt sie neu zusammen. Dadurch treten Dimensionen, Beziehungen, Präferenzen und Fragmente hervor, die bisher verschüttet waren oder gar nicht existierten. Ich spreche dann von Neogeschlechtern (z. B. Transsexualismus, Intersexualismus, Transgender, Agender), Neallianzen (z. B. Polyamorie, gleichgeschlechtliche eingetragene Lebenspartnerschaft) und Neosexualitäten (z. B. Bisexualität, Sadomasochismus, Objektophilie, E-Sex, Asexualität)

Transformationsprozesse

Wenigstens kurz möchte ich hier die »neosexuelle Revolution« genannten gesellschaftlichen Transformationen am Beispiel dreier Prozesse beschreiben:

1. Zerlegung oder Dissoziation der alten sexuellen Sphäre. Durch die diskursive Abtrennung der geschlechtlichen von der sexuellen Sphäre ist der Springpunkt mehr das Triebchicksal, von dem vor allem Sigmund Freud sprach, sondern die Geschlechterdifferenz, verbunden mit einer Dissoziation der geschlechtlichen Sphäre selbst i. S. von sex, gender role, gender identity, gender blending, transgenderism usw. Ferner gehört hierher die Dissoziation der Sphäre des sexuellen Erlebens von der des Sexualkörpers, insbesondere durch Simulations- und Virtualisierungsprozesse und das Vordringen medizinischer Eingriffe (z. B. Viagra oder Körpermodifikationen). Bedeutsam ist außerdem die diskursive Trennung der libidinösen von der destruktiven Sphäre unter den Stichworten sexuelle Gewalt und sexueller Missbrauch. Und schließlich schritt auch die alte Dissoziation der sexuellen von der reproduktiven Sphäre voran, bis hin zur technologischen Übertöndung der bisher als unhintergebar angesehenen Geschlechtlichkeit der Fortpflanzung durch das Klonen.
2. Zerstreuung oder Dispersion der sexuellen Fragmente. Unter »sexueller Dispersion« verstehe ich die Zerstreuung der sexuellen Fragmente, Segmente und Lebensweisen vor allem durch Kommerzialisierung und Mediatisierung. Die Stichworte lauten: Sex in der Werbung, warenästhetische Indienstnahme des Erotischen sowie Sexindustrie. Letztere reicht von den Kontaktanzeigen über die Sexografie in Fernsehen und Internet bis hin zur braunen Prostitution und zum Sextourismus. Einerseits werden die Individuen durch den Prozess der Dispersion enturzelt und anonymisiert, andererseits werden sie vernetzt und unterhaltsam zerstreut.

3. Vervielfältigung oder Diversifikation der Intimbeziehungen. Ein weiterer Prozess kann Diversifikation und Deregulierung der sexuellen Beziehungen genannt werden. Die Stichworte lauten: Schrumpfen der Kleinfamilie zur Kleinstfamilie, in der im Extrem ein Individuum seine eigene Familie ist; Entwertung der Herkunftsfamilie zugunsten von freundschaftlichen und subkulturellen Bindungen; Idealisierung partieller Life styles; Differenzierung der alten Hetero- und Homosexualität; Auftritt alter Potenzialitäten wie der Bisexualität als neuartige Sexual- und Geschlechtsweisen; Zwang zur Vielfalt und Intimisierung; Exklusivierung von Eltern-Kind- und Mann-Frau-Beziehungen i. S. von »reinen« Beziehungen; Wandel der Scham-, Ekel-, Desensibilisierungs- und Zurückweisungsstandards usw.

Inzwischen sind alle alten Perversionen nicht nur im Internet, sondern auch in den traditionellen Massenmedien aufbereitet und partiell entdämonisiert worden – mit Ausnahme der nach wie vor tabuisierten Pädosexualität. Doch auch die Pädosexualität pluralisiert sich nach marktwirtschaftlicher Logik. Wenn Embryonen und Jungfrauen auf dem Markt angeboten werden, wenn alles käuflich ist, warum dann nicht auch Kinderfleisch? Neben den alten, vereinzelt Pädophilen ist massenhaft der Biedermann als Sextourist getreten.

Selfsex

Das allgemeine Resultat der neosexuellen Revolution kann als selbstdisziplinierter und selbstoptimierter Selfsex bezeichnet werden. Dazu passen die Ergebnisse empirischer Studien, nach denen die Selbstbefriedigung in sexuell befriedigenden Beziehungen zu einer eigenständigen Sexualform geworden ist, die ihren Surrogatcharakter verloren hat. Dazu passen auch die neuen Selbstpraktiken, beispielsweise fetischistische, die mit großer Selbstverständlichkeit inszeniert werden. Sie sind insofern typische Neosexualitäten, als das triebhaft Sexuelle im alten Sinn nicht mehr im Vordergrund steht. Sie sind zugleich sexuell und nonsexuell, weil Selbstwertgefühl, Homöostase und Befriedigung nicht nur aus der Mystifikation der Triebliche und dem Phantasma der orgasmischen Verschmelzung beim Geschlechtsverkehr gezogen werden, sondern ebenso oder stärker aus dem Thrill, der mit der nonsexuellen Selbstpreisgabe und der narzisstischen Selbsterfindung einhergeht.

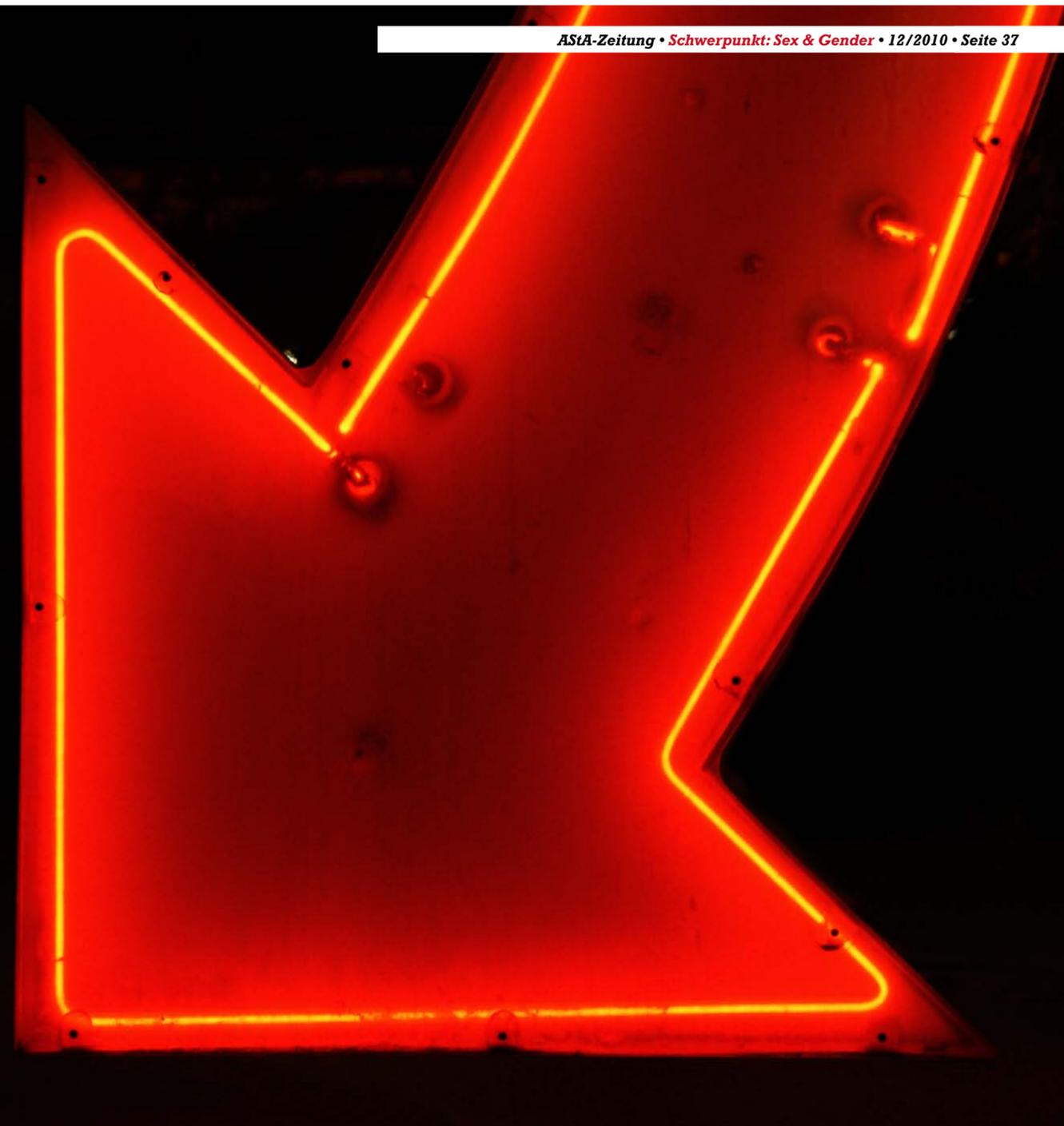
Alles in allem oszilliert das Sexualleben Adoleszenter und junger Erwachsener zwischen fest und flüchtig, identisch und unidentisch, zwischen dem undisziplinierten und individuellen Thrill der spätmodernen Massen-Events und der disziplinierten und kollektiven Selbstsorge frühmoderner Individual-Treue. Und die Seelen schwanken zwischen großer Betriebsamkeit und kleinem Stumpfsinn. Immer aber geht es um eine Selbstoptimierung, die ihre scheinbar selbstbestimmten und selbstverantworteten Regeln aus sich selbst zu ziehen scheint. Zunehmend auch in Fragen der Moral.

Weiterführende Literatur:

- Sigusch, V.: Die neosexuelle Revolution. Über gesellschaftliche Transformationen der Sexualität in den letzten Jahrzehnten. Psyche – Z. Psychoanal. 52, 1192-1234, 1998
 Sigusch, V.: The neosexual revolution. Arch. Sex. Behav. 27, 331-359, 1998
 Sigusch, V.: Lean sexuality: On cultural transformations of sexuality and gender in recent decades. Sexuality & Culture 5, 23-56, 2001 (Nachdruck in: Z. Sexualforsch. 15, 120-141, 2002)
 Sigusch, V.: Neosexualitäten. Über den kulturellen Wandel von Liebe und Perversion. Frankfurt/M., New York: Campus 2005
 Sigusch, V.: Geschichte der Sexualwissenschaft. Frankfurt/M., New York: Campus 2008

Über den Autor

Volkmar Sigusch, Prof. Dr. med. habil., war von 1973 bis 2006 Direktor des Instituts für Sexualwissenschaft im Klinikum der Universität Frankfurt/M. Der Arzt und Soziologe gilt als Begründer der deutschen Sexualmedizin und ist weltweit einer der renommiertesten Sexualforscher. Zuletzt veröffentlichte Sigusch die Bücher »Sexuelle Störungen und ihre Behandlung« (Thieme, 2007), »Geschichte der Sexualwissenschaft« (Campus, 2008) und »Personenlexikon der Sexualforschung« (Campus, 2009).



Gleichberechtigung

als verfassungsrechtliche Aufgabe

Von Nils Zimmermann

Teil 1: Wie die Gleichheit ins Grundgesetz kam

Artikel 3 des Grundgesetzes (= Art. 3 GG): Gleichheit vor dem Gesetz

- (1) Alle Menschen sind vor dem Gesetz gleich.
- (2) Männer und Frauen sind gleichberechtigt. Der Staat fördert die tatsächliche Durchsetzung der Gleichberechtigung von Frauen und Männern und wirkt auf die Beseitigung bestehender Nachteile hin.
- (3) Niemand darf wegen seines Glaubens, seiner Abstammung, seiner Rasse, seiner Sprache, seiner Heimat und Herkunft, seines Glaubens, seiner religiösen oder politischen Anschauungen benachteiligt oder bevorzugt werden.

Das Grundgesetz ist die Verfassung Deutschlands, sozusagen das oberste Gesetz. Kein anderes Gesetz darf den insgesamt 146 Vorschriften des Grundgesetzes widersprechen, andernfalls ist es ungültig. Laut eines Urteils des Bundesverfassungsgerichtes gibt das Grundgesetz somit eine »objektive Wertordnung« vor. Dazu gehört auch der allgemeine Gleichheitssatz, der besagt, dass alle Menschen vor dem Gesetz gleich behandelt werden müssen. Im nächsten Absatz findet sich eine grundlegende Aussage zum Verhältnis von Mann und Frau. Darauf liegt der Schwerpunkt des Artikels. »Männer und Frauen sind gleichberechtigt« heißt es in Art. 3 Abs.2 GG. Dieser Satz bedarf aus heutiger Sicht keiner Auslegung und kann nicht relativiert werden. Er ist also eindeutig und jeder kann verstehen, was damit gemeint ist.

Dennoch dauerte es Jahrzehnte bis dieser Satz seine gewollte gesellschaftliche und rechtliche Wirkung entfalten konnte. Nachdem das GG 1949 in Kraft getreten war, meinten manche führenden Juristen zunächst, dieser Satz könnte nicht wörtlich gemeint sein und müsste daher auch nicht bei der Gesetzgebung beachtet werden. Andere waren der Ansicht, der Satz sei als eine Art Vorschlag gemeint, den der Gesetzgeber beachten kann, aber nicht muss.

Von der »grundsätzlichen Gleichheit« zur Gleichberechtigung

Die Debatte um Art. 3 Abs.2 GG und seine Konsequenzen zieht sich wie ein roter Faden durch die Diskussion um das Grundgesetz in den ersten Jahren der jungen Bundesrepublik. In der Frage nach dem Verhältnis von Mann und Frau verdichten sich die Auseinandersetzungen um das Verhältnis von Staat und Gesellschaft und die Auswirkungen des Grundgesetzes.

Dem Parlamentarischen Rat, der das Grundgesetz 1948 erarbeitete, gehörten neben 61 Männern auch vier Frauen an. Eine davon war die sozialdemokratische Juristin Elisabeth Selbert. Dass die Gleichberechtigung überhaupt in einer so klaren Weise Einlass in das Grundgesetz bekam, ist vor allem ihr zu verdanken

Die Forderung nach einer verfassungsrechtlichen Gleichstellung der Geschlechter war zu

diesem Zeitpunkt nicht neu. Bereits in Art. 109 der Weimarer Reichsverfassung von 1919 hieß es: »Mann und Frauen haben grundsätzlich dieselben staatsbürgerlichen Rechte und Pflichten.« Damit war die Gleichberechtigung alleine auf den Bereich der staatsbürgerlichen Rechte eingegrenzt, z.B. auf das aktive und passive Wahlrecht. Die Formulierung »grundsätzlich« ermöglicht zudem Ausnahmen aller Art. Über das Verhältnis der Geschlechter im alltäglichen Leben sagt diese Vorschrift nichts. Zudem interpretierten Gerichte und Rechtsgelehrte der Weimarer Republik die Vorschrift als bloßen Programmsatz, also als freundlich mahnende Aufforderung der Verfassung, die aber letztlich aber unverbindlich blieb.

Genau das wollte die SPD im parlamentarischen Rat ändern. Eine unmissverständliche Klarstellung der Gleichberechtigung sollte nach ihrem Willen in das GG aufgenommen werden. Kein Programmsatz sollte es werden, sondern unmissverständlich unmittelbar geltendes Recht. Zunächst war der SPD wenig Erfolg mit ihrem Vorhaben beschieden. Die Mehrheit des Parlamentarischen Rates befürwortete eine ähnlich zurückhaltende Formulierung wie in Weimarer Zeiten. Die Anträge der SPD wurden von der Mehrheit abgelehnt. Der Selbst'sche Satz sehe zwar »ziemlich harmlos« aus, aber er hätte »unabsehbare sozialpolitische Folgen«, rechtfertigt ein paar Tage später der Christdemokrat Albert Finck die negative Entscheidung seiner Fraktion:

Die 61 Väter der Verfassung ahnten wahrscheinlich, was der SPD-Vorschlag bewirken konnte: »Fast alle Bestimmungen über Ehe- und Familienrecht würden dadurch über den Haufen geworfen und außer Kraft gesetzt« sagte Finck weiter. Nicht nur der Staat wäre an ein solches Verfassungsgebot gebunden. Weite Bereiche des Ehe- und Familienrechts stammten aus dem Jahr 1896 und waren noch in den fünfziger Jahren auf dem sog. »patriarchalen Prinzip« aufgebaut. In Ehe und Familie hatte also der Mann das Sagen und die Frau musste sich ihm unterordnen. So hatte der Mann z.B. das Entscheidungsrecht über den Wohnsitz und über alle Erziehungsfragen. Er verfügte über das Vermögen der Frau und durfte seiner Frau öffentlich verbieten, auf seine Rechnung einzukaufen. Nach der Eheschließung musste die Frau den Namen des Mannes annehmen. Von rechtlicher Gleichberechtigung war also nichts zu spüren. All dies wäre mit dem Verfassungsgebot auf umfassende Gleichberechtigung zumindest in Frage gestellt worden. Die Gegner warnten vor einem »rechtlichen Chaos«, sollte der Vorschlag durchkommen.

Auch aus der eigenen Partei kam Gegenwind: So hatte der noch heute bekannte Carlo Schmid, damals Justizminister in Württemberg erklärte im Hauptausschuss des Parlamentarischen Rates: »Es ist klar, dass die Bestimmungen des Bürgerlichen Gesetzbuchs, zum Beispiel die Bestimmungen, die die Frau in ihren Rechtshandlungen an gewisse Genehmigungen binden, nicht getroffen worden sind, um die Frau zu benachteiligen. Diese Bestimmungen sind getroffen worden, um die Frau zu schützen (...) und stellen eine Begünstigung dar; so wie es eine Begünstigung des Minderjährigen ist, dass

das Gesetz verbietet, ihn an einer rechtsgeschäftlichen Willenserklärung festzuhalten, solange der Vater oder Vormund nicht zugestimmt hat.«

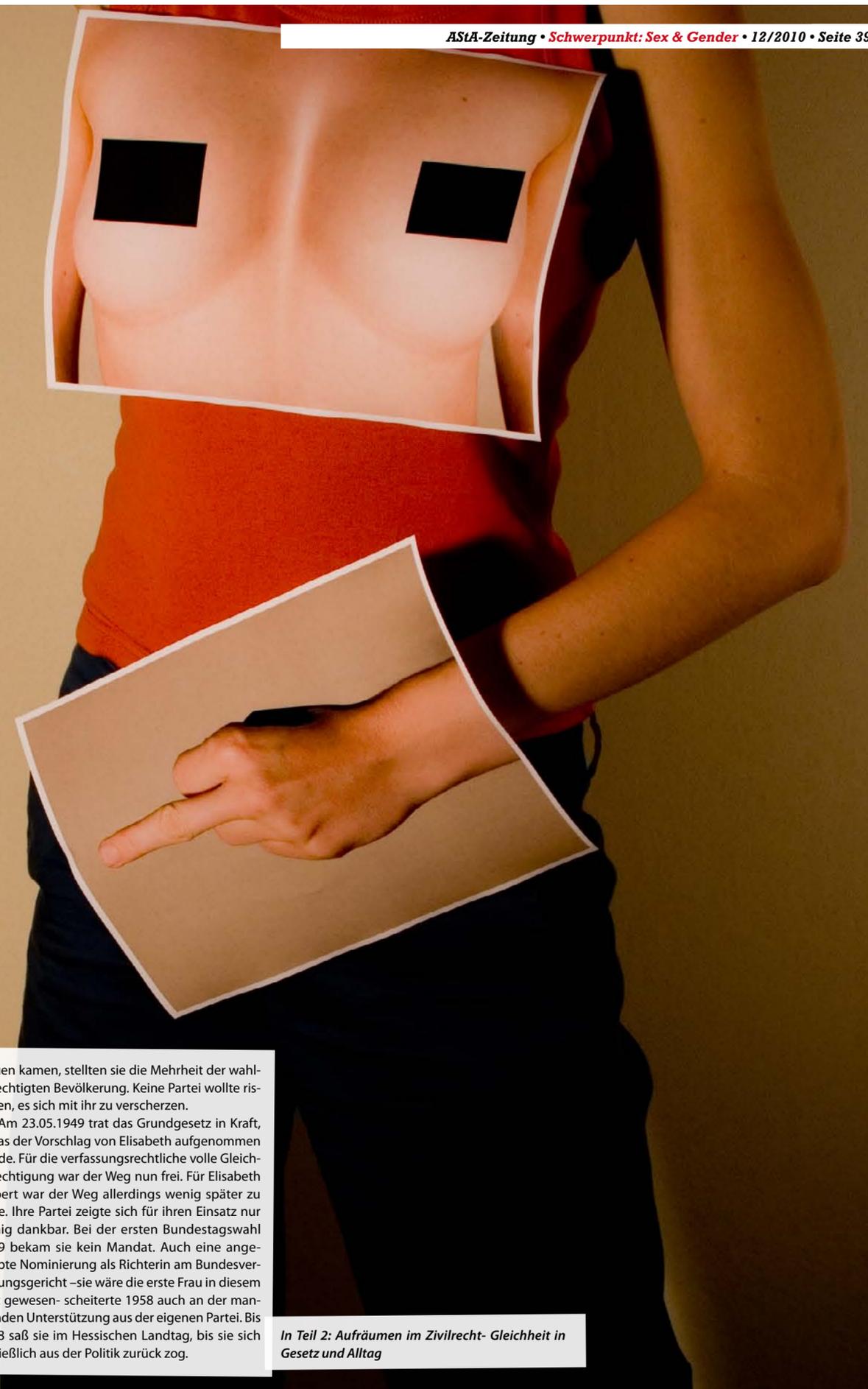
Auf der Höhe der Zeit waren sie aber damit nicht: Das Geburtsjahr des Grundgesetzes, 1949, war das vierte Jahr nach dem zweiten Weltkrieg. Die Nachkriegsgesellschaft kam ohne »starke Frauen« nicht aus. In Handwerksbetrieben, Geschäften und in den Familien hatten die Frauen die Rollen der gefallenen Männer übernommen. In vielen Familien waren die Frauen zum Oberhaupt geworden, die unabhängig über Kindererziehung und Haushalt entscheiden mussten. In fast der Hälfte (!) der westdeutschen Familien konnte der Mann nicht der traditionellen Ernährer-Rolle nachkommen. In knapp einem Drittel der Familien war der Vater gefallen oder vermisst. Weitere 18 Prozent der anwesenden Väter waren aufgrund von Kriegsverletzungen oder -Traumata nicht voll erwerbsfähig.

Die erste Bürgerrechtsbewegung Die Realität sprach also eine andere Sprache als die Mehrheit im Parlamentarischen Rat hören wollte. In dieser Lage wurde Elisabeth Selbert aktiv: Sie mobilisierte Zehntausende Frauen in ganz Westdeutschland und organisierte damit die erste Bürgerrechtsbewegung der deutschen Nachkriegsgeschichte. Systematisch organisierte sie in der zweiten Jahreshälfte 1948 eine Massenbewegung zugunsten des Gleichberechtigungssatzes. »Männer und Frauen sind gleichberechtigt« sollte er lauten- und nicht anders! Zu ihrer eigenen und zur noch größeren Überraschung ihrer Kollegen traf sie den Zeitgeist. Täglich stapelten sich Briefe und Resolutionen in der Post des Parlamentarischen Rates. Ein Unterstützerschreiben trug die Unterschrift von 60.000(!) Arbeiterinnen.

In einer Zeit, in der Radio und Zeitungen die einzigen Medien waren, die eine wirklich breite Öffentlichkeit erreichen konnten, sind diese Zahlen umso beeindruckender. »Wie ein Wanderprediger bin ich von Versammlung zu Versammlung gefahren.« Berichtet Elisabeth Selbert später. Über alle Partei- und Fraktionsgrenzen hinweg bekommt sie die Unterstützung ihrer Geschlechtsgenossinnen, z.B. aus die Arbeitsgemeinschaft der Frauenringe, der süddeutsche Frauenarbeitskreis, Frauenausschüsse, Gewerkschafterinnen, Gemeinderätinnen und vor allen Dingen sämtliche weiblichen Landtagsabgeordneten. Lediglich die Frauen im bayrischen Landtag hielten sich zurück.

Auch in den Zeitungen findet die Kampagne Beachtung. Die Rheinische Zeitung empfiehlt am 15. Dezember ihren Leserinnen, sich »denjenigen (...) anzuschließen, die in vorderster Reihe um die politische und rechtliche Gleichstellung gegenüber dem Manne kämpfen. Die Neue Zeitung berichtet am 8. Dezember 1948 über die »für den großen Teil der weiblichen Bevölkerung verständlichen Situation«. Die Hessischen Nachrichten ziehen am 24. Januar 1949 die Schlussfolgerung: »Den Frauen ist es ernst.«

Elisabeth Selbert hatte Erfolg: Die Ablehnung wich der Erkenntnis, dass hier das wahlberechtigte Volk seine Stimme erhoben hatte. Frauen durften seit 1919 wählen. Da 1949 auf 100 Männer 137



Frauen kamen, stellten sie die Mehrheit der wahlberechtigten Bevölkerung. Keine Partei wollte verscherzen, es sich mit ihr zu verscherzen.

Am 23.05.1949 trat das Grundgesetz in Kraft, in das der Vorschlag von Elisabeth aufgenommen wurde. Für die verfassungsrechtliche volle Gleichberechtigung war der Weg nun frei. Für Elisabeth Selbert war der Weg allerdings wenig später zu Ende. Ihre Partei zeigte sich für ihren Einsatz nur wenig dankbar. Bei der ersten Bundestagswahl 1949 bekam sie kein Mandat. Auch eine angestrebte Nominierung als Richterin am Bundesverfassungsgericht – sie wäre die erste Frau in diesem Amt gewesen – scheiterte 1958 auch an der mangelnden Unterstützung aus der eigenen Partei. Bis 1958 saß sie im Hessischen Landtag, bis sie sich schließlich aus der Politik zurück zog.

In Teil 2: Aufräumen im Zivilrecht- Gleichheit in Gesetz und Alltag

Der Diskurs um (A-)Sexualität

Von Dipl. Soz. Judith Scheunemann

Ist die heutige sexuelle Orientierung vollkommen frei und selbst bestimmbar oder gibt es nach wie vor den von Foucault beschriebenen öffentlichen Diskurs, welcher die Sexualität regelt (Foucault 1983, S. 151)? Um dieser Frage nachzugehen habe ich mich in meiner Diplomarbeit, deren Ergebnisse im Anschluss dargestellt werden, in Anlehnung an Foucault dazu entschieden eine Diskursanalyse vorzunehmen. Der öffentliche Diskurs besteht aus drei sich gegenseitig beeinflussenden Ebenen: Die Ebenen der Selbst- und Fremdwahrnehmung sowie die der »nicht-diskursiven Praxen« (Jäger 2001: S.107) – sozusagen die wissenschaftliche Perspektive. Öffentliche Diskurse beeinflussen maßgeblich das Handeln und Denken von Personen (Jäger 2001: S.82ff).

Thematisch habe ich mir eine erst seit wenigen Jahren öffentlich präsente Gruppe zur Untersuchung ausgesucht: Asexuelle. Personen, die sich als asexuell bezeichnen, haben 2001 in den Vereinigten Staaten von Amerika die erste Internetseite, AVEN (Asexual Visibility and Education Network), zu diesem Thema gegründet. Indem Beiträge daraus übersetzt und eigene verfasst werden, entstehen weltweit zunehmend neue Foren. Nach der Entstehung der deutschen AVEN-Seite 2004 gelang die Gruppe der Asexuellen in Deutschland verstärkt in den öffentlichen Diskurs. So haben sie beispielsweise Fernsehauftritte und werden in Zeitungsartikeln thematisiert, zudem wird das Phänomen Asexualität zwar bislang nur marginal, aber doch zum Gegenstand der Forschung. Die Gruppierung der Asexuellen und die öffentliche Reaktion auf sie ist bislang noch wenig erforscht; insofern sind noch viele Fragen in Bezug auf die Gruppe und den um sie geführten Diskurs ungeklärt. Die Frage nach der potentiellen Freiheit, die eigene sexuelle Orientierung selbst zu bestimmen, ist in Bezug auf Asexuelle besonders interessant, da diese Gruppe eine neue Form der Sexualität, nämlich die der Nichtsexualität, lebt und insofern eine von gängigen Sexualnormen stark abweichende (Nicht-) Sexualität praktiziert. Sie scheinen demnach besonders selbstbestimmt und frei in ihrer sexuellen Orientierung.

Zunächst werde ich damit beginnen, die »nicht-diskursive« Ebene des Diskurses um Sexualität zu beschreiben. Hierfür habe ich mir vier Themenfelder angeschaut, die potentiell die sexuelle Orientierung von Personen beeinflussen. Beginnend mit der groben Frage, wie Politik und Erziehung Personen im Bezug auf die Wahrnehmung und Einhaltung von Normen beeinflussen habe ich anschließend nach dem gesellschaftlichen Einfluss auf Liebes- und Sexualvorstellungen gefragt. Danach habe ich gefragt, wie sexuelle Subkulturen, also Personengruppen die sich der sexuellen Normvorstellungen widersetzen, theoretisch zu fassen sind. Abschließend habe ich mich auf die Frage fokussiert, welchen Einfluss Medien auf die Norm- und Wertvorstellungen von Individuen haben.

Politik und Erziehung: Fremdsteuerung erlernen: Es gibt zwei Arten von Politikverständnis,

eine welche nicht auf die Akteure von Politik eingeht, sondern lediglich darstellt, dass Politik die Durchsetzung von Zielen für das Allgemeinwohl sei (Habermas 1990), sowie ein alternatives Politikverständnis. Letzteres ermöglicht es herauszukristallisieren, dass nur eine bestimmte Statusgruppe die politischen Ziele festlegt (Fraser 1996). Erziehung: hat zum Ziel, Personen die politisch vorgegebenen Ziele und Normen, die nicht gesetzlich festgelegt sind, nahe zu bringen und zu sichern, dass sich alle entsprechend verhalten (Young 1993).

Sexualität und Liebe: Fremd- oder Selbstbestimmung? Die Gesellschaft übt einen enormen Einfluss auf die Liebes- und Sexualvorstellungen von Individuen aus (Walter 1996; Freud 1961, 1999a,b,c). Nicht nur Gedanken werden in Bezug auf die Sexualität von Individuen durch andere mitbestimmt, sondern auch körperliche Empfindungen (Butler 1991, 1997, 2001; Lindemann 1993). Die Begriffe Liebe, Sexualität und Begehren werden in den meisten Theorien unterschiedlich definiert, zumeist gibt es sogar innerhalb einer Theorie Widersprüche in der Definition. Sind genannte Phänomene zu schwierig zu fassen oder zu sehr auch Forschende beeinflussend, dass eine klare Definition unmöglich erscheint? Eine im Rahmen meiner Arbeit leider nicht zu beantwortende Frage.

Sexuelle Subkulturen: Auflehnung gegen die Norm. Sexuelle Subkulturen unterwerfen sich keinen gesellschaftlichen Normen. Sie lassen sich nicht marginalisieren, sondern entwerfen ihre eigenen Norm- und Wertvorstellungen, die sie in die Öffentlichkeit tragen (Schwendter 1993).

Medien: Chance oder Risiko? Es gibt zwei verschiedenen Einschätzungen zur Mediennutzung allgemein und neuen Medien im Besonderen: Zunächst gibt es die Vertreter_innen, die Medien als Chance sehen, um gesellschaftliche Normen zu verändern. Medien bieten die Möglichkeit, subkulturelle Wert- und Normvorstellungen in das Bewusstsein der Masse zu transportieren (Bonfadelli 2004). Kritiker_innen jedoch vermuten in Medien ein Instrument zur Ruhigstellung der Massen, ein Risiko für die Selbstbestimmung also (Heinze 1990).

Die Gruppe der Asexuellen organisiert sich bislang primär im Internet und wurde in Zeitungsartikeln diskutiert, entspricht also eher der ersten These über Medien als Chance. Ich habe einen Untersuchungszeitraum von einem Jahr gewählt, in dem ich mich mit der Internetseite AVEN und Zeitungsartikeln zur Asexualität beschäftigte und schließlich mithilfe der Inhaltsanalyse nach Mayring analysierte (Mayring 2002). Die Analyse dieser beiden Medien gibt die Möglichkeit, auch die beiden noch ausstehenden, zu einem Diskurs gehörenden Ebenen darzustellen: Die der Selbst- und Fremdwahrnehmung.

Meine Recherche ergab, dass sich grundsätzlich sehr wenige Autor_innen ernsthaft mit dem Thema Asexualität auseinandersetzen. Nicht die Wahl der Zeitung konnte anhand meiner Recherche als ausschlaggebend für die ernsthaft Auseinandersetzung mit dem Thema Asexualität als Kriterium

angesehen werden, sondern im Wesentlichen das Erscheinungsdatum des Artikels. Die direkten Reaktionen auf die neu formierte Gruppe der Asexuellen, also Artikel aus dem Jahr 2004, bemühen sich zumeist, ein möglichst umfangreiches Bild dieses Phänomens zu vermitteln. Die in den letzten Jahren erschienen Artikel hingegen sind zumeist nicht tatsächlich daran interessiert, mit dem Begriff des Phänomens Asexualität zu beleuchten. Häufig wird die Asexualität als etwas dargestellt, das wünschenswert wäre, um den vielen Schwierigkeiten mit der Sexualität zu entgehen oder die gewonnene Zeit zu nutzen. Hier ein Beispiel:

»Endlich den ganzen Thomas Mann lesen. Endlich die alten Klassenkameraden mit selbst gebastelten Grußkärtchen beglücken. Endlich ernsthaft für ‚Deutschland sucht den Superstar‘ üben. Oh, wie schön muss die Asexualität sein. Es muss einfach glücklich machen, nicht alle 45 Sekunden an Sex denken zu müssen, so wie wir Sexuellen (heißt das so), speziell wir Männer, es tun.« (Unbekannt 2008)

Diese Beschreibungen sind allerdings nicht ernsthaft auf die Betrachtung der Gruppe derer, die sich tatsächlich als asexuell definieren, zu verstehen. Die Autoren greifen lediglich ein neuerdings thematisiertes Phänomen heraus und stellen, ohne es genauer zu definieren, einige potentielle Vorteile heraus. Keiner dieser Autoren würde allerdings ernsthaft in Erwägung ziehen sich als asexuell zu definieren, wodurch sie die Asexualität mit einer wesentlich größeren Distanz betrachten können als Personen, die sich über sie definieren. Die Distanz bringt die Autor_innen erst dazu, die potentiellen Vorteile darzustellen, die aber bei eingehender Beschäftigung nicht wirklich als Vorteile betrachtet werden können und insofern nicht von Personen aufgeführt würden, die sich als asexuell definieren, oder sich ernsthaft mit dem Phänomen auseinandersetzen. Die andere Form Asexualität zu thematisieren besteht darin, sie als Vergleich anzuführen um Menschen, die sich außerhalb der Norm befinden, zu thematisieren. Ein Autor beispielsweise gesteht, er sei ein in Deutschland lebender Nicht-Fußballfan und stehe somit ebenso außerhalb der Norm wie etwa Asexuelle. Die Aussage ist: Deutsche sind immer Fußballfans; sind sie dies nicht, sind sie genauso abnorm wie Menschen, die sich asexuell nennen, denn Menschen sind im Allgemeinen sexuell (Klute 2007). Der Begriff Asexualität wird also als Substitution für »nicht der Norm entsprechend« verwendet, womit allerdings das Phänomen an sich noch immer nicht thematisiert wird, sondern lediglich der Bezug zur gesellschaftlichen Norm aufgezeigt wird.

Schließlich habe ich mich darauf fokussiert, einen Artikel aus dem Jahr 2005 zur genaueren Analyse heranzuziehen und mit einem Forenbeitrag aus dem Jahr 2007 zu vergleichen. Der Artikel »Sex? ohne uns!« (Hilbk 2005) ist noch immer aktuell, da er bei der Suche im Internet nach dem Thema Asexualität in Zeitungsbeiträgen noch immer als einer der ersten erscheint. Der Vorteil an diesem Artikel ist, dass er eine breite Diskussion um Asexualität

widerspiegelt.

Aus dem Material ließen sich die im Folgenden dargestellten Kategorien herausfiltern. Interessant ist, dass hierbei die Fremd- und die Selbstwahrnehmung nur geringfügig abwichen. Die Darstellung der Asexualität innerhalb des Zeitungsartikels stimmte also im Wesentlichen mit den geäußerten Meinungen in den Threads der Seite AVEN überein. Die Abweichungen ergaben sich lediglich aufgrund sprachlicher Uneindeutigkeiten. Folgende Übereinstimmungen ließen sich ausmachen:

Um den Status »normal« zu erhalten, muss das Phänomen Asexualität:

- dem Natürlichkeitskriterium entsprechen
- definierbar sein (klar abgrenzbar zu anderen Phänomenen: Hier: kein Verlangen nach dem körperlichen Ausleben von Sexualität mit anderen Personen)
- von vielen, bestenfalls auch berühmten, geouteten Personen empfunden werden und in die Öffentlichkeit gebracht werden

Die Frage, ob (A)Sexualität als Entscheidungsprozess gesehen werden kann, wird eingehend diskutiert und mit einem klaren Nein beantwortet. Asexualität ist keine freie Entscheidung. Die Gesellschaft, die eine Möglichkeit der sexuellen Bestimmung fordert, drängt das Individuum dazu, sich einer Subkultur anzuschließen, wenn es nicht der gesellschaftlichen Sexualnorm entspricht. Hier ein Beispiel:

»ja, die gesellschaft kann einen damit ganz schön unter druck setzen! [...] naja, zum glück bin ich ja jetzt auf euch gestoßen!« (Thread: Juhu ich bin nicht allein damit =D 2008)

Zum Teil werden Personen auch dazu gedrängt, psychologische Hilfe in Anspruch zu nehmen:

»Wer [...] kein Interesse am Geschlechtsverkehr hat, wird schnell als verklemmt oder gar als Fall für den Psychologen eingestuft.« (Hilbk 2005)

Personen mit einem nicht vorhandenen sexuellen Bedürfnis werden also als hilfsbedürftig eingestuft. Ist der Kontakt zu AVEN hergestellt, mitunter auch durch die Empfehlung ein_er Psycholog_in, ist eine enorme Dankbarkeit der neuen Mitglieder zu beobachten, wie aus dem obigen Beispiel eindeutig abzulesen. Dankbarkeit darüber, eine Gruppe gefunden zu haben, deren Mitglieder ähnlich empfinden, Dankbarkeit darüber, nicht mehr allein zu sein.

Beim Blick in die Gegenwart wird sowohl bei AVEN als auch im Zeitungsartikel behauptet: Asexuelle würden bislang nicht akzeptiert, höchstens toleriert. Die Gesellschaft sei »sexualisiert(er)« und »pathologischer« (Thread: Asexualität vs. Antsexualität 2007) als die subkulturelle Norm der Asexuellen. Angespielt wird auf die große Präsenz von Sexualität im Alltag, die als krankhaft empfunden wird.

Abschließend lässt sich meiner Ansicht nach feststellen:

Die Zugehörigkeit zu einer Subkultur entsteht durch den Erwartungsdruck von außen, sich einer Kategorie zuzuordnen. Die Fremdwahrnehmung fordert selbstbestimmte Kategorien. Selbst- und Fremdwahrnehmung sowie die wissenschaftliche

Perspektive zu einem Phänomen beeinflussen sich gegenseitig. Diese drei Ebenen bilden den öffentlichen Diskurs, der sich auf das Denken und Handeln auswirkt. Asexuellen gelingt es nicht, sich von der »Instanz des Sexes frei [zu] machen«. Der Körper, in dem Fall das körperliche Nicht-Bedürfnis, bleibt Dreh- und Angelpunkt des gesellschaftlichen Diskurses um Sexualität, welcher entsprechend weiterhin wirkungsmächtig die vorherrschenden Vorstellungen von Sexualität prägt.



Literatur:

Bonfadelli, Heinz 2004: Medienwirkungsforschung /Anwendungen in Politik, Wirtschaft und Kultur. Konstanz.

Butler, Judith 1991 (1990): Das Unbehagen der Geschlechter. Frankfurt.

Butler, Judith 1997(1993): Körper von Gewicht. Die Diskursiven Grenzen des Geschlechts. Frankfurt.

Butler, Judith 2001(1997): Melancholisches Geschlecht/ Verweigerte Identifizierung. In: Psyche der Macht. Das Subjekt der Unterwerfung. Frankfurt. S. 125-141.

Foucault, Michel 1983 (1976): Der Wille zum Wissen, Sexualität und Wahrheit 1. Frankfurt.

Fraser, Nancy 1996 (1974): Öffentlichkeit neu denken- Ein Beitrag zur Kritik real existierender Demokratie. In: Scheich, Elvira (Hg.): Vermittelte Weiblichkeit. Hamburg. S. 151-182.

Freud, Sigmund 1961 (1905): Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie. Frankfurt.

Freud, Sigmund 1999a:Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse. In: Anna Freud/E. Bibring/W. Hoffer (Hg.): Gesammelte Werke. Frankfurt.

Freud, Sigmund 1999b (1906-1909): Siebter Band Werke aus den Jahren. In: Anna Freud/E. Bibring/W. Hoffer (Hg.): Gesammelte Werke. Frankfurt.

Freud, Sigmund 1999c: Jenseits des Lustprinzips Massenpsychologie und Ich-Analyse; Das Ich und das Es. In: Anna Freud/E. Bibring/W. Hoffer (Hg.): Gesammelte Werke. Frankfurt.

Hilbk, Merle, 2005: Sex? Ohne uns!. [Online Magazin]. Verfügbar unter: http://www.zeit.de/zeitwissen/2005/03/g_asexuell [24.09.06].

Heinze, Thomas 1990: Medienanalyse : Ansätze zur Kultur- und Gesellschaftskritik. Opladen.

Jäger, Siegfried (2001): Diskurs und Wissen- Theoretische und methodische Aspekte einer Kritischen Diskurs- und Dispositionsanalyse. In: Keller, Reiner/ Hirsland Andreas/Schneider Werner/Viehöver Willy (Hg.): Handbuch Sozialwissenschaftlichen Diskursanalyse. Theorie und Methoden. Band 1. Opladen. S. 81-112.

Lindemann, Gesa 1993: Das paradoxe Geschlecht: Transsexualität im Spannungsfeld von Körper, Leib und Gefühl. Frankfurt.

Mayring, Philipp 2002: Einführung in die qualitative Sozialforschung: eine Anleitung zu qualitativem Denken. Weinheim.

Schwendter, Rolf, 1993 (1971): Theorie der Subkultur. Hamburg.

Thread: Asexualität vs. Antsexualität 2007. [Online Dokument]. Verfügbar unter: <http://www.asexuality.org/haupt/viewtopic.php?t=3656> [14.07.08].

Thread: Bin jetzt auch hier 2008: [Online Dokument]. Verfügbar unter: <http://www.asexuality.org/haupt/viewtopic.php?t=4963> [14.07.08].

Thread: Lange hier + vorgestellt, aber nun endlich Antwort gefunden 2008: [Online Dokument]. Verfügbar unter: <http://www.asexuality.org/haupt/viewtopic.php?t=4909> [14.07.08].

Thread: Juhu ich bin nicht allein damit =D 2008: [Online Dokument]. Verfügbar unter: <http://www.asexuality.org/haupt/viewtopic.php?t=4623> [14.07.08].

Unbekannt, 2008: Alphabet der Sexualität [Online Magazin] Verfügbar unter: <http://sz-magazin.sueddeutsche.de/drucken/text/25465> [11.07.08].

Walter, Armin (1996): Der Andere, das Begehren und die Zeit. Ein Denken des Bezuges im Grenzgang zwischen Emmanuel Levinas und der Dichtung. Cuxhafen&Dartford.

Young, Iris Marion, 1993: Das politische Gemeinwesen und die Gruppendifferenz. Eine Kritik am Ideal des universalen Staatsbürgerstatus. In: Nagel-Docekal, Herta/Pauer-Studer, Herlinde (Hg.): Jenseits der Geschlechtermoral. Beiträge zur feministischen Ethik. Frankfurt am Mai. S.267-304.



Dipl. Soz. Judith Scheunemann
Sprecherin des Nachwuchsnetzwerkes für Sexualforschung und -therapie NEKST
<http://www.dgfs.info/page14.htm>
j-scheunemann@gmx.de

XXY...

... zwischen den Geschlechtern?

Von A.G.GENDER-KILLER

Frauen haben das Chromosomenpaar XX und Männer XY. So einfach ist das, lernen wir schon in der Schule. Vielleicht hören einige von uns irgendwann noch, das es da auch was »dazwischen« gibt. So z.B. Menschen mit dem so genannten »Klinefelter-Syndrom«, also dem Geschlechterchromosomensatz XXY. Dabei verweist der pathologisierende Begriff »Syndrom« schon auf die Sichtweise. Diese Menschen sind krank, so die vorherrschende Meinung. Normale Menschen haben Mann oder Frau zu sein, und zwar richtig. Ist dies nicht der Fall muß eingegriffen und erklärt werden. Doch selbst dann wird in die zwei einzig denkbaren Geschlechter kategorisiert. So gelten Menschen mit XXY-Chromosom als unnormale Männer, denen medizinisch »geholfen« werden muß. Warum sie obwohl nach herrschender Norm mit eindeutig zweideutigem Chromosomensatz als Männer gelten? Weil es biologisch betrachtet neben dem genetischen Geschlecht noch mindestens vier weitere gibt. Und zwar das hormonelle, das morphologische (äußere Geschlechtsmerkmale), das gonadale (Keimdrüsen) und das genitale (innere Genitalien) Geschlecht. Die XXY-Menschen sind nach diesen Kategorien überwiegend männlich, also muß in diese Richtung »nachgeholfen« werden. Ein richtiger Mann bzw. eine richtige Frau ist nur, wer/welche in allen fünf Kategorien der Norm entspricht. Das tut aber mindestens eins von 2000 neugeborenen Kindern nicht. Doch da es das Dogma der bipolaren Zweigeschlechtlichkeit gibt, und nicht sein kann was nicht sein darf, wird medizinisch »eingegriffen«. Mit dem »Argument« diese Kinder hätten es im späteren Leben viel zu schwer, wenn sie nicht eindeutig als männlich oder weiblich erkennbar sind, wird diesen Eingriffen noch der Anstrich des Humanismus verpasst. Doch das ganze ist ungefähr so, als würde man »Ausländer Raus!« fordern, damit es keine rassistischen Übergriffe mehr gibt. Es wird sich den diskriminierenden »Tatsachen« unterworfen, sie werden Grundlage der eigenen Argumentation. Warum ist das so? Warum wird nun trotz der Tatsache, das viele Menschen den eng gesetzten Grenzen der biologischen Geschlechter nicht entsprechen und selbst die, die es tun sich alles andere als gleich sind, in diesem System festgehalten? Warum gibt es dieses Konstrukt der zwei Seiten, Mann und Frau, wenn doch eher von vielen verschiedenen Geschlechtern ausgegangen werden muß. Warum hat sich dieses Bild der zwei Geschlechter so durchgesetzt?

Vom Eingeschlechter- zum Zweigeschlechtermodell

Die vermeintlich natürliche Annahme, es gäbe zwei biologische Geschlechter ist noch gar nicht so alt. Sie entwickelte sich erst im 18. Jahrhundert mit dem Aufstieg des Bürgertums. Bis dahin hatte es über Jahrhunderte hinweg als Allerweltsweisheit gegolten, dass Frauen und Männer über die gleichen Genitalien verfügen, nur einmal nach außen und einmal nach innen gestülpt. Es galt als möglich, das Menschen ihr Geschlecht wechseln könnten, z.B. durch das Tragen der spezifischen Kleidung des anderen Geschlechts. Dieser Verweis auf geschlechtsspezifische Kleidung deutet schon darauf hin, das es Trotz des »Wissens« über nur einen Geschlechtskörper durchaus entscheidende Unterschiede gab, und zwar auf sozialer Ebene. Männer galten als Höhepunkt der menschlichen Schöpfung, als universeller Maßstab an dem alles gemessen wurde. Von dem aus betrachtet galt die Frau als unvollkommen und minderwertig. Mit dem Siegeszug der modernen Medizin und Wissenschaft konnte nun nicht länger am Eingeschlechtermodell festgehalten werden. Doch die neuen Erkenntnisse wurden durch die Brille der sozialen Zweigeschlechtlichkeit gesehen. So entstand das unverrückbare Bild von zwei grundsätzlich verschiedenen Wesen, die sich konträr gegenüber stehen. Fortan galt die biologische Differenz als natürlich Grundlage der sozialen¹ und das ganze als Abbild der angeblich ebenso natürlichen Ordnung. Denn in unserer Gesellschaft wird immer in Gegensätzen gedacht: normal – unnormal, öffentlich – privat, aktiv – passiv und eben Mann – Frau. Alles was da keinen Platz hat wird angepasst, muß angepasst werden, um das System nicht in Frage zu stellen. Oder es bestätigt als krankhafte Ausnahme die Regel. So konstruiert die Rede vom »zwischen den Geschlechtern« auch immer die Gegensätze Mann und Frau. Doch die Anpassung findet nicht nur medizinisch bei »Abweichungen«, sondern auch immer sozial bei jedem »jeder«² Einzelnen statt, denn zwei Geschlechter sind eben nicht natürlich. Sie beginnt spätestens bei der Geburt mit der Frage: »Was ist es denn, Junge oder Mädchen?«. Dann gibt es einen entsprechenden Namen, Spielzeug, Zuwendung, ... und geht immer so weiter. Wir ordnen immer ein und werden immer eingeordnet, quasi automatisiert. Wenn ein Mensch einen Raum betritt, glauben wir sofort zu wissen ob es ein Mann oder eine Frau ist. Denn wir verfügen über ein lang trainiertes Repertoire an ordnenden Kategorien: Aussehen, Gang, Auftreten, Stimme, usw.. Alles ist geschlechtlich kodiert, alles soll seinen/ihren Platz haben.

having sex – doing gender

Nicht zu letzt die als Norm gesetzte Heterosexualität steht in einem wechselseitig sinnstiftenden Verhältnis mit der Annahme von zwei und wirklich nur zwei klar voneinander unterschiedenen Geschlechtern. Auch hier gilt es wieder als »natürlich« das eine Frau und ein Mann eine Beziehung eingehen. Und eben durch dieses wechselseitige Begehren werden Männer und Frauen erst zu richtigen Männern oder Frauen. So gelten schwule Männer als weiblich und lesbische Frauen dem entsprechend als vermännlicht. Als Grundlage heterosexistischer Argumentationsmuster dient in der Regel die Reduzierung der Sexualität auf das »Natürliche«, auf Fortpflanzung. Es bräuchte einen Mann und eine Frau um Kinder in die Welt zu setzen. Ausgeblendet werden Menschen, die keine Kinder zeugen oder gebären können oder wollen. Ausgeblendet wird, das in unserer Gesellschaft Sexualität in erster Linie einen sozialen Faktor hat und die Zeugung neuen Lebens eher nebensächlich ist. Ausgeblendet werden Menschen, die jenseits der heterosexistischen Kleinfamilie mit Kindern leben wollen und keinen Wert darauf legen das es »ihre« Biokinder sind. Kurz, die Muster des zu Rechtfertigen sind mit den Mustern der Erklärung identisch. Wenn Sexualität ausschließlich als Akt der biologischen Reproduktion gefasst wird, ist es »natürlich« möglich mit ihr Zweigeschlechtlichkeit zu erklären. Und andersherum sind zwei Geschlechter die Grundlage für heterosexuelles Begehren und die Einteilung und damit Hierarchisierung von verschiedenen Sexualitäten. Ohne Geschlechter keine Heterosexualität, keine Homosexualität und keine Bisexualität. Es gibt nur einen Grund an der Unterscheidung in zwei Geschlechter festzuhalten und der heißt Herrschaft. Herrschaft braucht »unterschiedliche«, oder besser unterscheidbare Gruppen. Das ist die Grundlage jeder Herrschaft, die Norm und die Abweichung.

Kein Geschlecht oder viele!

Es ist klar, das dies nicht bedeutet, das wir mal eben alle unsere Geschlechtsidentität abschütteln können. Denn Geschlechter sind nicht nur Rollen die wir spielen, sie sind Realität. Das sie gemacht wurden und werden heißt nicht, das sie nicht da sind oder einfach so verändert werden können. Geschlechter sind verinnerlicht, vererblich. Das meint, unser Geschlecht ist in unseren Körper eingeschrieben, ist unser Körper. Dieser Körper ist ein Bündel von verschiedenen Praxen und Techniken. Wie wir unseren Körper wahrnehmen, uns bewegen, sprechen, fühlen, ... all dies ist nicht von unserer geschlechtsspezifischen Sozialisation zu trennen. Die meisten von uns fühlen sich also mehr oder weniger ungebrochen als Männer oder Frauen, begehren die einen oder die anderen und kategorisieren dementsprechend ständig und unbewusst. Und genau darum geht es, sich diesen Prozess, in dem sich Geschlecht immer wieder und wieder konstituiert, bewusst zu machen. Sich anzugucken wie Geschlecht geworden ist und damit auch, wie wir geworden sind, historisch und sozialisatorisch.

- 1 So wird die Dominanz des männlichen Geschlechts in der Regel auch mit der Gebärfähigkeit der Frau begründet. Da diese die Kinder zur Welt bringt, sei sie viel stärker in den reproduktiven und häuslichen Sektor eingebunden und dadurch vom Bereich der Produktion und der gesellschaftlichen Einflußnahme ausgeschlossen. Doch auch dies ist nicht »natürlich«. Wem_ Welcher diese Argumentation noch nicht absurd genug ist, dem_ der mag ein empirisches Beispiel auf die Sprünge helfen. So gibt es Kulturen in denen die Männer mehr Verantwortung für Kinder und Haushalt tragen als die Frauen. Siehe dazu und weiter zum Thema, Christa Spannbaumer (1999): Das verqueere Begehren, Würzburg, Diametric Verlag
- 2 Mit dem »_«, dem Unterstrich versuchen wir diejenigen sichtbar zu machen, die sich in den Kategorien Mann oder Frau nicht wiederfinden können oder wollen. Siehe dazu auch den Text »Performing the Gap – Queere Gestalten und geschlechtliche Aneignung« von s_he in der arranca! Nr. 28. check: <http://arranca.nadir.org>



Recht und Geschlecht – ein Plädoyer für die Anerkennung von Hermaphroditen

Von Oliver Tolmein

Frauen dürfen heute in Deutschland Nacharbeit verrichten, sie sind international als Soldatinnen gefragt, Menschen haben mittlerweile sogar in der gesamten Schweiz unabhängig von ihrem Geschlecht das Wahlrecht, Frauen geben auf der Bühne den Hamlet und Männer dürften grundsätzlich auch Brühilde singen, Modelfotografen hängen dem Ideal der Androgynität nach und selbst bei »Germanys next Topmodell«, einer alles andere als geschlechterindifferenten Sendung, versuchte, wenn auch vergeblich, ein transsexueller Mensch ganz nach vorn zu kommen. Geschlecht ist zwar nach wie vor eine Kategorie, aber eine nach der nur noch in den seltenen Fällen offen und öffentlich qualitativ differenziert wird. Das gilt allerdings im Wesentlichen nur, wenn die Kategorie des Geschlechts selbst in ihrer traditionellen Wahrnehmung nicht in Frage gestellt wird. Wenn die Kategorie dagegen damit konfrontiert wird, dass eine eindeutige Aussage über das Geschlecht eines Menschen nicht getroffen werden kann oder soll, wenn also nicht eindeutig festgestellt wird, ob jemand (nur) Frau oder (nur) Mann ist, drohen durchaus feindseligere Reaktionen.

Ein wichtiges Beispiel dafür ist die Situation von Menschen, die nicht eindeutig einem der beiden anerkannten Geschlechter zugeordnet werden können und die als »Intersexuelle«, »Zwitter« oder (wie im Folgenden hier) als Hermaphroditen bezeichnet werden.

Im Folgenden soll es um die Rechtsposition von Hermaphroditen oder Intersexuellen in Deutschland vor allem an zwei Punkten gehen, die beide in der Praxis eine wichtige Rolle spielen. Dabei geht es einerseits um die Frage, inwieweit ein Anspruch auf Anerkennung von Hermaphroditen als Menschen mit einem eigenen Geschlecht geht und welche Konsequenzen aus so einem Anspruch erwachsen könnten. Gestreift wird überdies eine zweite zentrale Frage: Dürfen Eltern bei ihren Kindern in geschlechtszuweisende Operationen einwilligen, die dann zur Folge hätten, dass aus einem hermaphroditischen Kind ein Mädchen resp. Junge gemacht werden dürfen.

Der Rechtsanspruch von Intersexuellen auf Anerkennung ihres eigenen Geschlechts – das, da es ganz unterschiedliche Formen von Intersexualität gibt und keinerlei Bedarf diese zu standardisieren – keineswegs unbedingt nur ein Drittes sein muss – ergibt sich in der deutschen Rechtsordnung vor allem aus den Grundrechten auf Menschenwürde, freie Entfaltung der Persönlichkeit und dem Grundrecht auf Nicht-Benachteiligung wegen des Geschlechts. Durchgesetzt werden konnte dieser Anspruch bislang allerdings noch nicht. Ein erster Versuch beim Amtsgericht München einen Antrag nach § 21 PStG auf Abänderung des Geburtsbuches zu stellen und dort statt des falsch eingetragenen Geschlechts »weiblich« das zutreffende Geschlecht »Hermaphrodit« oder auch »intersexuell« einzutragen wurde vom Amtsgericht (AG München NJW-RR 2001, 1586 mit Anmerkung Tolmein, FamRZ 2002, 957) abgewiesen. Die gegen diesen Beschluss beim Landgericht München eingelegte Beschwerde hatte keinen Erfolg (LG München, NJW-RR 2003, 1590). Die Möglichkeit, eine weitere Beschwerde beim OLG München einzulegen und dann nach Ausschöpfung des ordentlichen Rechtsweges

Beschwerde beim Bundesverfassungsgericht einzu-legen und gegebenenfalls zum EuGH nach Brüssel oder zum EuGH für Menschenrechte nach Straßburg zu ziehen, wurde damals leider nicht genutzt.

In den Beschlüssen von Amtsgericht und Landgericht wird übereinstimmend erklärt, dass eine Eintragung des Geschlechts »Hermaphrodit« ins Geburtsbuch ausgeschlossen sei. Das für diese Frage maßgebliche Personenstandsgesetz liefert allerdings keine Basis für eine solche Aussagen, denn § 21 Absatz 1 Nr. 3 PStG legt nicht fest, welche Geschlechter es gibt, sondern nur, dass die Eintragung des Geschlechts notwendig ist. Zutreffend bemerkt das Amtsgericht, dass es auch keine anderen Normen des geltenden deutschen Rechts gibt, die den Begriff »Geschlecht« definierten, oder die festschrieben, dass es nur die beiden Geschlechter »männlich« und »weiblich« gibt. Allenfalls gehen Rechtsnormen offensichtlich von dieser bipolaren Unterteilung der Geschlechter aus. Dagegen hat das Allgemeine Preußische Landrecht von 1794 in Abschnitt II, §§ 19 – 23 die Existenz von Zwittern immerhin anerkannt, auch wenn es ihnen keinen dauerhaften rechtlichen Status zusicherte, sondern ihnen in § 20 freistellte »nach zurückgelegtem achtzehnten Jahre« sich zu entscheiden, »zu welchem Geschlecht er sich halten wolle.«

Sowohl das Land- als auch das Amtsgericht halten sich angesichts der nicht eindeutigen normativen Vorgabe in den Gesetzen an medizinischen und naturwissenschaftlichen Erkenntnissen über die Geschlechterordnung fest. Ein Blick in die naturwissenschaftliche Literatur verdeutlicht allerdings, dass unter den mit dem Thema befassten Wissenschaftlern keine Zweifel daran besteht, dass es mehr als nur zwei, klar voneinander abzugrenzende Geschlechter beim Menschen gibt. Schon die mittlerweile als Stand der Wissenschaft zu betrachtende Erkenntnis, dass zu differenzieren ist zwischen chromosomalen, dem gonadalen, dem genitalen, dem psychischen und dem sozialen Geschlecht signalisiert ja, dass es zum Auseinanderfallen der verschiedenen »Geschlechter« in einer Person kommen kann – und damit ein Zustand besteht, der nicht einfach unter Verweis auf »die Natur« geklärt werden kann. In der neueren wissenschaftlichen Literatur wird sogar vereinzelt noch weiter differenziert.¹ Innerhalb jeder dieser jeweiligen Gruppen werden überdies, womit sich die deutschen Gerichte gar nicht auseinander gesetzt haben, zahlreiche Variationen beschrieben. Es gibt also Menschen, die kein eindeutiges chromosomales, gonadales, genitales, psychisches oder soziales Geschlecht haben. Strittig ist allerdings, welche Konsequenzen Medizin und Gesellschaft aus diesem Variantenreichtum ziehen.

Während Teile der Medizin die Varianten als pathologisch betrachten und deswegen therapeutische Strategien bevorzugen, die ermöglichen sollen, sie an die Normalvorstellungen anzupassen, also eine Geschlechtszuordnung entlang den Kategorien »männlich« resp. »weiblich« zu versuchen,² raten andere zu therapeutischer Zurückhaltung und Neuorientierung.³ Eine dritte Gruppe von Forschern favorisiert einen Abschied von dem bipolaren Bild der Zweigeschlechtlichkeit und schlägt z.B., wie die Professorin für Biologie und Frauenstudien Anne Fausto-Sterling

an der Brown University/Providence (Rhode Island), die Anerkennung der biologischen Besonderheiten der verschiedenen Formen von Hermaphroditismus als normale, nicht-pathologische Geschlechts-Varianten vor. Aus systematischen Gründen schlägt sie deswegen die Anerkennung von fünf Geschlechtern vor: Neben Männer und Frauen, sollen das Fems sein (Menschen mit Hoden, xy-Chromosomen) und teilweise entwickelten weiblichen Genitalien), Herms (Menschen mit Eierstöcken und Hoden), sowie Mems (Menschen mit xx-Chromosomen und teilweise entwickelten männlichen Genitalien).⁴

Wenn Medizin und die Biologie anerkennen, dass es nicht nur Mann und Frau gibt, sondern eine Vielzahl von Varianten, kommt es darauf an, wie diese normativ gesehen werden und was sich daraus für Rechtsansprüche ergeben können. Die derzeit vorherrschende Meinung, dass die Geschlechtszugehörigkeit eines Menschen in der Bundesrepublik, auch wenn sie zweifelhaft ist, nach den Eingliederungsgesichtspunkten eingeordnet werden soll, die sich an dem »überwiegenden Geschlecht« orientieren, auf das die körperlichen Merkmale in erster Linie hinweisen,⁵ ist ein Beleg dafür, dass Geschlecht gerade keine vorwiegend medizinisch-naturwissenschaftlich bestimmte Kategorie ist.⁶ Schon die Orientierung an »körperlichen Merkmalen« ist eine Wertung, die sich eher aus sozialen Vorstellungen begründet. Auch worauf Merkmale in diesem Zusammenhang »in erster Linie« hinweisen, ist eine Frage mehr der Perspektive, als nüchterner Fakten. Vor allem aber, weshalb überhaupt angenommen wird, dass dieses Andere sich sinnvoll nicht durch die Differenz, sondern durch eine »überwiegende Identität« beschreiben lässt, ist Resultat einer Setzung, die gesellschaftlich, nicht naturwissenschaftlich motiviert ist. Man stelle sich vor, dass angenommen würde es gebe auf der Welt nur Fische und Vögel, und alle anderen Lebewesen müssten jetzt in die eine oder andere Kategorie gepresst werden, als Maßstab dafür diene, worauf die körperlichen Merkmale in erster Linie hinweisen: Ein Hase wäre dann ein Fisch, weil er überwiegend dadurch geprägt wäre, dass er nicht fliegen kann und keinen Schnabel hat; eine Katze wäre dagegen ein Vogel, weil sie auch gerne auf Bäumen sitzt und keine Vegetarierin ist. Reale Klassifikationsprobleme, die normativ gelöst werden mussten, gab es bei der Einordnung des Schnabeltiers (Ornithorhynchus anatinus): Es hat ein Fell, legt Eier, lebt im Wasser und säugt seine Kleinen. Aber: Säugtiere legen keine Eier, Vögel und Fische legen zwar Eier, haben aber kein Fell und säugen ihre Jungen nicht. Um das Schnabeltier zu klassifizieren wurde die neue Kategorie der »eierlegenden Säugtiere« (Montremata) geschaffen, zu der sonst nur noch der Ameisenigel gehört. Unabhängig von der Frage, wie sinnvoll diese Einteilung ist, wäre sie jedenfalls nicht in erster Linie naturwissenschaftlicher Art, auch wenn sie körperliche Unterscheidungsmerkmale nutzt.

In einer neuen Entscheidung, in dem Verfahren P vs. S. and Cornwall County Council (C-13/94) in dem es um die Frage ging, ob die EG Gleichbehandlungsrichtlinie 76/2007 auch auf Transsexuelle anwendbar ist, hat der Generalanwalt am Europäischen Gerichtshof in seiner Stellungnahme erklärt, dass in der heutigen Gesellschaft, in der Gebräuche und moralische An-

schauungen sich schnell verändern, den Bürgern auch ein größeres und weiterreichendes Maß an Freiheit zugestanden werden muss. Das Recht müsse dabei seine Fähigkeit erweisen, neue Situation, die durch soziale Veränderungen und neue wissenschaftliche Erkenntnisse bewirkt worden seien, zu regulieren. Als wichtiges Beispiel dafür wird die Kategorie des Geschlechts angeführt: »Es ist erforderlich die traditionellen Klassifizierungen zu verlassen und wahrzunehmen, dass es zusätzlich zur Dichotomie Mann/Frau, eine so erhebliche Bandbreite an Eigenheiten, Verhaltensweisen und Rollen gibt, die von Männern oder Frauen gibt, sodass Geschlecht selbst zutreffender als eine Art Kontinuum verstanden werden sollte.«

In den letzten Jahren ist das bis dahin so gut wie nicht öffentlich thematisierte Problem der geschlechtszuweisenden Behandlung und der öffentlichen Anerkennung von Zwittern zu einem in den Medien, aber auch im politischen Raum viel diskutierten Thema geworden. Mittlerweile gibt es auch wissenschaftliche Veröffentlichungen, die sich des Themas annehmen, und die zum Ergebnis kommen, dass die Anerkennung von Hermaphroditen rechtlich zwingend ist.⁷ Der Zwang in einem von zwei Geschlechtern zu leben, das im Falle vieler Hermaphroditen diesen sogar nur zugewiesen wurde, durchzieht den Alltag. Seinen Ausgangspunkt hat er aber bei der Geschlechtseintragung im Geburtenbuch, die aufgrund von rechtlich abgesicherter Verwaltungspraxis⁸ nur in Form der Alternative »männlich« oder »weiblich« möglich ist.

Dass ihnen verweigert wird, als das anerkannt zu werden, was sie sind, stellt einen Verstoß gegen die Menschenwürde von Hermaphroditen dar, denen damit signalisiert wird, dass ihre Existenz so wie sie ist, von Rechts wegen keine Akzeptanz erfährt. Das ist deswegen von besonderer Bedeutung, weil Geschlecht in unserer Gesellschaft als ein persönliches Wesensmerkmal verstanden wird, das besondere Bedeutung hat, weil es den Menschen als Ganzes prägt. Wenn so ein wesentliches Element des Menschseins nicht so akzeptiert wird, wie es ist, sondern nur insoweit als es einem anderen entspricht, wird damit auch eine Mißachtung der ganzen Person zum Ausdruck gebracht. Hermaphroditen werden damit prinzipiell ungleich mit anderen Menschen behandelt, deren Geschlecht, wenn es weiblich oder männlich ist, als solches anerkannt wird und Wertschätzung erfährt.

Damit wird gleichzeitig gegen das Benachteiligungsverbot aus Artikel 3 Absatz 3 GG verstoßen, das die Benachteiligung wegen seines Geschlechts verbietet.

Das Amtsgericht erwähnt in seinem Beschluss Wehrpflicht und Ehe, die eine Zuordnung des Menschen zu einem der beiden Geschlechter voraussetzen. Bei anderen, nicht erwähnten Instituten sollen ähnliche Zwänge bestehen. Darüber hinaus lässt sich sagen, dass die Anerkennung eines weiteren Geschlechts jedenfalls einen gewissen bürokratischen Aufwand mit sich brächte, wobei einige Kliniken (z.B. in Oldenburg) schon heute dazu übergegangen sind, bei der Geburt »Intersexualität« als Geschlechtsmerkmal zu erfassen.

Nun wird ist auch die Wehrpflicht bis auf weiteres suspendiert. Nicht wesentlich anders sieht es bei der

Ehe aus, die nur zwischen Mann und Frau geschlossen werden kann. Hier würde die Anerkennung eines weiteren Geschlechts zwar einen gewissen Regelungsbedarf, aber keine gravierend neue Lage schaffen. Mit der Einführung des LPartG ist die Situation weiter liberalisiert worden. Auch wenn das LPartG so formuliert ist, dass es gegenwärtig Hermaphroditen nur ausnahmsweise (wenn sie nämlich mit anderen Hermaphroditen heiraten wollten) die Möglichkeit gewährte eine Lebenspartnerschaft zu schließen ist doch der Grundgedanke, dass Paare, die keine Ehe schließen dürfen, eine andere Möglichkeit haben sollen eine rechtlich verbindliche und nach außen hin sichtbare Partnerschaft einzugehen. Dieser Grundgedanke wäre problemlos auch auf Hermaphroditen zu übertragen.

Während die rechtliche Anerkennung von Hermaphroditen als eigenem Geschlecht trotz aller guten Gründe aus angesichts des doch recht beschwerlichen Rechtsweges noch weit entfernt sein mag, ist die heute in Deutschland noch geübte Praxis der operativen Geschlechtszuweisung durch Penisamputationen, Anlegen einer Vagina oder Entfernung von Hoden bei intersexuellen Kindern schon heute rechtswidrig.

Sowohl Ärzte, als auch Eltern, die in solche Operationen einwilligen sind weder gegen Haftungsansprüche noch gegen strafrechtliche Ermittlungen abgesichert. Allein die Tatsache, dass in diesem Bereich kaum wirksam vorgegangen werden kann, bewahrt hier den Schein der Rechtssicherheit. Allerdings wäre es wünschenswert die unsichere Lage durch entsprechende Gesetzesänderungen zu klären. Im Zentrum des Interesses steht hier § 1631 c BGB, der das Sorgerecht der Eltern einschränkt und ihnen untersagt in die Sterilisation des Kindes einzuwilligen. Der Rechtsgedanke, der hinter dieser Vorschrift steht, lässt sich auch auf geschlechtszuweisende Eingriffe ausdehnen, die die Zeugungsfähigkeit nicht zerstören, die aber dem Kind eine Existenz in einem Körper aufzwingen, den zwar seine Eltern, nicht aber notwendigerweise es selbst gewollt hat. Es ist hier von einem Verbot auszugehen, den Körper ohne zwingende akute medizinische Not gravierend umzugestalten. Hier existiert außerdem ein gravierender Wertungswiderspruch zu den Normen des Transsexuellengesetzes, die recht hohe Anforderungen an den Vorlauf für eine geschlechtsumwandelnde Operation stellen. Da es sich bei den entsprechenden operativen Eingriffen auch jeweils um eine Körperverletzung handelt, ist dieses Verbot sowohl strafbewehrt, als auch Begründung für eine Schadenersatzpflichten auslösende unerlaubte Handlung.

Für die Haftung des Arztes⁹ spielt vor allem eine Rolle, ob er die Eltern eines Kindes, dem er ein Geschlecht zuzuweisen rät, tatsächlich umfassend aufgeklärt hat. Thema einer solchen Aufklärung müssten wohl neben den rein medizinischen Chancen und Risiken sowohl die ungewissen, aber eher negativen Auswirkungen solcher Operationen sein, die Existenz medizinische Leitlinien, die es insbesondere in den USA gibt und die von entsprechenden Operationen im Kleinkindalter abraten. Geht man davon aus, dass die Einwilligung der Eltern in eine solche Operation aus oben genannten Gründen unwirksam ist, führt der Arzt überdies eine Operation durch, in die nicht

wirksam eingewilligt wurde, was ihn ebenfalls in eine rechtlich riskante Lage bringt.

Diese Forderung nach Stopp der frühzeitigen geschlechtszuweisenden Eingriffe wird von Betroffenen selbst in unehmendem Ausmaß erhoben. Auch Gerichte in anderen Staaten haben sich mit dieser Problematik auseinander gesetzt. Insbesondere der Oberste Gerichtshof von Kolumbien hat in zwei Verfahren zur Zulässigkeit von geschlechtszuweisenden Operationen an Kindern eine äußerst restriktive Position vertreten. Im Zuge dieser Verfahren (Sentencia T-551/99 Bogota, Aug 2, 1999; Sentencia SU-337/99, Bogota, May 12, 1999) wurde auch anerkannt, dass Intersexuelle eine kulturelle Minderheit darstellen, die gegen Diskriminierung geschützt werden muss.

Oliver Tolmein

Oliver Tolmein ist Fachanwalt für Medizinrecht und Mitbegründer der Kanzlei Menschen und Rechte in Hamburg. Seine Spezialgebiete sind Bioethik, Medizinrecht, Strafrecht, Anti-Diskriminierungsrecht. Zusammen mit Bertram Rotermund hat er den Film »Das verordnete Geschlecht« (Hamburg 2002) gedreht.

- 1 Eine mittlerweile gängige Differenzierung bezieht sich auf das genetische, das chromosomale, das gonadale, das phänotypische innere und das phänotypische äussere, sowie das Geschlecht zu dem erzogen wird und das Geschlecht der Kindheit, sowie das der Erwachsenenzeit (Wilson/Reiner, Management of Intersex: A shifting paradigm, in: Dreger, Intersex in the Age of Ethics, University Publishing Group, Maryland 1999)
- 2 So Hiort, Androgenresistenz 2, Klinische Bilder und diagnostische Schritte, Korasion – Fachzeitung für Kinder- und Jugendgynäkologie Nr. 3/2000.
- 3 Diamond/Bleth, An Emerging Ethical and Medical Dilemma: Should Physicians Perform Sex Assignment on Infants with Ambiguous Genitalia?, Michigan Journal of Gender & Law, Volume 7 (1): 1-63, 2000. Diese Haltung prägt auch die Stellungnahme der Sexualwissenschaftler/innen Sophinette Becker, Wolfgang Berner, Martin Danneker und Hertha Richter-Appelt zur Anfrage des Bundesministeriums des Innern, (V 5a-133 115-1/1) vom 11. Dezember 2000 zur Revision des Transsexuellengesetzes. Die Sexualwissenschaftler/innen sprechen sich in ihrer Stellungnahme gegen eine Vermengung der rechtlichen Behandlung von Intersexualität und Transsexualität aus, weil es sich dabei um unterschiedliche Phänomene handele.
- 4 Fausto-Sterling, 79ff.
- 5 Vgl. Laufs/Kern; Handbuch des Arztrechts, 4. neubearbeitete Auflage, München 2010, § 128 Rn. 3.
- 6 Das meinen aber Laufs/Kern.
- 7 Vergleiche Angela Kolbe, Intersexualität, Zweigeschlechtlichkeit und Verfassungsrecht Eine interdisziplinäre Untersuchung, Baden-Baden, 2010; Konstanze Plett, Intersexuelle – gefangen zwischen Recht und Medizin, in: Koher/Pühl, Gewalt und Geschlecht, Opladen 2003, 21 ff.
- 8 § 266 DA
- 9 Zu einem zugunsten der intersexuellen Klägerin entschiedenen Haftungsfall vgl. OLG Köln, NJW-RR 2009, 960

mit butler durch entenhausen schlendern – queering the duck tales

Von Chandler Bing

Mit den »Duck Tales« zu arbeiten und über sie zu schreiben ist, da sie außerhalb von Disneyworld nur gelegentlich erscheinen dürfen, gar nicht so einfach. Die strenge Arbeit am Bild, das Aufzeigen von Gemeintem am Gegenstand, wird dadurch erschwert und so muss sich dieser Text auf einen Griff in die Trickfilmkiste verlassen, auf die Fähigkeit der Leser_in Bilder auch vor dem inneren Auge ablaufen lassen zu können. Da die bezaubernden Disneybilder wohl als [trans]kulturelle Gemeinplätze gelten dürften, ohne die hoffentlich keine Sozialisation auskommen musste, dürfte es für fast keine der Leser_innen dieser Zeitung eine Schwierigkeit sein sich vor dem Weiterlesen vorzustellen wie es aussieht, wenn sich Donald und Daisy [Duck] unterhalten.

Unter dem »queer eye«¹, bzw. der Geschlechterfolie, ist unmittelbar und unumstritten deutlich wer hier welchen Part und welche Geschlechtlichkeit übernimmt. Die Teilnehmer_innen dieser Unterhaltung sind ohne Probleme sofort als ein männlicher und eine weibliche identifizierbar. Die Geschlechtszuschreibungen vollziehen sich vor dem inneren Auge problemlos und sind in die [imaginäre] Bildproduktion elementar eingeschrieben. Grund genug sie sich genauer anzuschauen:

Was irritiert ist dabei, dass es erstmal außer der Kleidung der beiden keinerlei Anhaltspunkte zu geben scheint. Demnach das Outfit im direkten Vergleich von oben nach unten: Donald trägt wie immer seine Matrosenmütze in blau. Abseits der vielen Unbehaglichkeiten, die sich anlässlich der wochenlang einsamen Männergesellschaft auf See, in der Hetero-Welt immer wieder Platz schaffen, ist es eben doch ausschließlich eine Männergesellschaft und die Schifffahrt Frauen scheinbar so unzugänglich wie auf die Walz zu gehen. Als Gegenstück dazu ist Daisy mit einer rosa Schleife verziert und nimmt daher eher als bonbon-ig verpacktes Geschenk an der Unterhaltung teil. Dem entsprechend trägt sie ein schwarzes Oberteil mit rosa Puffärmeln, eine Mode, die, nimmt man sich die Zeit durch diverse H&Ms zu schlendern, leider immer noch nicht in den als »männlich« deklarierten Zonen der Bekleidungsboutiquen angekommen ist. Donald ist daher auch, komplementär zur Mütze, im Matrosenanzug unterwegs. Im Gegensatz zur Freizeitkleidung Daisys also immer im Blaumann und daher jederzeit zur Arbeit bereit². Einigkeit herrscht bei beiden jedoch in der konsequenten Ablehnung des Hosen- oder gar Rock-Zwangs, sodass sie gemeinsam eigentlich immer ohne Beinbekleidung auftreten. Donald ist dabei immer barfuß, Daisy trägt gelegentlich rosa Pumps.

In dieser Gegenüberstellung gibt es zwei Auffälligkeiten. Die erste ist wenig überraschend: die Codierung und Decodierung des Bildes funktioniert über klassische Parameter der heteronormativen Zweigeschlechtlichkeit³. Männlich und weiblich sind klar voneinander getrennt und zu trennen dabei auch ihre jeweiligen Bereiche zugeordnet; Donald den der Arbeit, bzw. Produktion, Daisy den davon getrennten Bereich der Freizeit, bzw. Reproduktion. Überraschender ist

eher die zweite Auffälligkeit: die fehlenden Hosen oder Röcke. Diese verweisen auf einen entscheidenden Punkt bzw. eine entscheidende Leerstelle: außer der beschriebenen Kleidung gibt es keine Geschlechtsmerkmale, weder primäre noch sekundäre⁴. Die Geschlechtlichkeit der beiden Comic-Enten wird einzig über die Zuschreibungen ihrer Kleidung produziert. In dieser alltäglichen Entenhäuser Szene ergibt die Rede von einer »natürlichen« Geschlechtsidentität also keinen Sinn mehr. Die Körper der beiden sind entkleidet ununterscheidbar und austauschbar. Es bleiben also nur noch die Zuschreibungen und Bedeutungsproduktionen der Betrachter_innen dieser Szene, die anhand der konventionellen Aufladung bestimmter Kleidungsstücke geschlechtliche Identifikationen vollziehen. Geschlechtlichkeit wird somit über kulturelle Codes und ihre Entsprechung im Lesen hergestellt.

Donald und Daisy unterscheiden sich [von charakterlichen Eigenschaften abgesehen] nur über ihre Kleidung. Verdeutlicht wird dies vielleicht, wenn die Leser_in sich die Einfachheit des cross-dressings⁵ vor Augen führt. Ein unbemerkter Klamottentausch würde das Lesen des Bildes verunmöglichen oder notwendig »falsche« Lesarten produzieren. Eine Möglichkeit übrigens, die in den Abenteuern der Ducks häufig strategisch genutzt wird und wo es oft schon reicht, wenn Donald sich ein Kleid anzieht und einen stillen Wischmopp auf den Kopf setzt um als »weiblich« irgendwo durchzukommen. Die kulturelle Herstellung der Geschlechtsidentität wird hier also radikal ausgestellt. Die scheinbare Natürlichkeit der Geschlechtlichkeit wird über die Interpretation der ausgestellten Zeichen der Kleidung produziert, erst die Bedeutungsproduktion der Leser_innen stellt somit das her, was dann als der [Ver]Kleidung vorgängig erscheint. Dabei werden gerade die Leerstellen, die diesen Prozess so offensichtlich machen, beim Lesen eben als Leerstellen übergangen – nicht aufgefüllt mit Fehlendem, sondern einfach als selbstverständlicher Bestandteil der restlichen Erscheinung in diese integriert.

put the book back in the shelf

Die Ducks illustrieren auf eher gemütliche Weise was in den letzten 20 Jahren als die Produktion und die De-Naturalisierung von Geschlechtlichkeit bekannt geworden ist. Abgesehen von Bekleidungsmechanismen und verbotener Nacktheit in unserem Alltag zwingen uns Donald und Daisy zu einer Perspektivenumkehr bei der Betrachtung von Geschlechtlichkeit, die Mehr und Anderes sichtbar macht als die ständige Reproduktion heterosexistischer Stereotypisierung.

Imaginiert sich die Leser_in menschliche Körper, in wahlloser Vielfalt und von mir aus auch unterschiedlichen Nacktheitsgraden, wird erstmal deutlich, dass der Unterschied zu den hier vorgestellten Enten die Unterschiedlichkeit ist, also die generelle Ungleichheit eines Körpers mit dem Nächsten [auch wenn grundlegende Features – Arme, Beine, Gesicht usw. – gleich sein müssen]. Wird nun die aus Entenhäusern gewonnene Perspektivenum-

kehr auf Geschlechtlichkeit ernst genommen und die vorherrschende naturwissenschaftliche Deutungshoheit⁶ ausgesetzt, kann klar werden, was die Phrase »Produktion und De-Naturalisierung von Geschlechtlichkeit« meint. Die Umkehrung der Denkgewohnheit ermöglicht zu erkennen, wie im Alltag Geschlechtlichkeit erzeugt wird; wie über die kulturell-konventionellen Zuschreibungen an bestimmte, als »natürlich«, d.h. nicht kulturell, geltende Körpermerkmale, diese als natürliche und geschlechtlich bedeutsame erst produziert werden. Analog zu Donalds Matrosenmütze, die für sich genommen einfach nur eine Kopfbedeckung ist, ist der Penis, das Y-Chromosom, der Bartwuchs o.ä. kontingentes wie arbiträres⁷ Zeichen der Männlichkeit. Es funktioniert nur als Zeichen dieser, weil ihm über die Tradierung von Wissen diese bestimmte Bedeutung, und keine andere, zugeschrieben wurde. Erst über das Lesen von z.B. Brüsten als natürliche, sekundäre Geschlechtsmerkmale der Weiblichkeit werden diese in einen Bereich der Natürlichkeit verlegt. Damit wird das Resultat dieses Prozesses als dessen Grund und Ausgangspunkt eben als natürlich vor diesen verlagert. Die Natürlichkeit erscheint also nur als der Ursprung eines Bedeutungsproduktions- und -zuschreibungsprozesses, dessen Resultat sie eigentlich ist. Die natürliche Geschlechtlichkeit über das natürliche Vorhandensein bzw. die Abwesenheit eines Penis⁸ wird somit dechiffrierbar in die kulturelle Produktion einer Bedeutung eines Körperteils, dass ohne dieses Zuschreibung keinerlei signifikante Existenz hätte. Es gibt genauso wenig Gründe dafür die rosa Schleife auf Daisys Kopf als Ausdruck ihrer natürlichen Weiblichkeit zu bestimmen, wie einen Penis als Merkmal für Männlichkeit [oder Einparkkünste] zu verwenden – beides funktioniert über die kulturelle Festlegung ihrer Bedeutung, die arbiträr und historisch wandelbar ist.

Was dabei die Welt der Ducks überschreitet, oder vielleicht sogar von dieser noch verdeutlicht wird, ist die Gewalttätigkeit dieser ständigen Operation der Produktion von Geschlechtlichkeit als Natürliche. Die ausschließliche und ausschließende Binarität der Zweigeschlechtlichkeit wird auf der einen Seite durch das völlige Fehlen von schwulen, lesbischen, queeren, transgender, o.a. Figuren verdeutlicht; in Entenhäusern sind diese einfach nicht vorgesehen und somit auch nicht [über]lebensfähig. Andererseits gibt es immer wieder die ständige und lustvoll inszenierte Einfachheit als Transe zu passen. Funktioniert also die Zweigeschlechtlichkeit in Entenhäusern ohne die Heimsuchung durch ihre verworfenen Anderen, verdeutlicht dies die Gewalttätigkeit und Unmöglichkeiten mit denen sich Menschen [und nicht Enten] konfrontiert sehen, die der heteronormativen Zweigeschlechtlichkeit nicht entsprechen. Erscheint die performative Produktion der Geschlechtlichkeit in Entenhäusern als strategisches bis lustvolles Spiel mit deren Codes, wird deutlich, dass eben dies für uns nicht gilt. Über die Umkehrung der Perspektive auf Geschlechtlichkeit wird die Produktion dieser überhaupt erst als veränderbar denkbar und erscheint damit auf dem Bildschirm politischer Kämpfe. Die Leerstelle

der Ducks, die identischen [Enten]Körper, machen so die Gewalt über und gegen menschliche Körper sichtbar, denen keine eindeutige Bedeutung zugeschrieben werden kann, oder die sich nicht vereindeutigen lassen wollen⁸. Die Leerstelle der Ducks wird somit zu dem was mehr bloßlegt als putzige Bürzel.

die welt dreht sich nicht von allein

Warum sich für sowas die »Duck Tales« anschauen? Warum nicht einfach einen, hoffentlich halbwegs verständlichen, Artikel über Ideen, Inhalte und Ziele der queer theories schreiben? Die Besonderheit an den »Duck Tales« ist, dass es sie, im Gegensatz zu queer theories, seit ca. 70 Jahren gibt. Als popkulturelles [oder gerne auch: kulturindustrielles] Produkt mit weltweitem Erfolg machen sie etwas erfahrbar, das erst 50 Jahre später theoretisch eingeholt wurde. Ist es gerade die Möglichkeit von Popkultur Stimmungen, Momente und Wünsche zu produzieren über die Mehr möglich erscheint, Erfahrungen zu ermöglichen, die unbestimmt über das Bestehende hinaus weisen, die begrifflich [noch] nicht fassbar sind. [Diedrich Diederichsen aus dem Kopf zitiert, daher ohne Gewähr]. Ein solch emphatischer Bezug auf Popkultur und ihre Produkte funktioniert selbstverständlich immer nur Eingedenk ihrer Abgründe und Unzulänglichkeiten [für die hier jetzt kein Platz sein soll], aber gerade ihre Leerstellen sind die interessantesten. Und so kann die Formulierung von den [Un]Möglichkeiten der Ducks als verspätete Fingerübung vielleicht den Fingerzeig auf solche zwischen Tanzflächen, Kinobesuchen, Demos, Fernsehenden und Supermarktbesuchen erleichtern. Oder auch nicht – »when Donald Duck never wears pant, why has he always a towel around his waist when he leaves the shower?« [Chandler Bing].

- 1 »queer« war im Englischen lange Zeit ein Schimpfwort für Homosexuelle und andere. »Perverse«, im Zuge des AIDS-Aktivismus und der Weiterentwicklung schwul-lesbischer Kämpfe und Theorien wurde es sich von den Beschimpften angeeignet und zur positiven Selbstbezeichnung umgewandelt.
- 2 Was natürlich nicht heißt, dass Donald Matrose wäre, sondern nur, dass er es immer sein könnte. Das ständi-ge Arbeiten[müssen] Donalds ist dabei auch eine Art running-gag oder roter Faden unzähliger Geschichten.
- 3 Heteronormative Zweigeschlechtlichkeit bezeichnet eine [unsere] Gesellschaftsformation in der Geschlecht nur als binäres, d.h. als ausschließlich männlich oder weiblich gedacht werden kann und Sexualität nur unter den Normen der Heterosexualität akzeptiert wird.
- 4 Das einzige »Geschlechtsmerkmal«, das als irgendwie »natürlich« oder »körperlich« gelten könnte, wären viel-leicht Daisys Wimpern. Da diese aber völlig problemlos an jedes Augenpaar geklebt werden können [oder manchmal auch einfach nur »angemalt« werden], müssen diese denke ich auch zusammen mit der Kleidung gelesen werden.

- 5 cross-dressing bezeichnet die Praktik des Geschlechtergrenzen überschreitenden Spiel mit Stilen, Codes und Gesten, das vom Verwirren dieser Grenzen bis zur vollständigen Überschreitung [das sog. »passen«] reicht.
- 6 Das die moderne Vorstellung von der natürlichen Zweigeschlechtlichkeit und Heterosexualität eine historisch spezifische ist, und in anderen Epochen eine andere war, haben verschiedene Autor_innen aufgezeigt [am prominentesten wohl Michel Foucault].
- 7 kontingent: beliebig, im Sinne von historisch zufällig; d.h. die [wissenschafts-]geschichtliche Entwicklung der Genitalien, Chromosomen, Hormone als Geschlechtsmerkmale ist zwar genealogisch erklärbar, hätte aber auch anders verlaufen können. arbiträr: sowohl willkürliche wie konventionelle Verbindung zwischen Bezeichnung und Gegenstand, bzw. Begriff und Bedeutung.
- 8 Eine Gewalt die von der operativen Vereindeutigung geschlechtlich uneindeutiger Säuglinge bis zu schiefen Blicken auf einen Damenbart reicht.



Arier@antisemitismus.de© trifft Jude™

Was Geschlecht mit Antisemitismus zu tun hat*

Von A.G.GENDER-KILLER

Der Nationalsozialismus hatte den männlichen Körper als ästhetisches Ideal gesetzt. In Abgrenzung zu allem, was nicht ›männlich‹ und damit ›weiblich‹, ›jüdisch‹ oder ›rassisch unterlegen‹ war, fungierte dieser ›schöne‹ Körper jedoch eher als nationales Symbol denn als repräsentativer Querschnitt des imaginierten ›arischen‹ Volkes.

Der ideale arische© Körper glich dabei dem Idealtypus des klassischen Griechenlands in Gestalt und ›Rasse‹. Der Filmemacherin Leni Riefenstahl oder dem Bildhauer Arno Breker fiel es zu, diesen Körper zu inszenieren: blond, blauäugig, groß und schlank mit schmalen Hüften, sportlich und glattrasiert wird hier ein ›nordischer Körper‹ herbeizitiert und eine männliche Schönheit in Szene gesetzt, die fundamental für das Rassenbild des NS war.

Doch über die ideale Körperkonstitution hinausgehend war die Vorstellung vom Arier© mit ganz bestimmten Charakteristika verbunden. Eigenschaften wie Tatkraft, Wille und Dynamik wurden in Kombination mit der dem arischen© Körper und Geist eigenen ›Reinheit‹ zu den wichtigsten Attributen ›deutscher‹ Männlichkeit.

Diese Eigenschaften wurden unter anderem vom Soldaten verkörpert. Er hatte sich von der bürgerlichen Familie und damit von jeglichen ablenkenden (und seine Männlichkeit beeinträchtigenden) Beziehungen zu Frauen und Kindern gelöst. Und was am wichtigsten war: Er verkörperte als Teil des Heeres kein einzelnes Individuum mehr, sondern war Teil der Masse, des ›germanischen Volkes‹.

Soldatentum steht hier für einen Modus von Männlichkeit, der sich durch ein bestimmtes Verhältnis zum Körper, zum Kollektiv und zu tugendhaftem Verhalten ausdrückt. Der arische© Körper, ist ein ›aufgeräumter‹ Körper. Ein Körper der nicht von Emotionen oder überhaupt jeder Art von Innerlichkeit zerrüttet, verunsichert oder aufgewühlt ist. Alles ist hier fest und hierarchisch geordnet. Arbeit, Disziplin und Gehorsam bringen diesen Körper in eine tadellose Form, die nicht zuletzt durch eine makellose Uniform nach außen hin erkennbar ist. Dieser gestählte Körper ist jedoch immer schon Teil eines größeren Zusammenhangs – dem ›Kollektivkörper Truppe‹. Beim gemeinsamen Marschieren, Formieren und Salutieren ist Einzelne immer schon mit dem Körper seines Neben-Mannes verbunden: Ihre Arme, Füße und Augen werden zur kriegerischen Einheit.

Es ist der ›deutsche Volkskörper‹, in dem sich der neue Mann des Nationalsozialismus wiederfindet: Für ihn diszipliniert er sich, kämpft und opfert er sich schlussendlich. Als Individuum existiert dieser ›deutsche© Mann‹ nicht mehr, sein Körper ist Teil und Eigentum seines ›Volkes‹ geworden. Indem er sich mit den anderen Männern kameradschaftlich zu einem Ganzen verband, wurde der Arier© nicht nur mit seiner Truppe, sondern auch mit seinem Volk eins.

Kameradschaft drückt dabei die männerbündische Struktur aus, die das Fundament des nationalsozialistischen Staates bildete. Egal ob Arbeiter, Bauer oder Soldat – Verbindungen zu anderen

(arischen©) Männern wurden über das Band der Kameradschaft geknüpft. Eine Kameradschaft, die von Isolierung und Härte geprägt ist, eine Kameradschaft in der jeder zunächst ›seinen Mann stehen‹ muss. Ist diese Männlichkeit jedoch einmal bewiesen, kommen jene Mechanismen zur Geltung, die durch Rituale der Egalität und der Hilfsbereitschaft Hierarchien, Entbehrung und Isolation zu kompensieren suchen.

Dieser Männerbund ist für den Nationalsozialismus zentral, ihm und nicht so sehr seiner Familie gehört die Loyalität und Hingabe des Ariers©. Weil die Familie aber auch im Dritten Reich noch immer ›Keimzelle des Staates‹ blieb, hatten Frauen und Kinder dem Patriarchen zu gehorchen, um ihn beim Kampf für die größere Sache nicht zu behindern.

›Frau-Sein‹, das bedeutet auch und vor allem ›Mutter-Sein‹, sich um den Fortbestand der Rasse© und die ›Reinheit des Blutes‹ zu kümmern. So wurde die arische© Frau in diesem Zusammenhang zur Kameradin des Mannes an der Heimatfront. In einer ›Geschlechterkameradschaft‹, in der die Hierarchien trotz allem klar geregelt bleiben, tritt die arische© Frau dem Arier© an die Seite, schließlich liegt in ihren Händen die Zukunft von ›Volk‹ und ›Rasse‹.

Doch auch ein anderes wichtiges soziales Verhältnis ist kameradschaftlich bestimmt: der Bezug zum ›Führer‹. So heißt es im Deutschen Wörterbuch von 1943, der ›Grundsatz der Kameradschaft [ist der], der die Gefolgschaft Adolf Hitlers im Glauben und Gehorsam zu einer verschworenen Gemeinschaft zusammenschließt.« Kameradschaft ist im NS das Paradigma von Gesellschaft, Staat und Partei.

Institutionalisierter Judenhass

Der antisemitische Konsens, dessen sich die Nationalsozialisten bedienten, hatte sich als institutionelle Struktur schon im Wilhelminischen Deutschland entwickelt. Die Nazis hatten Antisemitismus zum Programm gemacht – das konnten sie nur, weil Judenhass schon vorher tief mit der deutschen Gesellschaft verwachsen war und sich nicht nur in Vereins- und Verbandskultur, sondern vor allem auch im alltäglichen Bewusstsein und Handeln der Menschen festgesetzt hatte. Dabei wurden antisemitischen Stereotype durch unterschiedliche Vorstellungen belebt. Mit zeitspezifischen Erfordernissen wandelte sich auch die Rolle des Ressentiments immer wieder. So konnte es sowohl in Diskursen über die ›soziale Frage‹ – im Sinne einer verkürzten Kapitalismuskritik zur Identifizierung der Juden mit dem (ausbeuterischen) Finanzkapital – als auch zur Abgrenzung und Sicherung alter, moralisch-konservativer ›Werte‹ gegenüber der ›amoralischen Verruchtheit‹ der Juden™ verwendet werden.

Judenhass war zum kulturellen Code geworden, der als Bekenntnis zu einem bestimmten System von Werten, Normen und Präferenzen funktionierte, die ihrerseits von den Nazis untrennbar mit der ›germanischen Ideologie‹ und der Schaffung eines ›neuen Deutschlands‹ verknüpft wurden.

Die Bilder vom Juden™ sind dabei vielfältig: ›Viehjud‹, ›Hausierer‹, ›Wucherer‹, ›Weltverschwö-

rer‹, ›Bolschewist‹ oder ›Finanzkapitalist‹ sind unterschiedliche Stereotype, die je unterschiedliche gesellschaftliche Funktionen erfüllen. Gemeinsam ist diesen Bildern aber, dass in ihnen der Jude™ zu einer Art negativem Doppelgänger des Ariers© wird.

Der Jude™ als negativer Doppelgänger

Der religiös motivierte Antijudaismus hatte schon lange vor dem Nationalsozialismus solche Bilder kursieren lassen. Als Mädchenhändler und kranker ›Geldjud‹ taucht er in unzähligen Kontexten auf. Das trifft auch auf die jüdische™ Frau zu, die in der aktuellen Forschungsliteratur jedoch häufig unbeachtet bleibt, weil das Judentum™ meist allein mit dem Mann assoziiert wird. Fest steht, dass auch sie imaginärer Schauplatz der Auseinandersetzung antisemitischer Stereotype war. Ob als geheimnisvolle Schönheit, die Männer verführt und ins Unglück stürzt, oder als berechnendes Mannweib, das ihren Mann unterjocht – die jüdische™ Frau supplementiert die auf den jüdischen™ Mann projizierte ›Andersartigkeit‹ der Juden™. Dabei muss natürlich zwischen den Motiven hinter dem alten Judenhass und dem modernen Antisemitismus unterschieden werden. Von einer ungebrochenen Kontinuität, einem ›ewigen Judenhass‹ kann und darf angesichts der nationalsozialistischen Vernichtungslogik nicht ausgegangen werden. Die Bilder, die der traditionelle Antijudaismus formte, werden uns hier jedoch weiterhin beschäftigen – denn viele der alten Stereotype ziehen sich als Hassfiguren (mit Veränderungen) durch die Geschichte des Antisemitismus hindurch. Sie wurden im Laufe der Zeit säkularisiert, dabei wurde der Jude™ nun nicht mehr nur als religiös und ›geistig‹ anders imaginiert, sondern auch sein Körper als ›ganz anderer‹ biologisiert. Im Nationalsozialismus gipfelten diese Zuschreibungen in einer unemenschlichen und massenmörderischen ›Rassenbiologie‹.

Zeichnete sich, wie wir gesehen haben, der Arier durch Soldatentum, Kameradschaft, Willensstärke und Virilität aus, so ist der jüdische™ Mann als Gegenbild zu diesen Eigenschaften konstruiert worden: Als Soldat sei der Jude™ nicht tauglich, weil sein Körper dieser Aufgabe nicht gewachsen war. Der Jude™ als Zinswucherer, der von der Arbeit anderer lebt, sei nicht in der Lage, an seinem Körper zu arbeiten, ihn bis zur Grenze zu treiben und dadurch zu stählen. Der Jude™ sei faul, feige und schwach. Das zeige sich an seinem degenerierten, dekadenten Körper. Seine Plattfüße würden es ihm unmöglich machen zu marschieren und zu exerzieren. Sein hinkender Gang hindere ihn daran, längere Strecken zu laufen und sein schmaler Brustumfang zeuge überhaupt schon von einer un militärischen Männlichkeit.

Seine ›Perviertiertheit‹, seine Nervenschwäche und seine angeblichen ›hysterischen Anfälle‹ seien darum Zeuge seiner Entfernung vom ›Natürlichen‹, nämlich dem zur Norm gesetzten, ›reinen‹ Arier©.

All diese Stereotype konnten im jüdischen™ Körper nur verfleischt werden, in dem er zum ›Anderen‹ gemacht wurde. In seinen Geschlechtskörper wurden mit der Säkularisierung all jene Ei-

genschaften ›wissenschaftlich‹ eingekörpert, die der Arier© nicht war und die sein Männlichkeitsbild bedrohten; der Jude™ wurde so zum Gegenbild des Ariers© per se. Im Bild der jüdischen™ Männlichkeit konnte sich ein jeder noch so ›schlafe‹ deutsche Antisemit als Mann fühlen.

Dieses Bild des jüdischen™ Mannes hatte die Aufgabe, das arische© Männlichkeitsbild zu stabilisieren und die nichtjüdischen deutschen Männer kollektiv zusammen zu schweißen. Das Mittel dieser Projektion bestand darin, den jüdischen™ Körper als weiblichen zu konstruieren. Egal ob es sich um die ›weibliche Fistelstimme‹ des Juden™, seine affektive Gestik, seinen durch die Beschneidung ›beschädigten‹ Penis oder seine weiblich hysterische Art handelte, es gab kaum ein Körperteil, in dem die NS-Wissenschaft in der Folge nicht eine eigenartige ›Weiblichkeit‹ der Juden™ zu entdecken glaubte. Laut der ›Menstruatio-Vicaria‹-Hypothese, die einen Zusammenhang zwischen Nase und Genitalien herstellte, menstruierte der jüdische™ Mann sogar, sein gehäuftes Nasenbluten war eine Art Ersatzmenstruation, so das Credo der NS-Wissenschaftler.

Wir haben es bei der Konstruktion des jüdischen™ Körpers also mit einem Prozess zu tun, der sozialen Stereotypen nicht nur biologisierend mit dem Juden verbindet, sondern den jüdischen™ Körper in diesem Prozess auch als weiblichen umzucodieren versucht.

Gespaltene Bilder

Die Differenz zwischen den Rassen© wurde tief in den Körper eingeschrieben und bediente sich dabei der Sexualbilder von Männlichkeit und Weiblichkeit. Daraus ergibt sich das antisemitische Bild des ›effeminierten Juden™‹, wie es in vielen Bildern, Postkarten, Karikaturen, Legenden, Mythen, Gerüchten und anderen Diskursen zu finden ist.

Daneben existieren jedoch immer noch die Stereotype des traditionellen Judenhasses: Die Legenden vom Ritualmörder, Vergewaltiger und Mädchenhändler – die ein hypermaskulines Bild des Juden™ entwerfen – werden durch die neuen Stereotype nicht abgelöst, sondern existieren neben diesen weiter fort. Das führt zu einer paradoxen Spaltung des jüdischen™ Körpers: Er sei weiblich und männlich zu gleich.

Jedem dieser Bilder kommt jedoch seine spezifische Rolle zu. In der einen Funktion eignete sich der jüdische™ Mann dazu, das Bild des heroischen deutschen Kämpfers zu kontrastieren und seine Männlichkeit abzusichern, und in der anderen dazu, als die notwendige Bedrohung zu fungieren, unter der sich die deutsche Nation als Einheit imaginieren konnte. Die zentrale Rolle, die Geschlecht für das Funktionieren ihrer antisemitischen Logik spielt, haben sie gemeinsam.

So kommt es auf einer ›mikropolitischen Ebene‹ darauf an, diese vergeschlechtlichten antisemitischen Bilder zur Kenntnis zu nehmen und als maßgeblich verantwortlich für das alltägliche Funktionieren von Antisemitismus herauszustellen. Theorien zu Antisemitismus haben sich mit dieser Komponente bisher wenig beschäftigt, sondern

eher versucht, Motive, sozialgeschichtliche Kontexte und psychologische Erklärungen für die Entstehung des Antisemitismus zu finden. Die Kategorie Geschlecht kann mit ›universalen‹ Theorien jedoch kaum erfasst werden, denn sie kommt erst auf der Ebene von alltäglichen antisemitischen Zuschreibungen an ›konkrete Juden™‹ und ihre Körper zum Einsatz. Zu dieser alltäglichen Ebene können (und wollen) viele der herkömmlichen Theorien nicht vordringen.

Mit der Beobachtung von antisemitischen Geschlechterkonstruktionen geht es dagegen nicht um Begründungen und Erklärungsmuster, als vielmehr um die Ausdrucksmöglichkeiten, die solche Ressentiments brauchen, um sich erst entfalten und konkretisieren zu können. ›Ausdrucksmöglichkeiten‹ bedeutet jedoch nicht, dass Antisemitismus unabhängig von diesen Bildern existiert und über diese lediglich ›abgerufen‹ wird; gerade über seine konkrete Manifestation wird Antisemitismus erst zu dem Hassgefühl, das er faktisch ist. Antisemitismus ist demnach seiner alltäglichen Gestalt nicht als abstrakte Idee vorgängig, sondern immer schon ein praktisches Verhältnis. Deshalb ist es so wichtig, diese konkreten Bilder zu erkennen und in ihrem Zusammenspiel zu erfassen. In ihren Abgrenzungen zueinander konstituieren sie eine Geschlechtermatrix, die eine der Grundlagen für das Funktionieren des Antisemitismus bildet. Die Betonung liegt dabei auf dem Wort ›funktionieren‹ – Geschlecht ist nicht eine Basis für Antisemitismus, sondern für das Funktionieren des Antisemitismus.

Alte Bilder im neuen Gewand?

Der Gebrauch antisemitischer Klischees hat in den letzten Jahren in Deutschland nicht abgenommen – im Gegenteil. Antisemitische Gewalt wird weiterhin sowohl über körperliche Anschläge auf (vermeintliche) Juden™ und Jüdinnen™ ausgeübt als auch in verbalen Hetzkampagnen zum Ausdruck gebracht. Prominente Fälle wie Martin Walsers antisemitischer Roman Tod eines Kritikers und die Berichterstattung über den ehemaligen stellvertretenden Vorsitzenden des Zentralrats der Juden in Deutschland, Michel Friedmann, zeigen, dass antisemitische Geschlechterbilder dabei von Neuem an die Oberfläche treten. Wenn z. B. gern und ausführlich auf Friedmans exzessive Gestik verwiesen wird, dann kommen hier Darstellungsformen des Juden™ zum tragen, die zum Standard antisemitischer Bildproduktion im NS dienten. Und egal ob der Tagesspiegel von Friedmans ›un glaublicher sexueller Gier‹ spricht, die Satirezeitschrift Eulenspiegel ihn explizit als jüdischen Mädchenhändler kennzeichnet oder der Stern schreibt: ›Er kam ständig zu nah, fasste ständig an‹:¹ Es sind auch Geschlechterbilder und Stereotype, die hier aufgerufen werden, um den jüdischen Mann als Anderen zu markieren. Die Techniken des ›Othering‹ schöpfen im Fall Friedman aus einer langen Tradition. Ob es sich um Friedman handelt oder den ›sexuell-nersättlichen wie impotenten‹ Ehrl-König in Walsers Tod eines Kritikers, es sind Geschlechterbilder, die aktuell wieder dazu benutzt werden, den jüdischen Mann zum Anderen zu ma-

chen. Doch zum Anderen von wem? Des Ariers©? Des deutschen Mannes? Des Mannes überhaupt.

Fußnoten:

* *Unsere Überschrift enthält – angelehnt an ein Konzept von Donna Haraway – drei besondere Zeichen. Alle drei schreiben uns an einen bestimmten Punkt der Geschichte ein. Das @ gibt eine Adresse an, es zeigt uns, wo wir den ›Arier‹ zu finden haben: im deutschen Antisemitismus. Das © kennzeichnet diese Subjektposition als institutionalisierte soziale Beziehung, als eine, die nicht real existiert, die in diesem Moment der Geschichte aber überaus wirkmächtig ist. Das ™ an ›Jude‹ hebt ausdrücklich hervor, dass wir nicht über real existierende Juden und Jüdinnen sprechen, sondern über antisemitische Bilder, wie sie vom Arier© produziert und verwaltet worden sind. Jude™ ist ein Produkt, ein Vorurteil, kurz: ein Mythos – der jedoch ebenso wie der des Ariers© während des Nationalsozialismus zur Wirkmächtigkeit gelangt ist. Obwohl beide – Arier© und Jude™ – imaginäre Bilder sind, haben wir sie unterschiedlich markiert, um auf den ersten Blick schon deutlich zu machen, dass das Verhältnis real existierender Menschen zu diesen Bildern von unterschiedlicher Art war. Während das ein Bild für viele AntisemitInnen identifikatorisches Potential bot, ist das andere Bild ein Stereotyp, das Menschen ›jüdischer Herkunft‹ aufkrotyert worden ist.*

Es existieren noch ein Reihe weiterer antisemitischer Geschlechterbilder, wie z.B. Arierin™ oder Jüdin™. An dieser Stelle möchten wir uns jedoch auf die Geschlechterbilder des Ariers© und des Juden™ sowie ihr Verhältnis zueinander konzentrieren. Wir gehen davon aus, dass sich über die Analyse von Geschlechterkonstruktionen zentrale Mechanismen des Antisemitismus begreifen lassen. In ihrem Zusammenspiel sichern diese Bilder das alltägliche Funktionieren des Antisemitismus.

¹ Tagesspiegel, 22. Juni 2003, Eulenspiegel 49/2003 sowie Stern 26/2003.

Homophobie und Sexismus im Fußball

Von Jörg Meierotte

Einleitung

Wenn man an Fußball denkt, dann assoziiert man damit in den meisten Fällen den Profifußball der Männer, der in Deutschland vornehmlich Ausdruck in der Bundesliga und dem DFB-Pokal findet. Nur die Wenigsten stellen zuerst eine Verbindung zwischen dem weiblichen Geschlecht und diesem Sport her. Der Fußball ist in unserer Gesellschaft etwas Urmännliches. Bereits im Kindesalter findet eine Selektion zwischen den Geschlechtern statt, die nicht selten darin endet, dass Jungen, auch aus der Begeisterung am Sport, in Jugendmannschaften spielen. Auf der anderen Seite sind die Mädchen durch die Strukturen im Jugendfußball benachteiligt. Zum einen wird es nicht als femininer Sport verstanden, zum anderen sind die Strukturen in den Jugendabteilungen, im Besonderen innerhalb der kleinen

Vereine, auf Jungen ausgerichtet. So fehlt es vielerorts an Mannschaften für Mädchen und deren Betreuer_innen.

Bleibt man bei dem Gedanken, dass Fußball in der Gesellschaft mit Männlichkeit assoziiert wird, so stellt sich die Frage, wie sich diese Männlichkeit äußert. Spricht man von Männlichkeit, so kommen jedem verschiedene Stereotypen in den Kopf: Der Kämpfer, der Taktiker, der Aufbrausende, der Fels in der Brandung etc. Doch gibt es auch Männer, die man als Mann nicht so bezeichnen würde: Homosexuelle. Diese verweiblicht wahrgenommene Männlichkeit hat im Stadion unter den Fans und auf dem Feld als Spieler in den Augen vieler nichts verloren. In der Bundesliga spielen weit mehr als 300 Spieler und doch hat sich keiner von ihnen geoutet, auch wenn es offensichtlich ist, dass bei einer so großen Zahl von Spielern ein Prozentsatz vorhanden sein muss.

Es stellt sich aus sozialwissenschaftlicher Sicht folgende Frage: Wie ist es zu erklären, dass die Spieler sich nicht zu ihrer Homosexualität bekennen können?

Meine These ist, dass das System Fußball einen Raum starker hegemonialer Männlichkeit und Heteronormativität darstellt, in dem Weiblichkeit unterdrückt wird. Dies äußert sich in Homophobie und Sexismus. Der Erwartungsdruck an die Spieler ist so groß, dass sie sich aus Angst vor Diskriminierung nicht outen können.

Dieser Artikel teilt sich in drei Abschnitte. Zuerst wird beschrieben, wie Homophobie sich im Fußball äußert, wobei auch ein Schwerpunkt auf dem dort zelebrierten Sexismus liegt. Daraufhin werden diese Beobachtungen unter Zuhilfenahme sozialwissenschaftlicher Theorien analysiert. Dabei dient das Konzept von Robert Connell zu hegemonialer Männlichkeit als Basis. Im dritten Abschnitt wird ein Ausblick gegeben, wie die Akzeptanz Homosexueller durch Fans, Vereine, Verbände und Spieler gesteigert werden kann.

I. Homophobie und Sexismus im Männerfußball – eine Momentaufnahme

In diesem Jahr fand in Südafrika die FIFA Fußball-Weltmeisterschaft statt, die nicht nur in Deutschland zu großem Aufsehen führte. 32 Mannschaften traten an, um die Trophäe zu gewinnen. Die mehr als 400 männlichen Teilnehmer sind dabei allesamt vor allem eins: heterosexuell. Nicht einer der Sportler ist öffentlich homosexuell, obwohl man statistisch gesehen von einem Prozentsatz ausgehen muss. Es stellt sich nun also die Frage, warum sich keiner der Spieler zu seiner Sexualität bekennt. Dies ist ganz sicher auf den öffentlichen Druck auf die Spieler zurückzuführen. Dies geschieht dabei nicht nur durch die Vereine und Verbände, sondern auch durch die Mitspieler. Auf Paul Steiner, einen ehemaligen Fußballprofi des 1.FC Köln, ist folgendes Zitat zurückzuführen: »Ich kann mir nicht vorstellen, dass Schwule Fußball spielen können.« Dieses Zitat ist dabei kein Einzelfall, sondern es lassen sich mannigfaltige Beispiele für solche Aussagen von Spielern, Trainern und Funktionären finden.

Die Akzeptanz von Homosexualität bei den Spielern untereinander ist demnach fragwürdig – die Ablehnung innerhalb des Systems Fußball jedoch nicht zu übersehen. Innerhalb dieses Systems ist die zahlenmäßig größte Gruppe die der Fans. Bei dieser Gruppe gibt es eine Beschimpfungskultur, die auf dem Männerbund des Fanblocks basiert.

Betrachtet man diesen Männerbund genauer, so ergibt sich daraus, dass man einige Kriterien erfüllen muss, um als Teil dessen anerkannt zu werden. Diese sind im Besonderen Geschlecht, Ethnie und Sexualität. So kommt es, dass der gemeine Fan in Deutschland (also die Stereotype) männlich, weiß und heterosexuell ist. Weicht man von diesem »Ideal« ab, so hat man mit Diskriminierung in verschiedenen Graden zu rechnen.

Auf diese Art und Weise entsteht innerhalb des eigenen Fanblocks eine Gemeinschaft, die auch zu lokalen, regionalen und nationalen Rivalitäten führt. Beispiele sind für lokale Rivalität der Hamburger SV und der FC St. Pauli, für regionale Rivalität Borussia Dortmund und Schalke 04 und für nationale Rivalität die Mannschaft der Niederlande und die deutsche Auswahl.

So kommt es zu einer gemeinsamen Identität innerhalb des eigenen Fanblocks. Aufgrund dieser gemeinsamen Identität werden Außenstehende diskriminiert und ausgeschlossen – der Fanblock reagiert homophob, rassistisch und sexistisch. Zum Erhalt der eigenen Identität ist es für den Fanblock wichtig, sich auch gegen Fans anderer Vereine abzugrenzen. Dafür spricht man ihnen eine ähnliche Identität ab. Dies äußert sich nicht nur in Transparenten gegen die gegnerischen Fans und Spieler, sondern auch in Sprechchören. Dabei ist nicht nur die Vokabel »schwul« fester Bestandteil der Beschimpfungskultur.

Dies alles geschieht im Rahmen eigener Rituale. Dazu lassen sich mehrere Beispiele nennen: Auf der einen Seite die Unterstützung der eigenen Mannschaft durch Fangesänge wie das Singen der Vereinshymne. Auch bietet die Verortung der Fankurve eine Identifikationsmöglichkeit, wie die Südtribüne bei Borussia Dortmund oder die Nordkurve bei Schalke 04. Auf der anderen Seite die Schmähung des Gegners und

dessen Fans durch Gesänge und Pfiffe gegen deren Spieler und Funktionäre. Dies geht einher mit der dort vorherrschenden Beschimpfungskultur.

Diese Kultur basiert im Besonderen auf den dort verbreiteten Sexismus, der im nun folgenden Exkurs kurz beleuchtet werden soll.

Exkurs: Sexismus im Fußball

Zur Einführung in den Exkurs soll an dieser Stelle der Begriff »Sexismus« definiert werden. Sexismus bezeichnet die Benachteiligung und Unterdrückung von Menschen aufgrund ihres Geschlechts. Im Stadion betrifft dies aufgrund ihrer zahlenmäßigen Minderheit vor allem Frauen.

Laut der Forscherinnen Antje Hagel und Steffie Wetzel werden Frauen im Stadion auf drei Arten und Weisen diskriminiert: Offen, Versteckt und abschließend. Diese drei Arten führen dazu, dass das Fußballerlebnis für Frauen immer auch ein Angriff auf ihre geschlechtliche Identität ist. Offen geschieht dies beispielhaft durch Fangesänge, in denen entweder Frauen direkt diskriminiert werden oder Weiblichkeit in einen abwertenden und negativen Kontext benutzt wird.

Die versteckte Diskriminierung geht im Besonderen von der Industrie und dem Merchandising unter Verwendung des Prinzips »Sex sells« aus. So werden Frauen in der Werbung für die Merchandising-Artikel der Vereine als leicht bekleidete Models benutzt, um das Produkt dem Käufer näher zu bringen. Auch ist zu beobachten, dass bei Übertragungen von Spielen besonders häufig leichtbekleidete und exotische Frauen aus dem Publikum präsentiert werden.

Die zuletzt zu nennende Art ist die des Ausschlusses. So gibt es Fanclubs, in denen die Männer lieber unter sich bleiben und deshalb keine Frauen aufnehmen. Auch verweisen Hagel und Wetzel auf die im Fußball verwendeten Worte und deren Form:

»Wann immer mit oder über Fußballfans gesprochen wird, verwendet Mann wie in fast keinem anderen gesellschaftlichen Bereich die explizit männliche Form. Das Publikum wird so beispielsweise zum »12. Mann«, eine »12. Frau« ist undenkbar. Gerade was die Unterstützung der treuesten Fans angeht, kommen Frauen sowohl in der Eigendarstellung, »Wir sind alles Offenbacher/Dortmunder/Stuttgarter usw. Jungs«, als auch in der Außendarstellung überhaupt nicht vor. Gerade wenn Funktionäre in direkten Kontakt zur Fanszene treten, versuchen sie eine bodenständige Nähe zu erreichen durch die kumpelhafte Anrede »Männer«, wahlweise auch »Jungs«. Selbst ein direktes weibliches Gegenüber bei derartigen Veranstaltungen wirkt in solchen Männerbünden keine Irritation auf.«

Als Fazit lässt sich also folgendes feststellen: Sexismus ist ein Teil der Fankultur. Weiblichkeit wird sowohl offen als auch verdeckt ausgeschlossen und somit nicht als Teil der Fankultur akzeptiert. Sie wird als Kontrast zu der bei den Fans vorherrschenden Männlichkeit gesetzt. Männlichkeit wird zum Motiv von Kollektivität.

Es bleibt festzuhalten, dass das Stadion einen Raum für die unreflektierte Reproduktion von Homophobie, Sexismus (und damit einhergehend auch Heteronormativität) und alltäglichem Rassismus bietet.



PLATZ
GESPERRT



II. Sozialwissenschaftliche Theorien zur Männlichkeit

Eine der grundlegenden Theorien in diesem Forschungsbereich ist das Konzept von hegemonialer Männlichkeit von Robert Connell.

Connell beschreibt in seinem Buch »Der gemacht Mann« Männlichkeit als dynamisches Konstrukt eines sozialen Geschlechts, dass »ohne den Kontrastbegriff »Weiblichkeit« nicht existiert. Connell gibt dazu folgende Definition an:

»Männlichkeit« ist – soweit man diesen Begriff in Kürze überhaupt definieren kann – eine Position im Geschlechterverhältnis; die Praktiken, durch die Männer und Frauen diese Position einnehmen, und die Auswirkungen dieser Praktiken auf die körperliche Erfahrung, auf Persönlichkeit und Kultur.«

Diese Position ist eine dynamische, da die Struktur, in der sie eingebettet ist, brüchig ist und sich verändert. Soziales Geschlecht ist dabei auch immer in einem Kontext mit Ethnie und gesellschaftlichem Stand zu analysieren. Deshalb spricht Connell bei sozialem Geschlecht von einer vielschichtigen, inneren Struktur, die ein mindestens dreistufiges Modell zur Darstellung benötigt. Diese Stufen bestehen aus Machtbeziehungen, Produktionsbeziehungen und einer emotionalen Bindungsstruktur.

Dies führt dazu, dass wir von verschiedenen Männlichkeiten inner- und außerhalb verschiedener Kulturen oder Klassen ausgeben müssen. Diese Männlichkeiten stehen innerhalb ihrer Bezugssysteme in verschiedenen Beziehungen. Connell geht dabei auf vier verschiedene Formen ein: Hegemonie, Unterordnung, Komplizenschaft und Marginalisierung.

Unter Hegemonie versteht Connell, ganz nach dem Vorbild Gramscis, eine Dynamik innerhalb der Gesellschaft, die einer Gruppe eine Führungsposition innerhalb dieser Gesellschaft einräumt und aufrechterhält. Im Bezug auf Männlichkeit sagt er dazu:

»Hegemoniale Männlichkeit kann man als jene Konfiguration geschlechtsbezogener Praxis definieren, welche die momentane akzeptierte Antwort auf das Legitimitätsproblem des Patriarchats verkörpert und die Dominanz der Männer sowie die Unterordnung der Frauen gewährleistet (oder gewährleisten soll).«

Diese Hegemonie sichert einem bestimmten Männlichkeitsbild in den westlichen Kulturen eine Vormachtstellung.

Auf Basis des Konzepts hegemonialer Männlichkeit definiert Connell die restlichen drei Begriffe.

Als untergeordnete Männlichkeit versteht er alles, was sich dem Gegenteil von männlich, also dem weiblichen nähert (und damit unmännlich ist). Dies betrifft vor allem die Dominanz Heterosexueller gegenüber schwulen Männern. Die von dieser Seite ausgehende Diskriminierung greift in sämtliche Bereiche des Lebens des Homosexuellen ein, da er am untersten »Ende der männlichen Geschlechterhierarchie« steht. Dies führe auch zu Homophobie, einer Angst vor Homosexuellen. Ein Großteil der heterosexuellen Männer vermeidet Kontakt zu Homosexuellen, da sie Angst vor einer gesellschaftlichen Abwertung der eigenen Position

und Person haben.

Da die hegemoniale Männlichkeit sehr viele Kriterien hat, ist es nicht jedem Mann möglich, diese zu erfüllen. Deshalb entsteht eine Gruppe, die dieses Ideal von Männlichkeit unterstützt, ohne es selbst erfüllen zu können. Sie können durch die Unterdrückung von Weiblichkeit einen Vorteil für sich aus dieser Struktur ziehen. Connell spricht in diesem Fall von der Komplizenschaft zur hegemonialen Männlichkeit, die durch die patriarchale Dividende, »dem allgemeinen Vorteil, der den Männern aus der Unterdrückung der Frauen erwächst«, entlohnt wird.

Zuletzt spricht Connell von marginalisierter Männlichkeit. Diese steht in Verbindung mit den in dieser Arbeit schon öfters erwähnten Beziehungen von untergeordneten und dominanten ethnischen Gruppen und Klassen und in diesem Fall insbesondere deren Männlichkeiten. Das klassische Beispiel ist dabei der Unterschied zwischen weißer und schwarzer Männlichkeit in den Vereinigten Staaten. Bezieht man diesen theoretischen Rahmen von Connell nun auf den männlichen Profifußball und den dort vorherrschenden Sexismus und die homophobe Einstellung des Fanblocks, dann wird dort eine eindeutig hegemoniale Männlichkeit vertreten – unabhängig davon, ob sie nun von wirklich hegemonialen Männern vertreten oder nur durch die Komplizenschaft getragen wird.

Deutlich machen kann man dies auch im Bezug auf den männlichen Körper. Betrachtet man den Fußball als Mannschafts- und Kampfsport, so ergibt sich, dass der Männerkörper einen hohen Stellenwert einnimmt. Im Sport muss der Körper eine funktionierende Einheit sein. Connell beschreibt dies mit einer Metapher, in der der Körper eine Maschine ist. Dies erhöht auch den Druck auf die Spieler, die diesem Körperbild entsprechen müssen, nicht nur, um überhaupt körperlich mit ihren Mitspielern mitzuhalten, sondern auch, um einem Ideal zu entsprechen.

Der Fan auf der anderen Seite muss selbst diesem Ideal nicht entsprechen, fordert es aber von den Spielern ein. Durch Heteronormativität wird eine klare Abtrennung von männlichen und weiblichen Körpern notwendig. Der Spieler muss heterosexuell sein und einen eindeutig männlichen Körper haben, um von den Fans akzeptiert zu werden. Da, wie bereits erwähnt, Teile der Fans diesem Ideal nicht entsprechen, ist bei ihnen zum Großteil von der Komplizenschaft zu sprechen.

Diese Komplizenschaft fördert im äußersten Maße die vorherrschende Männlichkeit. Alle in diesem Raum involvierten nicht ungeordneten oder marginalisierten Männer haben das Interesse, dass man ihnen den Status als »Mann« nicht abspricht und sich ganz klar von dem Gegenteil, der Frau, abzugrenzen. Dies geht somit auch einher mit der Abgrenzung zu untergeordneter Männlichkeit, dem Homosexuellen.

In eine ähnliche Richtung geht ein weiteres Phänomen. Betrachtet man das Ritual eines Torjubels, so werden zwischen den Spieler Zärtlichkeiten wie Umarmungen und Küsschen ausgetauscht, um der Freude über den erzielten Punkt Ausdruck

zu verleihen. Doch sind sie nur als Ausdruck eines homosozialen Begehrens zu verstehen und nicht eines körperlichen. Andreas Kraß beschreibt diesen Binarismus in seinem Text »Der heteronormative Mythos« folgendermaßen:

»Denn diese Form der Homophobie fungiert als jener Keil, der das Kontinuum des männlich-homosozialen Begehrens aufbricht. Zugespitzt formuliert, steht auf der einen Seite – als empathisches Wunschbild des homosozialen Begehrens – die Männerfreundschaft, auf der anderen Seite – als homophobes Zerrbild des homosozialen Begehrens – die männliche Homosexualität. Dieser Binarismus wird mit der Opposition von Körper und Seele verknüpft: Während die Männerfreundschaft als seelische Verbindung aufgefasst wird, die das körperliche Begehren ausschließt, wird die männliche Homosexualität als körperliche Verbindung vorgestellt, die wiederum die Seele ausschließt, der also das Potenzial einer Liebe im ganzheitlichen Sinne, wie sie im heterosexuellen Konzept der romantischen Liebe selbstverständlich ist, abgesprochen wird.«

Die Männerfreundschaft kann als Grundlage des Teamgeistes und des Zusammenhaltes nicht nur in einer Mannschaft, sondern auch unter den Fans verstanden werden. Nimmt man die Aussage von Kraß als Grundlage, so würde ein Homosexueller in einer solchen Mannschaft auf Ablehnung stoßen. Aufgrund seiner Sexualität ist in den Augen der Mitspieler und Fans der Ausschluss des körperlichen Begehrens nicht gegeben. Somit fehlt eine, nur auf der Seele basierende, Zugehörigkeit. Dieser Spieler müsste um seine Akzeptanz in der Mannschaft und im Verein fürchten, was ihm die Grundlage für das Spiel und damit als Profisportler seiner Existenz beraubt.

III. Ausblick und Lösungsansätze

Wie dargelegt wurde finden sich homosexuelle Fans und Spieler in einem sich reproduzierenden System wieder, dass sie nachhaltig diskriminiert. Homosexuelle Fußballfans müssen mit damit leben, dass sich ihre Begeisterung für Fußball und ihre sexuelle Identität nicht miteinander vereinen lassen. Homosexuelle Spieler leben in einer dauerhaften Angst, dass sie aufgrund ihrer Sexualität von Fans, der Mannschaft und dem Verein abgelehnt werden. Das Outing kommt einer Vernichtung der Existenzgrundlage gleich.

Wie kann man also diesen Kreis durchbrechen und die Diskriminierung innerhalb des Stadions zumindest teilweise beseitigen?

Dies ist nur möglich, indem man ein Bewusstsein für die Probleme dieser Spieler und Fans schafft. Einen guten Anfang machen dabei schwullesbische Fanclubs. Der Fanclub Hertha-Junxx, welcher 2001 gegründet wurde, ist dabei als Vorreiter zu nennen. Sie sprechen über ihre Problematiken innerhalb des Blocks und in den Stadionzeitungen und schaffen so auf eine offensive Art und Weise ein Bewusstsein bei anderen Fans.

Auch ein Coming Out eines Profispielers könnte eine Welle auslösen, die zu mehr Akzeptanz führt. Jedoch wird bei diesem Spieler der öffentliche Druck enorm sein. Nicht nur die Reaktionen der Mitspieler und des Vereins sind nicht vorherzusagen, auch wird ein immenses öffentliches Interesse in Gestalt der Medien auf ihm lasten. Es empfiehlt sich deshalb, dass sich mehrere Spieler zeitgleich outen, um diesen Druck auf mehrere Schultern aufzuteilen. Trotzdem würden in diesem Fall die Reaktionen ungewiss sein und im schlimmsten Falle zur Ablehnung dieser Spieler durch das gesamte System Fußball kommen.

Fazit

Zum Abschluss dieser Hausarbeit soll an dieser Stelle zusammengefasst der Verlauf und die Erkenntnisse geschildert und auf die in der Einleitung formulierte These angewandt werden.

Die Unterdrückung und Ausgrenzung von Weiblichkeit schafft im Fußball eine gemeinsame, männliche Identität. Bezieht man dies auf das Konzept von Robert Connell zur hegemonialen Männlichkeit, so erkennt man, dass Homosexuelle eine untergeordnete Männlichkeit darstellen. Homophobie und Sexismus treten zeitgleich und stark miteinander verbunden auf. Gestützt wird dieses System im Besonderen von der großen Anzahl Fans, die zum größten Teil der Komplizenschaft zuzurechnen sind.

Homosexuelle finden sich im System Fußball wieder, welches sie diskriminiert.

Homosexuelle Spieler leiden unter einem Druck, der ihnen ein Doppelleben aufzwingt und die mit einer dauerhaften Angst leben lässt, dass sie um ihre Existenzgrundlage fürchten müssen. Dies ist der Grund der dafür, dass sich kein Spieler in der Bundesliga bisher geoutet hat.

Man kann festhalten, dass Fußball einen Raum starker hegemonialer Männlichkeit und Heteronormativität darstellt, in dem Weiblichkeit unterdrückt wird. Dies äußert sich in Homophobie und Sexismus. Der Erwartungsdruck an die Spieler ist so groß, dass sie sich aus Angst vor Diskriminierung nicht outen können.

Es lässt sich also sagen, dass die zu Beginn des Artikels aufgestellte Behauptung bestätigt werden kann.

Literaturtipps

Robert Connell – Der gemachte Mann. Gerd Dembowski & Jürgen Scheidle – Tatort Stadion: Rassismus, Antisemitismus und Sexismus im Fußball.

Mechthild Bereswill, Michael Meuser & Sylka Scholz – Doimension der Kategorie Geschlecht: Der Fall Männlichkeit

Auswirkungen der neoliberalen Umstrukturierung der Hochschule auf die Form der Wissenschaft

Von Emanuel Kapfinger

Wie Wissenschaft funktioniert ist durch ihre gesellschaftlichen Verhältnissen bedingt. Die Wissenschaft erhält dadurch, vor allem durch die institutionelle Struktur der Hochschule, eine besondere Form: Sie wird deformiert. Allerdings führt die akademische Form nicht erst seit den neoliberalen Umstrukturierungen zu einer Deformation der Wissenschaft, sie ist eher als Steigerung des Zwangs zu begreifen; und selbst der Reaktionär Heidegger kritisiert den Wissenschaftsbetrieb, und das vor aller vermeintlich erst beginnenden Ökonomisierung¹. Zu den bestimmenden Strukturen an der Hochschule gehören etwa die grundsätzliche Hierarchie, die Abgrenzung des akademischen Kreises von einem populären, innerakademische Konkurrenz, der es letztlich eher um Bekanntheit, Prestige und Karriere als um Wissenschaft geht – Konkurrenz: sei es zwischen Hochschulen, Fächern, Lehrstühlen oder Individuen. Unabhängig von der Hochschulstruktur ist aber die Form der Wissenschaft in der bürgerlichen Gesellschaft als solche zu kritisieren²; die Grundbestimmung bürgerlicher Wissenschaft ist dabei, wie es etwa Marx in seinen Frühschriften oder sehr konzentriert Horkheimer in seinem Aufsatz »Traditionelle und kritische Theorie« zeigt, die Trennung der Wissenschaft von den produktiven Tätigkeiten in der Gesellschaft.

Zu den gesellschaftlichen Determinanten von Wissenschaft gehört aber auch der allgemeine Zustand der Kultur, etwa wie bedeutsam geisteswissenschaftliches Denken insgesamt ist, wie es mit der Möglichkeit von und dem Bedürfnis nach Kritik steht oder auch wie groß Unterhaltungsbedürfnisse sind, die eben auch von Wissenschaft befriedigt werden.

Obwohl mit der Analyse aller dieser Strukturen jede einzelne wie die Gesellschaftsform selbst zu kritisieren sind, beschränke ich mich hier auf diejenigen gesellschaftlichen Bedingungen, die momentan politisch aktuell und auch »realpolitisch« zu bekämpfen sind, also auf die neoliberalen Umstrukturierungen.

Wie sind diese beschaffen und welche Wirkung haben sie auf die Wissenschaft?

Es handelt sich hier in erster Linie um Anforderungen an die einzelnen Wissenschaftler/innen, von denen in letzter Instanz ihre materielle Sicherung bzw. ihre materiellen Interessen abhängig sind, etwa die Sicherung einer Existenz als Wissenschaftler oder das Erreichen einer sicheren Stelle. Von daher müssen die Bedingungen außerhalb der Hochschule immer mitgedacht werden, das heißt konkret der zunehmend unsichere Arbeitsmarkt für geisteswissenschaftliche Akademiker außerhalb der Hochschule und die immer prekärer werdenden sozialen Absicherungen. Erst auf dieser Basis entfalten die folgenden Anforderungen ihre Wirkung.

• Prekarisierung von wissenschaftlichen Stellen (Befristung und Verlängerung von Verträgen, maximale Anzahl von Verlängerungen, bloße Projektstellen). Parallel werden immer mehr akademische Stellen gestrichen, so dass sich die

Konkurrenz um sie immer mehr verstärkt. Beides zusammen zwingt die Beschäftigten zur Anpassung an Erwartungen, wollen sie weiter beschäftigt werden.

• Hohe Abhängigkeit von der Finanzierung durch Drittmittel (Staat, Wirtschaft, private Stiftungen, externe Institute, Forschungsverbände). Die Abhängigkeit entsteht durch eine immer geringere Grundfinanzierung der Hochschulen, gleichzeitig steht man in Konkurrenz zu anderen Antragstellern. Es entsteht daher ein hoher Druck, den wissenschaftsexternen Interessen der Geldgeber zu entsprechen.

• Messkriterien für wissenschaftliche Qualität. Für die Einwerbung von Drittmittel wie für die Sicherung des eigenen Fortkommens im akademischen Betrieb steht man unter dem permanenten Druck, seinen wissenschaftlichen Rang durch die Erfüllung fragwürdiger Messkriterien zu beweisen und zu steigern. Hier sind zu nennen die Anzahl der Publikationen, der Vorträge, der Rufe auf Professuren (Zweit-/Drittplatzierung), der Zitationen in den Publikationen anderer, der organisierten Konferenzen. Der Zitationsindex etwa zwingt dazu, sich stets aktuellen Forschungsfeldern anzuschließen und Aufsätze so zu schreiben, dass sie leicht und schnell gelesen, verarbeitet und zitiert werden können.

Konsequenzen für die wissenschaftliche Arbeit

Das wissenschaftliche Arbeiten selbst ist den letztgenannten Maßstäben unterworfen. Das zeitigt zwei miteinander zusammenhängende Konsequenzen:

Zum einen entsteht ein immenser Zeit- und Produktivitätsdruck. Raum für eigenständiges Aufarbeiten unbeforschter Felder, die sehr komplizierte Fragestellungen aufwerfen, lässt das kaum. Man muss ständig in der Form veröffentlichbarer Materials arbeiten, ohne aus einem erarbeiteten Wissensfundus heraus Texte schreiben zu können. Eine freie geistige Arbeit, die sich in unerforschten Gebiet wagt, über Fragen mit unsicherem Ergebnis nachdenkt und auch mal falsche Erkenntnisse eingesteht, ist so nicht mehr möglich. Statt der Anstrengung des Begriffs und der mühsamen, zeitraubenden Arbeit an einem Gedanken herrschen Methoden schneller Produktion, also letztlich immer das Aufwärmen des Immergleichen.

Sehr gut beobachtbar ist das an den Formen des akademischen Austausches, wie sie auf Konferenzen oder in Zeitschriften zugegen sind. Sie geraten immer mehr zu einer reinen Zirkulation ohne Inhalt – es gibt kaum mehr etwas zu sagen, was nicht ohnehin schon hundertfach gesagt wurde. Kommt einmal eine neue Idee auf, dann wird sie sofort zum Anlass für eine neue Flut von Schriften, die letztlich nur die Idee wiederholen.

Zweitens entsteht eine ganz eigenartige Logik der Forschung. Durch die Notwendigkeit, sich ständig wissenschaftlich aufeinander zu beziehen sowie durch die institutionellen Zusammenhänge (Lehrstühle, Forschungsinstitute) findet Forschung nur mehr in offiziellen Forschungsprogrammen oder in

fest umrissenen Forschungsfeldern statt. Aufgrund der oben geschilderten Zwänge ist die Unterordnung unter diese bestehenden Forschungsfelder ausweglos. In diesen ist Forschungsperspektive, Frageinteresse und Begrifflichkeit bereits vorgegeben, man hat sie hinzunehmen und als bloßes ausführendes Organ zu fungieren. Vollzug einer Kritik an diesen Voraussetzungen wäre gleichbedeutend mit dem Aufgeben des Arbeitsplatzes. Es ist dies keineswegs ein erst durch die neoliberale Hochschule entstehender Zwang, aber durch sie wird die Hierarchie und die Unterordnung nochmal gesteigert.

Hiermit sind Mechanismen und Zwänge beschrieben, die in kommerziellen Forschungseinrichtungen schon lange bestehen. Gerade die empirische Sozialforschung, wie sie in den 40er Jahren in den USA entstanden ist, und die auf Auftragsarbeit basiert, stand unter ihnen und führte zu entsprechenden Erkenntnismustern. Nicht zufällig passt Adornos Positivismuskritik³, obschon vor mittlerweile über einem halben Jahrhundert formuliert, so gut zur gegenwärtigen Wissenschaft. Die Naturwissenschaften traf diese Ökonomisierung natürlich schon viel früher, und entsprechend bezog sich die positivistische Philosophie dieser Zeit (wie auch heute) vor allem auf sie.

Praxisbezug

Der Zeit- und Produktivitätsdruck und die Äußerlichkeit des Forschungsfeld trennen das Denken vom Subjekt und seiner Praxis ab. Es wird zu einem außerindividuellen Forschen, das im mechanischen Abarbeiten von Aufgaben besteht und von eigenen Erkenntnisinteressen, von der Praxis und der eigenen Erfahrung abgetrennt ist. Unmöglich wird so ein realer Bezug zu den Gegenständen, die sich als Fragestellungen tatsächlich aus einem Lebensvollzug ergeben könnten. Es kann daher subjektiv nie um Wahrheit gehen, sondern immer nur um die Fortführung und Anreicherung schon bestehender Positionen. Ein Urteil, also die Prüfung einer Erkenntnis, Entscheidung über Wahrheit ist angesichts des Zeitdrucks unmöglich, abgesehen davon, dass ein vom eigenen Team abweichendes Urteil (außer es bleibt bloßer meinender Zweifel) unweigerlich zur Nichtverlängerung des Vertrages führen würde. Wahrheit wird in sich beliebig.

So entsteht eine neumodische Verteilung von Subjektivität und Objektivität. Letztere ist durch das Forschungsfeld definiert und unhinterfragbar. Auf der anderen Seite steht die sogenannte wissenschaftliche Urteilsbildung, die in einer Wahl einer der Positionen besteht, aber immer ins Subjektive verwiesen ist, also schon von vornherein zu einer bloßen Meinung degradiert ist, die ganz genauso auch anders aussehen könnte. Geisteswissenschaft heißt hier nicht mehr Urteilsbildung aufgrund einer stringenten Argumentation, sondern Entscheidung nach Geschmack und Gefallen. (Die Naturwissenschaften funktionieren an dieser Stelle nur bedingt so, da sie die Empirie als vorrangiges Kriterium haben.)

Weil außerdem die Trennung von der Praxis, wie sie in bürgerlicher Wissenschaft schon immer

gegeben war, mit dem Druck der Ökonomisierung potenziert wird, kann die Wissenschaft für die Menschen selbst bloß mehr abstrakte Tätigkeit sein. Die Wissenschaftler können für ihr Denken weniger denn je von Wahrnehmungen, Phänomenanalysen, eigenen Erfahrungen, eigenem Interesse ausgehen, und müssen immer abstrakter am Begriff operieren, so dass Wahrheit zunehmend eine abstrakte begriffliche Beziehung ist, und immer weniger im Lebensvollzug Sinn macht und darin auch verständlich ist. Die Wissenschaft ändert sich entsprechend, aus Wissen wird Information, aus Erfahrung Daten, aus Begriffen Schemata und aus Theorien Zeichensysteme.

Es kommt daher zu einer Verselbständigung von Wissenschaft gegen die Praxis und ihre Erfahrungs- und Handlungszusammenhänge. Da sich Wissenschaft daher nicht mehr auf die Praxis bezieht, andererseits nur durch sie Erkenntnisinteresse gewinnt und nur in ihr Beweise führen kann, ist ihr Bezug nur mehr ein abstrakter. Es entsteht eine brutale Unmittelbarkeit des Praxisbezugs, ein völlig stumpfer Sinn von Wahrheit und Fragestellungen: Nackte Empirie auf der einen Seite, vor allem in den Natur- und Sozialwissenschaften, als letztgültige Form des Beweises und als Erkenntnisinteresse der pure ökonomische oder politische Nutzen; auf der anderen Seite, nun bei den Geisteswissenschaften, die ästhetische Bewertung: Wie sich eine Wahrheit anfühlt als auch eine Form des »Beweises«, und wie unterhaltsam ein Thema ist zur Begründung von Fragestellungen. Das heißt für den Beweis, er wird entweder durch die reine Objektivität oder die reine Subjektivität geleistet, aber in keinem Fall durch ein Subjekt, das sich in seinem Urteil selbst objektiv wird, was, wie bereits beschrieben, im Druck des modernen Wissenschaftsbetriebs eben auch ein Ding der Unmöglichkeit ist.

Ökonomisierung und Gesellschaftskritik

Entsprechende Schlüsse lassen sich aus dieser Verselbständigung der Wissenschaft auf gesellschaftskritisches Denken und das politische Selbstverständnis ziehen. Die gegenwärtigen Wissenschaft ist nicht deswegen nicht gesellschaftskritisch, weil sie von Geldquellen abhängt, sondern die Unmöglichkeit von Gesellschaftskritik steckt schon in der mechanischen Art des Denkens, in der bloßen Reproduktion von Wahrheiten, im geschilderten Erkenntnisinteresse. Gesellschaftskritik muss sich praktisch auf die Welt beziehen und ist aufwendige Arbeit. Der abstrakte, von Praxis getrennte Begriff der gegenwärtigen Wissenschaft kann den Verhältnissen gar nicht widersprechen, und mittels Empirie und Geschmack lässt sich eben kein Beweis für kritische Erkenntnis führen.

¹ Vgl. etwa Martin Heidegger, *Über den Humanismus*, Vittorio Klostermann, Frankfurt a. M. 2010 (1. Aufl.: 1949), S. 9.

² Vgl. Thomas Sablowski/Emanuel Kapfinger, *Bildung und Wissenschaft im Kapitalismus*, in: Horst, J.-C. et al. (Hrsg.), *Was passiert? Stellungnahmen zur Lage der Universität*, diaphanes Verlag, Berlin 2010.

³ Etwa: Theodor W. Adorno, *Der Positivismusstreit in der deutschen Soziologie*, Luchterhand, Darmstadt und Neuwied 1969.

It's junkie business

Von Armin Bernsee

Öl und andere fossile Energieträger wie Kohle oder Erdgas haben maßgeblich zur wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Entwicklung unserer Zivilisation beigetragen. Ein Barrel Öl ersetzt nach landläufigen Rechnungen 25.000 menschl. Arbeitsstunden. Mithilfe des Öls haben wir es geschafft Megastädte wie New York zu errichten, sind zum Mond geflogen und schaffen es mehr als genug Nahrung herzustellen. Wir haben es aber auch geschafft den Regenwald in großen Flächen zu roden, mit Ölkatastrophen ganze Ökosysteme zu zerstören oder mindestens nachhaltig zu schädigen und wir haben es geschafft den Treibhauseffekt zu verstärken und somit das Klima und die Welt ins Wanken gebracht. Öl ist und war der Motor unseres täglichen Lebens. Ein Leben ohne Öl ist heutzutage fast nicht denkbar. Ohne Öl hätte ich diesen Text an meinem Laptop wahrscheinlich gar nicht schreiben können und ihr hättet ihn nicht im Internet lesen können. Wir sind wahre Öl-Junkies. Täglich verbrauchen wir in Deutschland durchschnittlich 4 Liter pro Person von diesem schwarzen Gold. Gleichzeitig benutzen wir noch weitere fossile Brennstoffe wie Kohle oder Erdgas. Der Ausstoß von klimaschädlichen Gasen ist immens. Pro Kopf stoßen wir ca. 10 Tonnen CO2 im Jahr aus.

Warum ein weiter so nicht geht

Ein weiter so geht aus mindestens zweierlei Hinsicht nicht mehr. Einerseits haben wir mit dem enormen Verbrauch von fossilen Energieträgern besonders in den Industrienationen den Klimawandel maßgeblich vorangetrieben. Mittlerweile wurde auch politisch erkannt, dass wenn wir nicht innerhalb der nächsten Jahre den Ausstoß von Kohlenstoffdioxid und anderen Klimagasen massiv senken, die Menschheit vor riesigen globalen Problemen stehen wird. Heute schon häufen sich Wetterextreme, die Polkappen schmelzen und das Ökosystem verändert sich Klimabedingt. Der menschengemachte Klimawandel ist längst nicht mehr zu leugnen.

Andererseits stehen wir mitten vor dem Problem des Peak Oil. Der Peak Oil bedeutet, dass das Ölfördermaximum erreicht ist, also der Punkt, an dem nicht mehr Öl gefördert werden kann, aber immer mehr nachgefragt wird. In Deutschland, den USA und einigen anderen Ländern ist der Peak Oil schon längst überschritten. Andere Länder wie Norwegen, Kuwait oder Saudi Arabien haben ihr Ölfördermaximum erst vor kurzem erreicht.

Seit 1859 die erste Ölquelle entdeckt wurde ist der Preis für ein Barrel Öl (159 Liter) in den letzten Jahren explodiert. 1958 kostete ein Barrel noch 2 Dollar, mittlerweile liegt der Preis bei 100 Dollar. Das hat maßgeblich mit der schwindenden Verfügbarkeit von Öl zu tun. Trotz des hohen Preises hat sich die weltweite Ölförderung seit 2005 auf 84-85 Millionen Barrel pro Tag eingependelt. Die Weltwirtschaft verlangt aber immer mehr Öl für mehr Wachstum. Dass die Förderländer die stark wachsende Nachfrage, besonders verstärkt durch den Boom von Schwellenländer wie China oder Indien, nicht befriedigen können weist daraufhin,

dass geologische Grenzen bei der Ölförderung erreicht sind.

Seit 1965 werden nur noch kleinere Ölvorkommen als davor erschlossen. 1981 lag der Verbrauch erstmals über der Rate der Neuentdeckungen von Ölfeldern. Deshalb wird mittlerweile verstärkt auf die Förderung von unkonventionellem Öl gesetzt, also Öl aus sehr schwer oder sehr teuer erschließbaren Quellen, doch dessen Förderung ist teuer und birgt vor allem riesige ökologische Risiken. Zum Beispiel bei der Förderung von Öl aus der Tiefsee. Das Beispiel der Deepwater Horizon zeigte uns wie gefährlich und unkontrollierbar dieses Verfahren ist. Auch durch die Förderung von Ölsanden wird die Umwelt massiv zerstört. Dieses Verfahren verbraucht enorm viel Wasser da das Öl aus dem Sand »heraus gewaschen« wird, außerdem wird die Landschaft durch den Tagebau extrem zerstört und die Rückstände verseuchen Flüsse und Seen.

Es deutet also viel daraufhin, dass in Zukunft nicht mehr genug Öl im Vergleich zur Nachfrage vorhanden sein wird um die Nachfrage zu decken. Dass es den Peak Oil gibt wird mittlerweile so gut wie nicht mehr geleugnet. Die US-Air Force beginnt aus diesem Grund ihre Treibstoffversorgung auf regenerative Treibstoffe umzustellen, auch die Bundeswehr hat vor kurzem in ihrer Studie »Streitkräfte, Fähigkeiten und Technologien im 21. Jahrhundert« eine Einschätzung zum Peak Oil herausgebracht. Darin kommt sie zu dem Schluss, dass der Peak Oil ein »systematisches Risiko« darstellt, da 95% aller Industrieprodukte von der Verfügbarkeit von Öl abhängen. Wann der weltweite Peak Oil erreicht ist, ist noch unklar. Expert_innen gehen davon aus, dass wir entweder den Peak Oil erreicht haben, oder spätestens 2020 erreichen werden. Selbst die Internationale Energieagentur hat ihre Prognose von nicht vor 2030 auf 2020 reduziert. Das Problem ist also akut.

Warum dann nicht auf Atom- oder Kohlekraft setzen?

Uran und Kohle gelten als alternative Energieträger zum Öl, doch auch sie sind endlich. Es wird davon ausgegangen, dass die Uranvorräte in ca. 60 Jahren zur Neige gegangen sein werden. Wir sind zweifellos von der Verfügbarkeit und Förderbarkeit der endlichen Rohstoffe abhängig. Teilweise befürchten Expert_innen mittlerweile den Peak Everything, also das wir die Höchstfördermenge fast aller endlichen Rohstoffe bald erreicht haben. Dies ist in dieser Geschwindigkeit nur durch unsere verschwenderische Lebensweise und unser ressourcen intensives Wirtschaften zu erklären. Dass Atomkraft eine extrem unsichere Technologie ist, ist abgesehen von der Atomlobby unbestritten. Die Katastrophe von Tschernobyl hat uns gezeigt wie unkontrollierbar Atomkraft ist. Die Frage des wohin mit dem strahlenden Müll ist weiterhin nicht geklärt. Durch seine langen Halbwertszeiten belastet Atommüll die Zukunft nachfolgender Generationen. Nachhaltig ist auch Kohlekraft nicht. Kohlekraftwerke stoßen große Mengen an CO2 aus und sind somit massiv für den menschengemachten Klimawandel verantwortlich. Auch Kohle ist wie schon erwähnt ein endlicher Rohstoff.

Was hat der Peak Oil jetzt mit dem Klimawandel zu tun?

Peak Oil und der Klimawandel sind die Herausforderungen die die gesamte Menschheit bewältigen muss. Beide Phänomene bedürfen eine radikale Änderung unseres Lebensstils und unseres wirtschaftens. Hin zu weniger Verbrauch von natürlichen Ressourcen. Sie können zum Zusammenbruch einiger Gesellschaften führen. Der Peak Oil oder der Peak Everything und auch der Klimawandel können vermehrt zu Kriegen um Ressourcen und Land führen, wenn es darum geht die letzten Rohstoffvorkommen, oder Landwirtschaftsflächen für sich zu sichern. Der Krieg im Irak ist wohl eins der bekanntesten Beispiele dafür. Wenn die Probleme jeweils alleine betrachtet werden wird es dazu führen, dass die Lösungen das andere Problem verschlimmern. Zum Beispiel ist eine mögliche Reaktion auf den Peak Oil Kohleverflüssigung oder die oben genannte unkonventionelle Ölförderung. Diese Verfahren sind aber extrem Klima- und Umweltschädlich und würden den Klimawandel massiv befördern.

Wenn als Reaktion auf den Klimawandel, auf Kohlekraft mit CCS Technologie gesetzt wird, also die Speicherung von CO2 unter der Erde, wird die Verknappung von Kohle neben den Risiken durch CCS zu einem Problem. Peak Oil, Peak Everything und Klimawandel benötigen also eine gleichzeitige Betrachtung. Wenn wir Antworten auf diese Fragen suchen, sollten wir immer alle Probleme im Auge haben.

Keins dieser Probleme darf unter den Tisch fallen. Wenn wir jetzt nicht anfangen die Gesellschaft, unsere Lebensweise und unsere Wirtschaftsweise zu verändern, bleibt uns wohl kaum Handlungsmöglichkeit und Zeit wenn die Krise/Krisen eines Tages ausbrechen. Lum ilis in ute min velessi.



Die Hochschulen im Kriegseinsatz

Zur Militarisierung von Geist und Gesellschaft

Von Emmanuel Kapfinger
(GEW Studierendengruppe Frankfurt)

»Die Goethe-Universität Frankfurt führt wehr- und sicherheitstechnische Forschungen durch« 1 – so die hessische Landesregierung 2009. An immer mehr deutschen Hochschulen werden im Auftrag von Verteidigungsministerium und Rüstungskonzernen Erkenntnisse für den Krieg gewonnen. Sowohl Anzahl der Forschungsprojekte wie finanzielle Zuwendungen erhöhen sich zunehmend. Letztere dürften insgesamt bei weitem die Milliardengrenze übersteigen. Die Forschungen dienen nicht allein der technischen Aufrüstung, etwa der Erforschung neuer Waffen, Aufklärungssysteme, Kampfstoffe. Zwar nehmen diese naturwissenschaftlichen Forschungen den größten Anteil an der Militärforschung, was nicht zuletzt an der hochtechnisierten, fast schon »wissenschaftlichen« Kriegsführung der Industriestaaten liegt. Doch auch die Sozialwissenschaften tätigen militaristische Studien: Dort wird etwa das soziale Milieu eines Einsatzgebietes nach Widerstandspotential und Besatzungsakzeptanz kartographiert oder analysiert, wie am effektivsten auf die langfristige Entwicklung von Akzeptanz während einer Besatzung eingewirkt werden kann.

In der Lehre ziviler Hochschulen finden sich ebenfalls immer mehr militärische Inhalte – in Potsdam sogar ein expliziter Militärstudiengang².

Innere und äußere Sicherheit – ist das nicht das Gleiche?

Die Ursache des gesteigerten Militarismus liegt in den Verwertungsproblemen des deutschen Kapitals auf dem Weltmarkt. Doch begreift der Weltmarkt wie die Produktion des Kapitals ebenso das Inland mit ein, und entsprechend ist die Antwort des Staates auf Verwertungsprobleme nicht aufs Ausland beschränkt. Wenn es im Ausland darum geht, Verwertung des deutschen Kapitals gegen andere, gegebenenfalls auch nichtkapitalistische Interessen zu erzwingen, so ist, um die »soziale Integrität« zu wahren, verschärfte Repression im Innern notwendig. Ebenfalls in der Folge immer krisenhafterer und umso aggressiverer Kapitalkreisläufe werden dort die Lohnarbeitenden in ihren Lebensbedingungen unter Druck gesetzt, zum einen weil die Kapitale den Ausbeutungsgrad erhöhen und ihre Ausgaben in Lohn verringern müssen, zum andern, weil dem Sozialstaat die Mittel zur Aufrechterhaltung einer zureichenden Versorgung fehlen. Eine Trennung von Militär und Polizei ist also letztlich künstlich, beide Male geht es um professionelle bewaffnete Gewalt zur Wahrung staatlicher Interessen. Von daher ist auch die innere Sicherheit nur ein anderer Ausdruck für denselben Gegenstand wie die Kriegsführung im Ausland. Daher gehört an der Hochschule zur Militärforschung unmittelbar auch die Sicherheitsforschung, die Entwicklung von Sicherheitstechnik ebenso wie Sozialprognosen für Wirtschaftsentwicklung und Analysen zu Widerstandspotentialen sogenannter Randgruppen.

Militarisierung der Gesellschaft

Vorbereitung der Gesellschaft auf Kriegseinsätze bedeutet daher ihre institutionelle und ideologische Durchdringung mit militärischen Strukturen: An den Schulen gewöhnen Jugendoffiziere Kinder an die Uniform und einen militärisch agierenden Staat. Im Einsatz gestorbene Soldaten werden mit unüberbietbarem Zynismus als »gefallene Helden der deutschen Nation« gefeiert. Immer häufiger werden militärische Auftritte öffentlich und damit als Staatsakt durchgeführt, sei es für öffentliche Gelöbnisse oder zur Verabschiedung des Bundespräsidenten Horst Köhler. Immer mehr private Unternehmen werden in die militärische Einsatzplanung einbezogen, sind in den Kriegseinsatz einbezogen und von ihm abhängig. Durch die Verzahnung mit großen zivilen Hilfsorganisationen über Heimat-schutzkommandos erweitert die Bundeswehr ihren Aktionsraum und löst hier wie auch bei ihren sich häufenden Einsätzen im Innern strukturelle Grenzen zwischen Staatsapparaten auf und ihre demokratische Kontrolle

Es lässt sich aus alledem festhalten: Die Koordinierungswege zwischen sehr unterschiedlichen sozialen Strukturen und der Bundeswehr werden gebahnt und etabliert, es entstehen personelle Verbindungen und wechselseitige Kenntnisse der Funktion der Apparate – in letzter Instanz stehen all diese Strukturen zur Verfügung der Bundeswehr und damit der staatlichen Repressionsgewalt im Einsatz nach innen und außen – oder von außen nach innen. Ebenso wird ideologisch der Weg bereitet, die Bundeswehr als Repräsentant des Staates selbstverständlich gemacht und damit auch wieder, aus der Sicht des treuen Untertan, der Gedanke von der Stärke des eigenen Staats.

Dabei darf nicht übersehen werden, dass »ideologische Militarisierung« nicht nur geplant wird, sondern in krisenhaften Zeiten sich auch eigenständig entwickelt: Wenn die Verhältnisse unsicherer werden, die eigene Existenz permanent bedroht ist und dem aus eigener Kraft nichts entgegengesetzt werden kann, dann entwickeln sich autoritäre Bewusstseinsstrukturen – Schicksalsdenken, Rassismus, Bedürfnisse nach Gewalt und Zerstörung. Nur der Zusammenschluss in der Stärke eines nationalen Staats scheint dann noch Sicherheit geben zu können. Diese Psychologie passt natürlich wunderbar zum nationalistischen Stolz auf erfolgreiche Bundeswehreinätze.

Antimilitarismus an der Hochschule ist Klassenkampf

Der Kampf gegen Militarismus an der Hochschule bildet deshalb einen Teil einer notwendigen gesellschaftsweiten antimilitaristischen Bewegung. Es geht nicht darum, die Hochschule als Hort der Wissenschaft, wie es die Ideologie will, rein zu erhalten von militärischen Interessen – auch wenn die Instrumentalisierung dieser Ideologie der Wissenschaftsfreiheit in der politischen Auseinandersetzung durchaus von nütze sein kann. Vielmehr geht es letztlich um die Verhinderung von Gewalt gegen Menschen, die diesem Staat im Wege stehen.

Der Kampf gegen Militarismus an der Hochschule ist ein Kampf gegen die zunehmende Akzeptanz von staatlicher Gewalt nach innen und außen und gegen Forschungskapazitäten für zunehmend raffiniertere und zerstörerische Wehrtechnik. Er ist Teil des Widerstands gegen Herrschaft, Ausbeutung und die strukturelle und zunehmende Enteignung unserer sowieso prekären Lebensbedingungen.

Die herrschenden Gedanken sind stets die Gedanken der herrschenden Hochschule

Allerdings ist die Zunahme militaristischer Lehre und Forschung in der Hochschule besonders problematisch für die Entwicklung des politischen Geistes. Denn dort wird die Klasse der Intellektuellen, werden die Meinungsgeber_innen der Gesellschaft produziert. Die meisten Journalisten_innen, Politiker_innen, Juristen_innen und Schriftsteller_innen verbringen mehrere Jahre an der Universität, und nach ihrer sozialen Stellung artikulieren sie einerseits Stimmungen und Bewusstseinslagen in systematischer Form, können andererseits aber ebenso darauf einwirken.

Militaristisches Denken besteht nicht nur in konkreter Argumentation für militärische Einsätze, wie sie z.B. in der Formel von der Humanitären Intervention entwickelt wurde, oder in der allgemeinen Legitimation von Herrschaft und einem staatlichen Gewaltmonopol. Vielmehr entsteht, wenn Militarismus und Repression als gesellschaftlicher Bezugspunkt von Wissenschaft normal werden, auch eine neue chauvinistische Form des Denkens. Die ist freilich ebenso durch allgemeine Tendenzen des Geistes und nicht allein durch Militärforschung bedingt. Aber indem im Zweck auf den militärischen Einsatz hin geforscht und gedacht wird, und das heißt unter Absehung von den Bedürfnissen der Menschen, die Gegenstand des Militärs werden sollen, unter Absehung von anderen, auch vertragsförmigen Lösungsmöglichkeiten von Interessensgegensätzen, sowie der grundsätzlichen Infragestellung der sozialen Grundlagen derselben, dann entwickelt sich ein technischer, instrumenteller Geist, für den der Militarismus nur ein besonders effektives Mittel neben anderen ist. Eine wahrscheinlich noch stärkere Wirkung in dieselbe Richtung geht von der Ökonomisierung von Bildung und Wissenschaft (Bologna-Prozess, Exzellenzinitiative, Studiengebühren usw.) aus, in der Denken sukzessive auf die formale Reproduktion sinnentleerter Erkenntnis reduziert wird und eben damit der pure Nutzen einziger gesellschaftlicher Bezugspunkt wird. Die gegenwärtige Gesamttendenz ist ein antidemokratischer und reaktionärer Geist.

Wissenschaft und Demokratie

An sich hat bürgerliche Wissenschaft eine strukturelle Entsprechung zur bürgerlichen Demokratie. Während sie in der Zielsetzung auf das Allgemeine, für jeden Wahre (die Demokratie: auf das Allgemeinwohl) geht, ist der Beitrag jeder geäußerten Position als Argument ernst zu nehmen und zu widerlegen oder entsprechend aufzunehmen. So geht es darum, in der Gegensätzlichkeit der Besonderheiten das allen Gemeine herauszubilden. In diesem Sinne wirkt die Wissenschaft aufklärerisch und demokratisch.

Insofern sie sich so auf Gesellschaft bezieht, setzt sie zwar sich an die Stelle des Allgemeinen, bezieht aber gerade partikuläre Interessen in sich ein. Das ändert sich mit dem Übergang zu einem militärisch-strategischem Denken, in dem partikuläre Interessen nur mehr nach ihrer Parallelität mit dem national bestimmten Allgemeinen beurteilt werden. Wissenschaft gerät so zu einem schematischen Freund-Feind-Denken, mit einem Allgemeinen, das sich nicht mehr aus den Beziehungen der Partikularen, sondern aus dem Partikularen, d.h. einer herrschenden Klasse, selbst bestimmt. Militaristisches Denken heißt hier: Keine Lösung von gesellschaftlichen Problemen in Abstimmung von gegensätzlichen Interessen, sondern grundsätzliche Unterordnung und Zerstörung von Interessen, die dem Staat widersprechen.

Antifaschismus heißt Antimilitarismus

Zu recht hieß es in einem Grußwort zu unserer Veranstaltung am 30. Juni: »Die Hochschulen dürfen nicht wieder zum Hort der Reaktion werden!« Wird dort Aufklärung und demokratisches Bewusstsein schon in der Form des Denkens zerstört und umfangreich über Gewalt als vernünftiges Mittel nachgedacht, bis hin zur Mobilisierung eines kompletten staatlichen Militärapparates gegen »den Feind«, dann wird die Verankerung rechter Strukturen in den Hochschulen (schon jetzt sichtbar in der Auseinandersetzung mit den Burschenschaftlern in den Erstsemestereinführungen, die dort versuchen, ihr reaktionäres und patriarchales Gedankengut an den Mann zu bringen) auch politisch nicht mehr lange auf sich warten lassen. Antifaschismus heißt daher auch Antimilitarismus, und nicht nur an der Hochschule: Die politische Notwendigkeit des Faschismus entsteht dort, wo der Militarismus nicht mehr dazu ausreicht, die Kapitalverwertung stabil zu halten. Aber der allgemeine Militarismus der Gesellschaft, wie er jetzt bevorsteht, bereitet den Boden, dass, was am Faschismus politisch notwendig sein mag, auch Wirklichkeit werden kann.

Auf unserer Veranstaltung zum Thema am 30. Juni diesen Jahres zeigte die deutliche Resonanz, wie verbreitet die Erkenntnis dieser Zusammenhänge ist und wie allgemein die Ablehnung des Militarismus. Als konkrete Politik haben wir von der Veranstaltung ausgehend eine Kampagne für eine Zivilklausel an der Uni Frankfurt begonnen; mit einer solchen Zivilklausel wäre Lehre und Forschung juristisch bindend an eben (ausschließlich) zivile Zwecke gebunden. Auf der Veranstaltung haben wir dazu zu einem antimilitaristischen Koordinierungskreis an der Uni eingeladen, der nun seit Juli arbeitet.

Für die weitere Koordination und Diskussion ist eine hessenweite Klausurtagung am 20. November in Frankfurt geplant. Wer Interesse hat, kann sich unter zivilklausel@yahoo.de melden oder auf antimilffm.blogspot.de informieren. Dort finden sich im Übrigen viele weitere Informationen und Links.

Masse und Machtgefühl

Von Emanuel Kapfinger

Ein Gespräch zur Fußballweltmeisterschaft mit Wolfram Pfreundschuh

Das Hin- und Herwogen von Spielzug, Angriff und Gegenangriff, die Spannungsgeladene Erwartung der Torchance, das Bejubeln des Torerfolgs oder das fassungslose Mit-ansehen-müssen eines Tors der gegnerischen Mannschaft: Die Massen in Deutschland erleben sich derzeit geeint in großen Gefühlen.

Emanuel Kapfinger: Die Fußball-WM erscheint als ein ungeheures Spektakel, das alle mitreißt. Gleichzeitig könnte dieses Spiel bzw. ein Sieg in ihm für die Zuschauer an sich gleichgültiger nicht sein. Ich würde gern im Gespräch mit dir versuchen, genauer herauszufinden, was es mit diesem Spektakel auf sich hat.

Wolfram Pfreundschuh: Es ist ja vor allem das bloße Erleben, das dieses Spektakel ausmacht. Das Fußballspiel als solches ist es nicht. Da sind Artisten in der Arena und machen tolle Kunststücke oder versagen bei einem Angriff. Solange es wirklich ein Spiel bliebe, würde es in die Spiele der Kinder und Erwachsenen zurückkommen, auf ihren Spielwiesen verlängert und weiter geführt werden, ob nun bedeutsam oder nicht. Konstruiert ist nicht das Spiel, sondern seine Veranstaltung.

Würde das heißen, dass es nicht um das Spiel geht, sondern um seine Aufmachung, also in einer Weltmeisterschaft, in der die Nationen der ganzen Welt im Wettkampf gegeneinander antreten – und wo man vor allem mit der eigenen Mitfeiern kann? Und dass das Spiel auch medial für jeden erreichbar und ganz groß – public viewing bei uns in der Mensa, auf den Plätzen der Innenstädte, in jeder Kneipe, in Stadien – aufbereitet wird?

Ich denke, dass wir erst mal über das reden müssen, was in diese Veranstaltung eingeht, bevor sie überhaupt stattfindet. Es geht da ja scheinbar um große Ereignisse, die nicht nur eine spielerische Begegnung sind, die nicht nur große Gefühle in Gang setzen, sondern auch große Geschäfte, Kulturbeziehungen, Kommunikationen usw. Man konnte schon bei den letzten Meisterschaften feststellen, dass solche Ereignisse immer wichtiger wurden für den Alltag der Menschen, weil dabei große Begegnung aufscheinen, Verbundenheit, wie sie es sonst nicht gibt. Ich meine, das läuft parallel zu einer allgemeinen Zerteilung, Trennung und Entleerung gesellschaftlicher Wirklichkeit, zu einer Stagnation der Geschichte, welche auch ganz allgemein empfunden wird.

Es gibt durchaus so etwas wie eine soziale Stimmung, die förderlich oder lähmend für eine bestimmten Kultur und Wirtschaft ist und daher auch gefördert oder gedämpft werden kann. Im Jahr 2006 zum Beispiel war kurz vor der WM die Kampagne der Medien zur sogenannten »deutschen Depression«. Damals war ihr also auch schon vorher ein seltsamer Appell vorangegangen, wie es ihn zuletzt 1933 geben hatte: »Du bist Deutschland«. Es war ein allgemeines Gefühl, das von Medien und Wirtschaftsverbänden registriert wurde, ein Gefühl, dass da etwas am zusammenbrechen war, dass niemand mehr so richtig mitwollte mit der Kapitalentwicklung der großen Exportnation Deutschland und deren Zumutungen gegen die Menschen, wie sie sich in der Agenda 2010 zeigten. Und von daher kam der mediale und politische Druck, dass da so etwas wie eine positive Einstellung und Bereitschaft vorangebracht werden müsse und dass sie die Nation bewegen und zusammenhalten müsse, die Botschaft, dass alle »in einem Boot« säßen und daher »an einem Strang« ziehen sollten. Dafür taugt dann eben auch der Sport. Er ist eine Einrichtung des Ansporns. Schon das Wort Sport kommt ja von Sporn.

Auf was beziehst du die Entleerung gesellschaftlicher Wirklichkeit, auf ökonomischen Druck auf die Einzelexistenz, auf schwindende Möglichkeiten, sein eigenes und sein gesellschaftliches Leben zu gestalten und etwas mit anderen Menschen zu organisieren? Und wie meinst du dann, dass gerade der Sport da raushilft? Vorhin hast du ja selbst gesagt, dass es gar nicht so sehr um das Spiel geht – und den meisten ist Fußball in der Regel ja wirklich egal.

Wenn eine Geschichte blockiert ist, z.B. dadurch, dass man nichts mehr bewirken kann, dass Auseinandersetzungen selbst sinnlos werden, dass Kämpfe, z.B. Arbeitskämpfe nichts mehr weiterbringen, dass nur noch ausgesessen wird, was nicht mehr aufgelöst werden kann (z.B. in der Politik), da entsteht eine Entleerung von Engagement und Aufweitung von Kräften. Das ist unerträglich. Und so entsteht auch ein allgemeiner Drang, irgendeinen Schritt weiterzukommen. Darin trifft sich das einzelne Verlangen mit einer gesellschaftlichen Situation. Und das weiß man auch. Die Zusammenhänge werden immer leerer und die Bedrohlichkeit nimmt ob der Unauflösbarkeit zu. Die Herrschenden wissen das, haben schon immer davon gesprochen, dass die Leute »Brot und Spiele« brauchen, um dabei ruhig zu bleiben, um befriedet zu sein. Heute heißt das Tittytainment: Haur dich voll mit allem, was Erlebnis beschert und leicht konsumierbar ist. Der Kulturkonsum überhaupt ist die Voraussetzung des ganzen Sporttrummels. Da werden dann Sportler hochbezahlt, weil sie doch hohe und massive Bedürfnisse befrieden, auch wenn sie die natürlich niemals wirklich befriedigen können. Befriedung ist das eigentliche Interesse, worin sich Veranstalter und Kulturkonsumenten einig sind. Und deshalb wird das Ganze ja auch wirklich durch Konsum finanziert. Dann darf man aber meine ich auch

die kleinen Kämpfe im Alltag der Menschen nicht vergessen, die eben auch immer erfolgloser werden oder aus Resignation gar nicht mehr geführt werden. Der Kulturkonsum des Sports bietet dabei aber nicht nur passives Erleben, sondern auch ein Erlebnis einer merkwürdigen Aktivität, in der man sich selbst im Erfolg der eigenen Mannschaft engagiert sieht (obwohl sich auch die Wut gegen diese Spieler richten kann, wenn sie es vermasseln).

Ja richtig. Es entsteht dabei etwas ganz Eigenständiges, worin die verlorenen »kleinen Kämpfe« in den großen Gefühlen in den Arenen und vor den Bildschirmen aufgehen, weil sie eine Gefühlsmasse aufladen, der sie sich zugleich unterwerfen. Die Rituale auf den Tribünen und das Getümmel der Tröten und dann vor allem auch die Nationalisierung ihrer Herkunft, all das dient der Aufladung einer eigenständigen Welt, die sich aus der Masse der Gefühle zu einem Gefühl der Masse, zu einer Massenpsyche entwickelt. Und das ist das eigentlich politisch Gefährliche an der Aufputscherei des Sports. Er wird zu einem Kult, der Gewalt erzeugt, weil er das Einzelne unterwerfen muss, obsiegen muss, um die »kleinen Kämpfe« der Einzelnen auch wirklich vergessen zu machen.

Das klingt aber nicht so, als würden die Einzelnen sich für diese Masse begeistern, wenn sie von ihr nur Unterwerfung zu befürchten haben. Wollen die Leute selbst diese Unterwerfung? Oder wollen sie bloß Teil dieser Masse sein, die dann eine Gewalt über sie gewinnt, in der sie sich selbst nicht mehr kontrollieren können? – Und wie muss man sich diese Unterwerfung eigentlich vorstellen? Die Menschen im Stadion wissen doch auch, was sie tun.

Natürlich wissen sie es. Und sie produzieren ja auch bewusst mit an dem überlebensgroßen Wir. Für dieses begeistern sie sich im Rausch ihres Deutschland-Geschreis. Und zugleich ist ihre Unterwerfung unter dieses Wir freiwillig, weil es ihnen Größe und Macht zu verleihen scheint, die sie für ihr sonstiges Leben so bitter nötig hätten. Es ist das Geschäft mit einem allgemeinen Selbstgefühl, das dem der Rassisten und Nazis ähnelt: Um sich nicht als die Underdogs der Geschichte ansehen zu müssen, veredeln sie sich in überdimensionierten Selbstgefühlen. Und das Nationale kann dabei ganz schön kräftig werden.

Wie muss man denn eine Masse mit so einem Selbstgefühl einer eigenen Größe politisch einschätzen? Kann daraus nicht auch eine unglaubliche Vernichtungswut gegen das Entstehen, was diese Größe in Zweifel zu ziehen scheint, oder ist es nur eine schon aufgestaute Aggression, die durch die Masse bloß gebündelt und freigelassen wird? Ich meine, du hast dich ja auch gerade auf Rassisten und Nazis bezogen.

Ja genau. Das alles steckt drin, weil sich im Kult ja nur die Kehrseite des Lebensalltags auflädt – und daher auch entsprechend abgelassen wird. Die Vernichtungswut der Nazis hatte ihren ursprünglichen Grund in den Verlust- und Niedergangserfahrungen ihrer »Vorgeschichte«. Ich denke, dass dies immer auch der Nährboden des Faschismus ist. Wie sonst können sich so viele Menschen freiwillig einem Staat unterwerfen, der sie nur noch auf seine Interessen einregelt und diszipliniert und »bis zur Vergasung« beherrscht? Aber das ist jetzt ein großer Bogen, der mit der konkreten Weltmeisterschaft nicht wirklich ansteht, weil dort zwar Alltagswut abgelassen werden kann, dies aber noch nicht notwendig staatspolitisch ausgerichtet wird. Aber man kann sicher schon auch an solche Zusammenhänge denken, ohne dabei die eigene Begeisterung für die Spiele zu zerstören.

Für die Nazis war der Sport ja auch immens wichtig, nicht bloß in Schule und HJ als Volkserziehung, sondern auch als Staatsveranstaltung, z.B. die Olympia-Spiele 1936, die auch als minutiös geplante Propaganda genutzt wurden.

In dem Zusammenhang: Viele Linke kritisieren an dem WM-Hype, dass er Ausdruck eines wiedererstarkenden Nationalismus sei, der sich in der Begeisterung für das deutsche Team endlich Bahn brechen kann. Deine Ausführungen gehen ja eher in eine andere Richtung.

Ja. Ich sehe in dem WM-Kult nicht eine unmittelbare Zwangsläufigkeit zu solcher Entwicklung gegeben. Da gehört noch etwas anderes dazu: Die politische Notwendigkeit eines faschistischen Systems. Die haben wir momentan nicht, weil die politischen Spannungen sich noch innerhalb der EU bewegen. Aber richtig ist, dass Sport, Sporn und Selbstertüchtigung auch in einem staatlich inszenierten Nationalismus wichtig sind, in dem dann »Zucht und Ordnung« herrschen soll. Faschisten sehen aber die Volkserziehung nicht einfach nur ideologisch, sondern vor allem sehr praktisch: Sie setzen auf einen »gesunden Volkskörper«, weil der zur Ausbeutung der Menschen optimale Bedingung ist und auch den Staat weniger kostet, und weil er mit einer entsprechenden »Volksseele« die Menschen auch in seinem Sinn gut und streng ausrichten kann. Faschismus ist der Ausweg des bürgerlichen Staates aus einer unumkehrbaren Verschuldungskrise durch einen politisch begründeten Totalitarismus gegen die eigene Bevölkerung. Wenn man da nur ideologiekritisch rangeht, übersieht man das Wesentliche.

Naja, die Tendenzen zu immer mehr Verschuldungskrisen mit fatalen Folgen sind jedenfalls gegenwärtig unübersehbar. Und vielleicht noch nicht in Deutschland, aber in den anderen betroffenen Ländern in Europa haben die Staaten, die in ihrer Verschuldungssituation zum Auspressen ihrer Untertanen gezwungen sind, sicherlich auch die Notwendigkeit zu ideologischen Eingliederungsoperationen.

Wie gesagt. Die Ideologie ist immer nur die Logik einer Idee, die als ein eingebildetes Entwicklungsziel, als ein Tēlos, über die wirklichen Verhältnisse gelegt wird. Reaktionäre entstehen nicht aus Ideologie, aus verkehrten Ideen; sie finden dort nur ihren »Kanal«, ihre Sprachform, die Formulierung eines verkehrten Lebensverhältnisses, das sich selbst auf die Spitze treibt. Um die wirkliche Entwicklung zu beurteilen, ist Ideologie auf den Kern ihres Seins zurückzuführen, um zu einem Wissen des Seins, um Bewusstsein zu werden, so dass das gesellschaftliche Unglück auch als solches begriffen wird, unglückliches Bewusstsein zu einem Bewusstsein dieses Unglücks werden kann. Ideologische »Eingliederungsoperationen« gelingen nur, wo Selbsttäuschung nötig ist, um die Verhältnisse zu ertragen, ohne sie zu verändern, um also Konsument der Geschichte zu bleiben.

Natürlich haben wir eine weltweite Verschuldungskrise der Staaten, aber momentan besteht nur eine geringe Möglichkeit, diese machtpolitisch umzukehren und rein faschistisch, also totalitär zu agieren. Dazu sind die Staaten noch nicht konform genug und können zudem noch ausweichen. Besatzungskriege gehen auch so, wie man sieht, wenn auch schon gegen das Grundgesetz. Man kann sie noch irgendwie »repräsentationsdemokratisch« begründen, auch wenn hinter den Kulissen klare machtpolitische Gründe vorliegen und auch schon an ganz anderen Strategien gebastelt wird (vergleiche die Diskussion über den möglichen Nutzen diktatorischer Regierungsformen in den staatspolitischen Thinktanks).

Es entwickelt und verstärkt sich ein Gefühl der Ohnmacht, aus dem reaktionäre Kräfte ebenso entstehen können, wie progressive. Momentan steht immer noch die Selbsterstörung im Vordergrund und es geht alles erst mal den Bach runter und macht Angst, die sich in viele Richtungen entwickeln kann. Wie das aufgelöst wird, ist eine reale Frage nicht nur der Staatsagenten, sondern aller beteiligter Menschen. Man muss drauf achten, ob und wo kulturelle Macht totalitär formuliert wird und dann zum Mittel faschistischer Politik werden kann. Aber ich halte es nicht für hilfreich, aus einer Fußballweltmeisterschaft schon die »Wir-Produktion« als faschistische Gefahr aufzubauen und mit großen Analogien rum zu wurschteln, um sich als Prophet totalitärer Macht zu bestätigen. Als reines Argumentationsmuster reicht die Vergangenheit nicht aus, um die Gegenwart zu begreifen. Und die bürgerliche Kultur hat doch auch selbst schon alle diese Momente der Selbstermächtigungskultur, die Selbstwertbildung und Selbstveredelung inne. Da ist so oder so schon anzusetzen. Und da braucht man keinen großen Projektor auf altbekannte Tatsachen, um das aufzuzeigen. Oft wird gerade im projektiven Verweis selbst totalitäres Pathos transportiert. An der massenhaften Selbstveredelung ist einfach zu arbeiten und zu kämpfen so wie sie besteht und wie es geht. Darüber hab ich gerade geschrieben in »Real ist nur die Utopie«.

Zurück zur WM: Wie wird es danach weitergehen? Hat nach der WM der Alltag die Menschen wieder mit all seiner Gleichförmigkeit und Geschichtslosigkeit? Oder bleibt darin ein Funke Masse, eine Erinnerung an die vereinte Größe im Fieber für den deutschen Sieg? Eine Erinnerung, die ja, als stärkeres Zusammenhalten und Einstehen für die Nation, politisch wohl nicht irrelevant sein wird.

Das haben wir doch gerade vor vier Jahren schon gesehen. Da gibt es ne Weile Rummel um ein deutsches Sommermärchen – oder das Gegenteil, die Schande eines großen Flops. Die Tabellenkultur der Weltmeisterschaft wird wieder in die Bundesliga und Europameisterschaft übergehen, – und was sich ändert, das liegt dann an den realen politischen Auseinandersetzungen und Kämpfen. Der Fußball wird da keine tragende Rolle spielen, ebenso wenig wie andere Kulturveranstaltungen, z.B. in der Welt der Schlager und Girlanden, die ja immerhin noch nicht staatlich inszeniert werden. Nationalgefühle entstehen aus den konkreten sozialen Verlusterfahrungen und werden in Kulturveranstaltungen lediglich bedient und zeitweise bestärkt. Sie werden sich durch diese nur soweit verfestigen, wie es aus den Alltagserfahrungen der Menschen sich ergibt, wenn sie passiv bleiben und sich ihren Gefühlsmassen ergeben und sich darin veredeln, wenn sie also nicht gegen die derzeitigen Entwicklungen aufstehen.

Wolfram Pfreundschuh hat den Zusammenhang von Fußball-Event, Massenkultur und politischer Orientierungslosigkeit für die WM 2006 sehr ausführlich dargestellt in dem Artikel »Die Massenkultur und ihre Eliten« (<http://kulturkritik.net/kultur/massenkultur/index.html>).

Er studierte Psychologie und Philosophie und war langjährig in der antipsychiatrischen Bewegung aktiv. Veröffentlichungen zu den Themen: »Kritik der politischen Ästhetik« und »kritische Theorie bürgerlicher Subjektivität«. Er betreibt die Website www.kulturkritik.net und arbeitet gegenwärtig an dem Buch »Die Kultur des Kapitals«, das Ende des Jahres erscheinen soll.

»No Chance«

Von Mara Regensonne

Herbst 2010 in Calais: Frankreichs Grenzpolitik, Flüchtlingsschicksale und nie geahnte humanitäre Abgründe mitten in Europa.

Ahmed sitzt neben mir auf dem kalten Beton der Essensausgabe. Wir essen aus Plastikschälchen, während er mir von sich erzählt. Mir laufen kalte Schauer über den Rücken.

Nach einer ärmlichen Kindheit erlebte er in Afghanistan Bombennächte und Schüsse auf offener Straße. Als sein Vater bei einem Bombenangriff umkam, entschied seine Familie, dass Ahmed als ältester Sohn mit 15 Jahren alt genug sei, sich auf den Weg nach Europa zu machen. Alle Hoffnung wurde auf ihn gesetzt. Er sollte arbeiten, Geld nach Hause schicken. Vielleicht könnte er sogar eine Möglichkeit finden, die Geschwister nachzuholen. Die letzten Ersparnisse wurden zusammengekratzt, Möbel verkauft, Verwandte um Geld gefragt, um die Schlepper zu bezahlen. Dann begann seine Reise. In überfüllten Autos über Grenzen, zu Fuß durch Wälder und über Berge, versteckt in LKWs. Die Schlepper organisierten seine illegale Einreise nach Europa über viele Stationen hinweg. Diese Schlepper oder Menschenschmuggler bringen Menschen auf der Flucht gegen ziemlich viel Geld illegal über Grenzen. Sie berechnen sich an der Not der Flüchtlinge, ermöglichen aber auch erst die Flucht nach Europa. Wurde jemand in der Flüchtlingsgruppe, mit der Ahmed unterwegs war, krank oder gab es kein Essen mehr, so kümmerte das die Menschenschmuggler nicht. Sie ließen die Schwächeren dann einfach zurück, die, die nicht mehr weiterkonnten. Auch die Polizei nahm einige der Flüchtlinge fest, um sie an der illegalen Einreise zu hindern. Aber Ahmed hatte Glück. Er war jung, und die anderen versuchten ihn zu beschützen, gaben ihm die größere Kartoffel, wenn es nur eine am Tag gab, halfen ihm in das beste Versteck. So hat es Ahmed bis in den Norden Frankreichs, nach Calais, geschafft. Mitgenommen sieht er aus, aber das Lachen hat er nicht verlernt. Er macht viele Witze während seiner Erzählung. Er lacht laut und erzählt dann weiter. Vielleicht, denke ich, ist das die einzige Möglichkeit all diese Dinge zu verarbeiten, den ganzen Wahnsinn einer Flucht einigermaßen zu verkraften.

Ahmed will nach England. Seine Augen beginnen zu strahlen, als ich ihn nach dem Grund frage. Er spricht von der guten Bildung in England, von einer Gesellschaft, die keinen Rassismus kenne und ihn als Muslim respektieren würde. Außerdem möchte er auch zu seinem Onkel, der schon vor Jahren mit seiner Familie nach England geflüchtet ist. Ahmed will nach England, ausgerechnet nach England, das seine Außengrenzen besonders scharf kontrolliert. Anders als Deutschland oder Frankreich, ist Großbritannien dem Schengener Abkommen, das die Öffnung der innereuropäischen Grenzen regelt, nur teilweise beigetreten. Dank des Schengener Abkommens können wir – und auch Ahmed, der gar keinen Pass besitzt – ohne Kontrollen von Deutschland nach Frankreich einreisen. Großbritannien hingegen kontrolliert die Pässe und durchsucht außerdem Transporte und Lastwagen nach illegal Einreisenden.

Jährlich kommen Hunderte von MigrantInnen durch Calais, wo sich die französische und die englische Küste am nächsten sind. Von hier fahren die meisten Autos und LKWs mit der Fähre nach Dover, England. Nacht für Nacht versuchen die Flüchtlinge sich auf LKWs einzuschleichen und so auch ohne Pass den Ärmelkanal zu überqueren. Trotz modernster Kontrollmechanismen gelingt es immer wieder einigen von ihnen nach England einzureisen ohne entdeckt zu werden. Doch bis es soweit ist, stecken sie oft monatelang in Calais fest. Sie leben dann von der Essensausgabe der ortsansässigen Hilfsorganisationen und schlafen in leerstehenden Abrisshäusern oder in »Jungles«. So werden im Unterholz versteckte Zelte oder aus Plastikplanen improvisierte Schlafgelegenheiten genannt.

Wenn die Flüchtlinge dann in England ankommen, beantragen sie dort Asyl. Das können sie allerdings nur, wenn sie nicht zuvor schon in anderen europäischen Ländern verhaftet wurden. Bei einer solchen Verhaftung werden den MigrantInnen oft die Fingerabdrücke abgenommen und in die europäische Datenbank EURODAC eingespeist. Nach dem Dublin-II-Abkommen müssen Asylsuchende in dem ersten europäischen Land, das sie betreten, Asyl beantragen. Dieses Land wird dann als ein »sicherer Drittstaat« bezeichnet. Da die Ankunfts-länder in der Regel die südlichen EU-Staaten sind, kommen die Behörden dort kaum noch dazu neue Asylanträge zu bearbeiten und die Flüchtlinge leben oft unter haarstäubenden Bedingungen. Reisen sie dann aber weiter, anstatt in diesen Ländern auf Asyl zu hoffen, können die Fingerabdrücke aus der Datenbank als Beweis dienen: Die illegal Einwandernden können dann in den »sicheren Drittstaat« »zurückgeschoben« werden.



Aus Angst vor einer derartigen Abschiebung entscheiden sich viele der Flüchtlinge in Calais dazu, in England kein Asyl zu beantragen. Sie machen ihre Fingerabdrücke mit glühenden Eisen oder Schmirgelpapier unkenntlich. Wenn ihnen nicht nachgewiesen werden kann, durch welche anderen europäischen Länder sie eingereist sind, können sie nicht in diese »sicheren Drittstaaten« abgeschoben werden. Doch als einzige Perspektive bleibt ihnen dann die Illegalität. Sie versuchen bei Verwandten oder Freunden unterzukommen und schwarz zu arbeiten. Die Aussicht auf Bleiberecht, auf den Nachzug von Familienmitgliedern, auf vertraglichen Schutz vor Ausbeutung am Arbeitsplatz sind ihnen ganz und gar versperrt. Die Abschiebung droht ihnen täglich.

Ahmed gibt den Rest seines Essens den Möwen, die sich darauf stürzen, als hätten sie seit Tagen nichts gegessen. Dann füllt er für einen Freund eine Plastiktüte mit den Broten, Bananen und Joghurts, die andere liegen gelassen haben. Sein Freund ist nicht zur Essensausgabe gekommen. Er hat sich vor zwei Tagen den Fuß gebrochen, als die Polizei sie nachts verhaften wollte, und alle weggrannten. Heute lädt Ahmed mich in ihren »Jungle« ein. Die afghanischen Männer und Jugendlichen, die hier Unterschlupf suchen, sitzen abends auf den stillgelegten Bahngleisen, ein paar Meter von den Zelten entfernt. Dort angekommen erhellt ein Feuerchen die Nacht. Jemand singt in einer Sprache, die ich nicht verstehe. Es werden Geschichten erzählt, wieder wird viel gelacht. Sie warten. Später in der Nacht werden sie dann erneut in kleinen Gruppen zu den Parkplätzen am Hafen gehen. Wie schon so oft werden sie ihr Glück herausfordern und probieren, unbemerkt auf einen der LKWs zu gelangen.

Falls sie nicht schon in den Stunden vor diesem Versuch verhaftet werden. Denn wie jede Nacht hier in Calais dreht die Polizei ihre Runden. Fast jede Nacht kommen sie in den »Jungle«. Dann verhaften sie die MigrantInnen, die nicht schnell genug fliehen können. Können sie niemanden festnehmen, zerschlitzen sie häufig die Zelte, pinkeln auf die Schlafsäcke oder verschütten Öl und Chemikalien.

Mit genau dieser ununterbrochenen Repression durch die Polizei beschäftigt sich die Gruppe »No Borders«, der auch ich angehöre. Wir haben uns zum Ziel gesetzt, die Aktionen der Polizei zu dokumentieren und zu verhindern. Die Teilnehmenden kommen aus vielen Regionen Europas. In Calais sind wir nun seit einem Jahr aktiv. Wir fordern Bewegungsfreiheit für Jede und Jeden, also die Freiheit zu reisen ob mit oder ohne Visum. Außerdem möchten wir die Idee von »Grenzen« und deren Notwendigkeit in Frage stellen. Dass es also nicht naturgegeben ist, dass einige mit ihrem Pass ohne Probleme nach Großbritannien einreisen können, während anderen der Zutritt verwehrt wird. Neben alltäglich notwendiger Unterstützung für die Flüchtlinge, wie das Verteilen von Decken und Zelten, ist es uns also wichtig Diskussionen anzustoßen. Mit Infoständen, Demonstrationen und Plakataktionen machen wir auf unsere Sicht der Dinge aufmerksam. Wichtig ist uns aber auch die tägliche Solidarität mit den Migranten und Migrantinnen. Wir zeigen ihnen, dass es auch Personen gibt, die sie in Europa willkommen heißen wollen. Wir behandeln jeden Menschen gleich, egal woher sie oder er kommt. So schließen wir Freundschaften, die länger dauern als unsere Aufenthalte in Calais. Freundschaften mit denen, die es nach England schaffen, mit denen, die abgeschoben werden und mit denen, die durch die harten Umstände dazu gebracht werden, in Frankreich Asyl zu beantragen. Englischunterricht und Informationen über das Asylsystem in Großbritannien sollen den Flüchtlingen ihren weiteren Weg und vor allem ihr Ankommen erleichtern. Wir »No Borders« stehen nachts vor den »Jungles« und leerstehenden Häusern, in denen die Gruppen von Flüchtlingen schlafen und warnen diese, wenn die Polizei kommt.

Und trotz all dieser Versuche die Situation für die Flüchtlinge zu verbessern, lebenswerter zu machen, muss ich leider feststellen, dass sich in diesem letzten Jahr wenig getan hat. Im Gegenteil, die Polizeirepression steigt stetig, viele der Migranten und Migrantinnen weichen nun auf benachbarte Küstenstädte aus, und versuchen ihr Glück von dort. Vielen sieht man die Angespanntheit, die Schlaflosigkeit und die Hoffnungslosigkeit ins Gesicht geschrieben.

Am nächsten Tag gehe ich wieder zur Essensausgabe der humanitären Hilfsorganisationen. Ich durchsuche die Schlange der Wartenden nach Ahmeds Gesicht und hoffe, wünsche, bete, es nicht zu entdecken. Das könnte bedeuten, dass er es »geschafft« hat. Auch wenn nicht klar ist, was ihn in Großbritannien erwarten wird, wäre er seinem Ziel eines friedlichen Lebens doch einen Schritt näher. Es könnte aber auch bedeuten, dass ihn die Polizei verhaftet hat. Doch da kommt er mir entgegen, zwei Becher dampfenden Tees in der Hand. »No Chance!« sagt er lachend, während er mir einen der Becher überreicht.

Emanzipation durch Recht ?!

Vom 5. bis 7. November fand in Frankfurt der Herbstkongress des Bundesarbeitskreises Kritischer Juragruppen statt. Diesmal ging es um das schwierige Verhältnis von Emanzipation und Recht.

Ein Rückblick von Maximilian Pichl und Cara Röhner vom Arbeitskreis Kritischer Jurist_innen.

Der Bundesarbeitskreis Kritischer Juragruppen (BAKJ) existiert seit den 1980er Jahren und versteht sich als ein Netzwerk von kritischen Jurastudierenden, die sich nicht nur mit der Dogmatik des Rechts auseinandersetzen, sondern Theorie und Praxis zusammen denken wollen, um die sozialen Bezüge des Rechts zu reflektieren. Hierzu finden zwei Mal im Jahr BAKJ-Kongresse zu verschiedenen rechtspolitischen oder rechtstheoretischen Themen statt. Diese sollen dem kritischen Diskurs unter den Studierenden Zeit und Raum geben.

Den diesjährigen BAKJ-Herbstkongress haben wir – der Arbeitskreis Kritischer Jurist_innen (AKJ) an der Uni Frankfurt – zu dem Thema »Zum Verhältnis von Emanzipation und Recht« ausgerichtet. Uns interessierte, ob sich das Recht aus emanzipatorischer Perspektive als Mittel für soziale Auseinandersetzungen eignet, welche Potentiale es in sich birgt und welche Grenzen ihm gesetzt sind. Viele politische Bewegungen kämpfen nicht nur auf der Straße oder in den Parlamenten für ihre Rechte, sondern ziehen direkt vor die Gerichte, um dort Erfolge zu erzielen. Sei es die Frauenbewegung, die sich für das Recht auf Abtreibung und die Gleichstellung der Geschlechter eingesetzt hat, Migrant_innen, die ein Anrecht auf Staatsbürgerschaft erkämpfen möchten oder transsexuelle Menschen, die um die Anerkennung grundlegender Rechte kämpfen. Es gibt zahlreiche gesellschaftliche Gruppen, die immer wieder auf das Instrument des Rechts zurückgreifen – aber ist das Recht überhaupt der geeignete Ort, um diese Rechte zu erstreiten? Es könnte vielmehr naheliegender sein, dass das Recht vor allem bestehende Herrschaftsinteressen sichert und sich nicht für die Verfolgung emanzipatorischer Ziele eignet.

Dieses komplexe Spannungsfeld haben wir zusammen mit über 80 Jurastudierende aus ganz Deutschland, Österreich und der Schweiz sowie eingeladenen Referent_innen auf ganz verschiedenen Ebenen diskutiert.

Als Auftaktveranstaltung des Kongresses besuchten wir am Freitagabend das ehemalige Gefängnis in der Klapperfeldstraße im Frankfurter Gerichtsviertel. Dort ist mittlerweile die Kulturinitiative »Faites votre jeu« aktiv, die das Gefängnis zu einem selbstverwalteten Zentrum umgestaltet und sich eingehend mit der Geschichte des Gefängnisses auseinandergesetzt hat. Das »Klapperfeld« erfüllte in seiner Geschichte schon verschiedene Funktionen: Pestanstalt, Gestapo-Knast, Gefangenensammelstelle für die Studierendenproteste und die Proteste gegen die Startbahn-West und nicht zuletzt

Abschiebeknast. »Faites votre jeu« hat mittlerweile eine Dauerausstellung in dem Gefängnis aufgebaut, ehemalige Inhaftierte interviewt und macht so auf eine einzigartige Weise ein Stück Frankfurter Geschichte erfahrbar.

Am Samstag starteten wir mit theoretischen Diskussionen über das Recht. Dr. Sonja Buckel vom Institut für Sozialforschung führte in die materialistische Rechtstheorie ein, die im Anschluss an die Arbeiten von Karl Marx versucht, das Recht – vergleichbar mit Marx' Warenanalyse – als vertraktetes Ding bzw. widersprüchliche soziale Form zu begreifen. Rechtstheoretiker wie Eugen Paschukanis, Franz Neumann oder Otto Kirchheimer haben darauf hingewiesen, dass der moderne Kapitalismus das Recht braucht, um durch normative Spielregeln den Warenaustausch zu ermöglichen. Diese rein ökonomische Sicht ist jedoch zu kurz gedacht. Genau wie die Ware, so stellt zwar auch das Recht eine soziale Form dar, die sich verselbstständigt und hierdurch soziale Verhältnisse verhüllt und undurchschaubar werden lässt. Dennoch wird durch diese Verselbstständigung eine relationale Autonomie des Rechts begründet, die es verhindert, dass mächtige Akteure direkt auf das Recht zugreifen können und das Recht ausschließlich den Herrschenden zur Absicherung des Status Quo dient. Recht muss als Ausdruck gesellschaftlicher Kräfteverhältnisse verstanden werden, die sich jedoch nicht direkt im Recht abbilden, sondern durch die – der Eigenlogik des Rechts folgenden – juristischen Sprache ins Recht übersetzt werden. Das moderne Recht kann demnach aufgrund seiner relationalen Autonomie auch Schutz vor Herrschaft bieten – politische Gruppen können erfolgreich mit dem Recht für mehr Rechte kämpfen. Klar ist aber auch, dass Recht weiterhin eine Herrschaftswissenschaft darstellt und nur bestimmte Expert_innen, die die Sprache des Rechts beherrschen, an dieser teilnehmen können.

Kolja Möller vom Bremer Zentrum für Europäische Rechtspolitik erweiterte die Theoriedebatte um die »Kritische Systemtheorie«, welche vor allem durch den Frankfurter Rechtswissenschaftler Gunter Teubner geprägt wurde. Nach Niklas Luhmanns Systemtheorie ist das Recht ein Teilsystem, das sich autonom von anderen Gesellschaftssystemen durch seine eigene Sprache selbst reproduziert. Die sozialtechnokratische Beschreibung des Rechts als System wird durch den Bezug auf die Arbeiten der Frankfurter Schule kritisch gewendet. Es wird darauf abgestellt, dass Gesellschaft in Anschluss an Theodor W. Adorno als transsubjektive Struktur eine eigene Materialität besitzt, die den einzelnen Subjekten als solche gegenüber tritt. Durch immanente Systemkritik soll zum einen über das bestehende Gesellschafts- und Rechtssystem hinaus gewiesen werden und zum anderen die durch die rechtliche Arbeitsweise invisibilisierten (gesellschaftlichen) Paradoxien im Recht aufgedeckt werden.

Ein anderes, demokratischeres Gesellschaftsmodell wird auch von der radikaldemokratischen Theorie der ehemaligen Frankfurter Professorin Ingeborg Maus vertreten, das von Alex Wagner

und Thomas Balzer von der Uni Frankfurt vorgestellt wurden. Nach Ingeborg Maus ist eine radikale Demokratie ausgehend von Kant nur durch einen strikten Rechtspositivismus zu verwirklichen. Durch ein demokratisches Verfahren bestimmen alle über jeden und jeder über alle, so das Mantra von Maus. Kollektive Selbstbestimmung gründet sich demnach in der einem formellen demokratisch verfassten Rechtsetzungsprozess. Recht verfügt nur dann über Legitimation, wenn es durch ein formales Verfahren erlassen wurde. Demnach können überpositive Gerechtigkeitsideen oder Moralvorstellungen, wie sie gerne vom Bundesverfassungsgericht (z.B. die »objektive Werteordnung« des Grundgesetzes) herangezogen werden, keinen Maßstab für die Bestimmung von Recht/Unrecht darstellen. Dem Recht kommt nach dieser demokratietheoretischen Ansicht ein großes Potential als Medium für Freiheit und Selbstbestimmung zu.

Dass das Recht auch in liberalen Demokratien mit staatlicher Gewalt einhergeht und durchgesetzt wird, erscheint als Selbstverständlichkeit. Doch das dies nicht notwendigerweise so sein muss, hat Daniel Loik vom Institut für Philosophie der Uni Frankfurt in Anschluss an Walter Benjamins Kritik der Polizei und Giorgio Agambens Idee einer Gesellschaft und einem Recht ohne staatliche Gewalt diskutiert.

Anschließend an diese (Frankfurter) Rechtstheorien wendeten wir uns konkreten Rechtsbereichen zu, in denen politische Auseinandersetzungen geführt werden. Es ging um den Sinn und Unsinn von Antidiskriminierungsrechten, Menschenrechten und der EU-Grundrechtecharta, um die Rechte von Transsexuellen und Illegalisierten, sowie um feministische Rechtskritik und die Widersprüche einer linken Anwaltspraxis. In den Diskussionen wurde immer wieder das Potential, aber auch die Grenzen von Recht und rechtlichen Kämpfen sichtbar. Deutlich wird diese Widersprüchlichkeit der Kämpfe mit dem Recht am Beispiel von Antidiskriminierungsrechten. Einerseits können solche Rechte Schutz vor Diskriminierung bieten und die Gleichbehandlung von Menschen fördern. Andererseits werden damit bestimmte gesellschaftliche Gruppen zu schutzbedürftigen Subjekten konstruiert, die auf rechtliche Unterstützung angewiesen sind. Darüber hinaus wird durch die rechtliche Anknüpfung an Kategorien wie »Frau« oder »Rasse« die (diskursive) Re-Produktion dieser Kategorien und damit auch Hierarchien befördert. Ein Diskriminierungsverbot wegen des Geschlechts bedeutet demnach zugleich immer auch die Re-Formulierung der binären Geschlechterordnung sowie die Festschreibung bestimmter Identitäten (z.B. »die weiße Frau«).

Dieser ambivalenter Charakter des Rechts zeigt sich auch bei der Abendveranstaltung »Emanzipation durch Rechtspluralismus?!«. Der emeritierte Professor Veit Bader von der Uni Amsterdam und Professorin Nikita Dhawan aus Frankfurt diskutierten, ob und inwieweit ein Rechtspluralismus für religiöse oder ethnische Minderheiten ein alternativer Modus der Konfliktbearbeitung sein

kann. Während Veit Bader aus dem Grundsatz des Minderheitenschutzes ein Recht auf private Konfliktbearbeitung (z.B. durch ein religiöses Schiedsgericht ableitete), wies Nikita Dhawan am Beispiel von muslimischen Frauen in Indien darauf hin, dass parallele Rechtssysteme dazu führen können, dass Frauen sich zwischen einem Zivilgericht und einem muslimischen Gericht, zwischen ihrem Geschlecht und ihrer Kultur, entscheiden müssen.

Diese Dilemmata im Recht zeigen, dass es auf die Frage nach dem emanzipatorischen Potential von Recht keine einfachen Antworten gibt. Das Recht arbeitet mit abstrakten Begrifflichkeiten, abstrahiert durch seine Arbeitsweise von konkreten Sachverhalten und kann daher gesellschaftliche Widersprüche nicht als solche abbilden. Es schreibt durch seine machtdurchdrungene Existenz immer auch asymmetrische Herrschaftsverhältnisse fest. Dennoch können – wie etwa die Frauenbewegung zeigt – durch den Kampf im und mit dem Recht auch Erfolge erzielt werden. Und das Recht umgibt uns überall und strukturiert ebenso ganz alltägliche, triviale Dinge wie es auch die existentiellsten Bereiche unseres Lebens bestimmt. Daher können wir, wie es einmal die US-amerikanische Zivilrechtlerin Kimberly Cranshaw anlässlich eines Vortrages in Frankfurt formulierte: nicht, Recht nicht haben wollen.

Literatur zum Weiterlesen:

Der Titel des Artikels ist eine Anleihe an Elisabeth Holzleithners Artikel »Emanzipation durch Recht?«, den wir auch als Einführung empfehlen: Elisabeth Holzleithner, Emanzipation durch Recht? In: Kritische Justiz Sonderheft 3/2008, S. 250-256.

Arbeitskreis kritischer Jurist_innen

Der Arbeitskreis kritischer Jurist_innen an der Uni Frankfurt – kurz AKJ – ist eine Gruppe von Jurastudierenden, die unter einem Rechtsstudium mehr als nur das Erlernen von Dogmatik und Prüfungsschemata verstehen. Recht ist ein gesellschaftliches Phänomen, das nicht als neutrale Instanz über uns schwebt. Stattdessen ist Recht ein grundlegendes gesellschaftsstrukturierendes Moment, das asymmetrische Herrschaftsverhältnisse begründet und eine spezifische Wissensordnung festschreibt. Eine kritische Auseinandersetzung mit Recht und Rechtswissenschaft, die das Verhältnis von Recht und Gesellschaft thematisiert, ist daher unserer Meinung nach eine Notwendigkeit sowie eine Bedingung für ein reflektiertes Jurastudium. Neben einer inhaltlichen Arbeit, nehmen wir auch immer wieder zu politischen und fachbereichsinternen Entwicklungen Stellung. Mehr Infos unter: <http://akjfm.blogspot.de/>.



Perspektiven aus dem und für das Klapperfeld

Von Karina Lembach
Rückblick

Anfang August 2008 besetzten die Initiative »Faites votre jeu!« ein ehemaliges, leerstehendes Jugendzentrum in der Varrentrappstraße 38 in Frankfurt, unweit des Campus Bockenheim. Ziel der Besetzung war die Schaffung eines selbstverwalteten, unkommerziellen Zentrums. Die Vertreter_innen der Stadt Frankfurt wollten den wiederbelebten Ort allerdings zu einem Verwaltungsgebäude für eine angrenzende Schule machen. Nach Räumungsdrohungen und Strafanzeigen gegen die Initiative kam es wohl auf Grund des öffentlichen Drucks und der breiten Unterstützung für das Projekt endlich zu ernsthaften Verhandlungen. Auch ein für den 15. Januar 2009 angesetzter Räumungstermin war bereits verstrichen, als die Stadt am 27. Januar ein Ersatzobjekt präsentierte: Das ehemalige Polizeigefängnis Klapperfeld.

Während die Stadt ihr Angebot feierte und die regionale Presse bereits vermeldete, »Hausbesetzer müssen in den Knast«, begannen innerhalb der Initiative heftige Diskussionen. Es stellte sich die Frage, ob man ein selbstverwaltetes Zentrum und den damit verbundenen Anspruch an eine progressive, emanzipatorische Politik und Kultur an einem Ort fortführen kann, der über 100 Jahre zur Verfolgung und Unterdrückung von Menschen genutzt worden war. Bereits damals begannen die Recherchen zur Geschichte des Klapperfelds. Im Zuge dieser ersten Beschäftigung mit der Thematik wurde für »Faites votre jeu!« immer klarer, dass eine grundlegende und kontinuierliche Auseinandersetzung mit der gesamten Geschichte des Klapperfelds unabdingbar für eine Nutzung wäre.

Maja Koster vom Arbeitskreis Geschichte erinnert sich: »Ernstgenommen wurden wir mit unseren Bedenken nur von Wenigen. Während die Zweifel in der Presse auf ein »Hausbesetzern ist Gefängnis zu klein« herunter gespielt wurden, erklärten die Vertreter_innen der Stadt, kein Verständnis für derartige Bedenken zu haben.«

Nach nächtelangen Diskussionen einigten man sich letztendlich auf den Umzug. Der Arbeitskreis zur Geschichte gründete sich und im Juli 2009 wurde auf der ersten öffentlichen Veranstaltung im Klapperfeld die vorläufigen Ergebnisse der geschichtspolitischen Auseinandersetzung vorgestellt. Im August eröffnete der erste Teil der Dauerausstellung mit dem Schwerpunkt auf der nationalsozialistischen Vergangenheit des Klapperfelds.

Die Erweiterung der Dauerausstellung

Als Ergebnis eines ersten erfolgreichen Jahres im Klapperfeld eröffnete am 19. September 2010 die vollständig überarbeitete und umfangreich erweiterte Dauerausstellung zur Gefängnisgeschichte. Neu hinzu gekommen Ausstellungsteile befassen sich mit der Errichtung des ehemaligen Polizeigefängnisses Ende des 19. Jahrhunderts und den Veränderungen des gesellschaftlichen Umgangs mit dem Prinzip der Haft in dieser Zeit. Außerdem wird die Geschichte des Klapperfelds in der Weimarer Republik behandelt. Kern der Ausstellung ist auch weiterhin die Rolle des Polizeigefängnisses während des Nationalsozialismus. Im Klapperfeld wurden in dieser Zeit zahlreiche Verfolgte des nationalsozialistischen Regimes inhaftiert, gefoltert und manche sogar ermordet. Viele Inhaftierte wurden von dort in verschiedene Konzentrationslager oder in andere Gefängnisse verschleppt. Im Zuge der Darstellung dieses wohl grausamsten Teils der Vergangenheit des Klapperfelds wird sowohl auf einzelne Biografien von Gefangenen, als auch auf deren »Gefängnis-Alltag« eingegangen. Einen weiteren neu hinzugekommenen Aspekt der Dauerausstellung stellt die Nutzung des Klapperfelds durch die US-Army während der Entnazifizierung in Frankfurt dar.

Die erweiterte Dauerausstellung befindet sich im Keller des Klapperfeld und besteht aus knapp 40 Tafeln und ebenso vielen zeitgenössischen Dokumenten und Fotos und zwei videografischen Interviews mit den Zeitzeug_innen Ria und Wolfgang Breckheimer sowie Hans Schwert. Darüber hinaus informieren in der Ausstellung 76 Kurzbiografien über die Lebenswege einzelner Inhaftierter und ihre Verfolgung im Nationalsozialismus. In einer Namensliste sind außerdem 482 weitere Gefangene aufgeführt, die zwischen 1933 und 1945 im Klapperfeld inhaftiert waren und zu denen bisher keine weiteren Informationen vorliegen. Ein Zeitstrahl im Erdgeschoss des Gebäudes stellt auf fragmentarische Weise die Gefängnisgeschichte von der Entstehung und dem Bau des Klapperfelds bis zur Nutzung durch die Initiative »Faites votre jeu!« als selbstverwaltetes Zentrum dar.

Anlässlich eines Besuchs kommentierte Gottfried Kößler, stellvertretender Direktor des Fritz Bauer Instituts, die erweiterte Dauerausstellung und die Arbeit von »Faites votre jeu!«: »Wenn es einen »authentischen Ort« gibt, dann ist es dieses ehemalige Gefängnis. Die feuchte, kalte Luft, die schäbigen Wände, die uralten Zellentüren und der lange Flur vermitteln ein Gefühl des Menschenfeindlichen. In dieses Relikt der Gewaltgeschichte des 20. Jahrhunderts, Polizeigefängnis seit 1886 bis 2003, hat die Initiative »Faites votre jeu!« einen gegenwärtigen Ort gebaut. Das ist gelungen durch Grundlagenrecherchen über die Häftlinge und die Wachmannschaften auf der einen Seite, die Etablierung eines funktionierenden selbstverwalteten Zentrums auf der anderen. Das sind die Grundlagen für Publikumsbindung. Es ist beeindruckend, dass es gelingt, über den Betrieb eines selbstverwalteten Zentrums das historische Interesse von Jugendlichen zu wecken, die dann ihre Lehrerinnen und Lehrer überzeugen, die Ausstellung

über die Geschichte des Gefängnisses zu besuchen. Die Ausstellung selbst ist auf die Erzählungen von Zeugen bzw. auf die Dokumentation von Biografien zentriert, es geht also um Erfahrungsgeschichte, um die Handelnden in der Geschichte.«



Gastausstellung Frauen im Konzentrationslager 1933 – 1945. Moringen – Lichtenburg – Ravensbrück

Parallel zur Eröffnung der erweiterten Dauerausstellung konnte als Leihgabe des »Studienkreis Deutscher Widerstand 1933 – 1945 e.V.« (www.studienkreis-widerstand-1933-45.de) für sechs Wochen auch die Gastausstellung Frauen im Konzentrationslager 1933 – 1945. Moringen – Lichtenburg – Ravensbrück« in den neuen Ausstellungsräumen im 1. Stock des Klapperfelds besucht werden. In diese Lager wurden auch im Klapperfeld inhaftierte Frauen gebracht. Die Ausstellung wurde von Hanna Elling, die als Widerstandskämpferin im KZ Moringen eingesperrt war, mit Unterstützung der Lagergemeinschaft Ravensbrück selbst erarbeitet. Auch wenn die Ausstellung inzwischen überarbeitet und künstlerisch und inhaltlich neu gestaltet wurde, bleibt ihr Prinzip die enge Zusammenarbeit von Überlebenden, deren Angehörigen und Forscher_innen, die gemeinsam dem Vergessen entgegenwirken wollen. Fotos, Dokumente und Erzählungen verleihen der Ausstellung etwas persönliches, die explizit sowohl die Vorgeschichte der Haft als auch deren Folgen für die Frauen mit einbeziehen will. Die Ausstellung stellt auf 22 Tafeln die Biographien von 51 Frauen vor, die in der NS-Zeit aus rassistischen, politischen, weltanschaulichen, religiösen und sozialen Gründen verfolgt wurden. Einen weiteren Zugang ermöglichen Lesemappen. Sie beschäftigen sich mit dem Widerstehen unter den Extrembedingungen der Konzentrationslager, mit medizinischen Experimenten an Frauen, mit der Situation von Kindern und Jugendlichen in Ravensbrück, mit der weitgehend tabuisierten Frage der Zwangsprostitution, mit der »Topographie des Terrors«, mit Täter_innen und mit der Befreiung von Ravensbrück. In Vitrinen können Handarbeiten und Gegenstände, die in Moringen, Lichtenburg und Ravensbrück gefertigt wurden, betrachtet werden.

Helga Cremer-Schäfer, Professorin an der Frankfurter Goethe-Universität im Fachbereich Erziehungswissenschaften, sagte im Anschluss an einen Besuch mit den Teilnehmer_innen eines ihrer Seminare: »Die Biographien der Gastausstellung dokumentieren das politische Leben der Frauen. Sie zeigen nachdrücklich, dass die Deportationswege in die Lager auch durch die Gefängnisse führten, was die Dauerausstellung der Initiative noch einmal verdeutlicht. Die Ausstellungen im ehemaligen Gefängnis eröffnen einen besonderen Erfahrungsraum. Der Besuch des bis ins 21. Jahrhundert genutzten Gefängnisses Klapperfeld schärft den Blick für das, was durch Bestrafung und Internierung in Gefängnissen geschieht. Dieser Ort als Raum für vielfältige Erfahrungen sollte unbedingt erhalten bleiben.«

Ausblick

Mittlerweile ist das Klapperfeld zu einem wichtigen Zentrum für viele Menschen geworden. Die Räume werden für kritische, politische, künstlerische und kulturelle Arbeit genutzt. Das Programm ist vielfältig und so besuchten im letzten Jahr nicht nur jüngere Menschen das ehemalige Polizeigefängnis. Selbstverwaltet und unkommerziell organisiert finden verschiedenste Veranstaltungen von Zeitzeug_innengesprächen, Vorträgen und Diskussionsveranstaltungen über Ausstellungen, Lesungen und Theateraufführungen bis hin zu Barabenden und Konzerten statt.

Eineinhalb Jahre nach dem Umzug ins Klapperfeld äußerte sich Maja Koster zum Verhältnis der Initiative zur Nutzung des ehemaligen Gefängnisses: »Trotz aller Bedenken, die wir bis heute haben, sind wir mittlerweile gerne im Klapperfeld. Die Auseinandersetzung mit der Geschichte wird kontinuierlich fortgeführt. In den nächsten Monaten wollen wir verschiedene Themenfelder bearbeiten: Zum einen geht es uns um die Nutzung des Klapperfelds als Abschiebeknast ab den 1980er Jahren, zum anderen um Repression und Kriminalisierung außerparlamentarischer, linker Bewegungen, von den Studierendenprotesten der späten 1960er Jahre bis heute. Natürlich werden wir auch unsere Forschungen zur nationalsozialistischen Vergangenheit des Gefängnisses weiterführen. Darüber hinaus stehen wir bereits wieder mit verschiedenen Gruppen und Institutionen in Kontakt, um weitere Wanderausstellungen ins Klapperfeld zu holen.«

Auch die öffentliche Wahrnehmung für das Projekt hat seit dem Umzug ins Klapperfeld, wohl nicht zuletzt wegen der geschichtspolitischen Auseinandersetzung, zugenommen. Auch über Frankfurts Grenzen hinaus ist das Klapperfeld mittlerweile als selbstverwaltetes Zentrum aber auch als »Ort kritischer historisch-politischer Auseinandersetzung« bekannt. Während sich vor dem Einzug von »Faites votre jeu!« kaum ein Mensch für die Geschichte des ehemaligen Gefängnisses in der Frankfurter Innenstadt interessierte, kommen mittlerweile Schulklassen und andere Gruppen zu vom Arbeitskreis Geschichte organisierten Führungen.

Um so mehr erstaunt es die Aktiven der Initiative und ihre Unterstützer_innen, wie die Vertreter_innen von Stadt und Stadtverwaltung mit ihnen und dem Klapperfeld verfahren. Während das Stadtplanungsteam im Innenstadtkonzept bereits den Abriss des Klapperfelds plant, um an dieser Stelle einen Park »zur Verbesserung des Mikroklimas« und ein Wohnhochhaus zu errichten, scheinen andere die Bedeutung des Klapperfelds und der Arbeit der Initiative erkannt zu haben. Doch statt die Auseinandersetzung um einen Erhalt ernsthaft zu unterstützen, versuchte zum Beispiel die SPD-Fraktion im Ortsbeirat 1 das Klapperfeld als historisches Ort zu vereinnahmen, um dort ein sogenanntes »Kriminalitätsmuseum« einzurichten.

Zwar ist im Rahmen der Berichterstattung über die Eröffnung der Ausstellungen auch Bewegung in die Auseinandersetzung um eine längerfristige Nutzung des Klapperfelds durch »Faites votre jeu!« gekommen und es gab auf Seiten der Stadt

Positionen, welche eine längerfristige Nutzung in Aussicht zu stellen scheinen¹. Allerdings stellt eine Verlängerung des Nutzungsvertrages um ein bis zwei Jahr nur eine sehr kurzfristige Perspektive dar.

Kris Johanson, der schon seit der Besetzung des JUZ Bockendem bei »Faites votre jeu!« dabei ist, sagte dazu: »Natürlich begrüßen wir zunächst, dass wir mittlerweile eine Vertragsverlängerung in Aussicht gestellt bekommen und damit unser Verbleib im Klapperfeld über den August 2011 hinaus möglich zu sein scheint.«

Angesichts relativ konkreter Abrisspläne und möglicher Vereinnahmungsversuche setzte er jedoch nach: »Den städtischen Vertreter_innen sollte mittlerweile klar sein, dass wir weder einen Abriss des Klapperfelds einfach so hinnehmen, noch uns auf irgendwelche Vereinnahmungsstrategien einlassen werden. Wir nehmen unsere Arbeit und die Auseinandersetzung mit dem Ort sehr ernst. Es ist wohl an der Zeit, dass auch die Stadt anfängt, uns und unsere Arbeit ernst zu nehmen.«

Der Frage, ob die Initiative nach Ablauf des Nutzungsvertrages bereit sei, das Klapperfeld wieder zu verlassen, sollte der Vertrag nicht verlängert werden, erteilte Maja Koster eine deutliche Absage: »Der Stadt muss klar sein, dass nicht nur wir einen Abriss des Klapperfelds nicht tatenlos geschehen lassen werden. Das Interesse und die Unterstützung, die unser Projekt und unsere geschichtspolitische Auseinandersetzung erfahren, ist immens und sie reichen mittlerweile weit über die Grenzen Frankfurts hinaus. Das Klapperfeld ist für uns zu einem wichtigen Ort geworden, als selbstverwaltetes Zentrum und als »Ort kritischer historisch-politischer Auseinandersetzung«. Ein Ersatzobjekt – wie damals in Bockenheim – kommt für uns nicht mehr in Frage. Es ist wohl an der Zeit, dass sich auf Seiten der Stadt endlich Gedanken über eine langfristige Lösung für den Erhalt des Klapperfelds und unseren Verbleib in diesem gemacht werden.«

Weitere Informationen zum Klapperfeld und der Nutzung durch »Faites votre jeu!«:

Website zur Geschichte des Klapperfelds:

www.klapperfeld.de

Website der Initiative »Faites votre jeu!«:

www.faitesvotrejeu.blogspot.de

Dokumentation zur erweiterten Dauerausstellung:

http://www.klapperfeld.de/images/stories/

Dokumentation_Dauerausstellung_Stand_

September_2010_A4_web.pdf

Die 44-seitige Dokumentation gibt es im Klapperfeld gegen eine Schutzgebühr von 3 Euro auch in gedruckter Form

»Sexistisch!? Mach dich mal locker...!«

Von Luna Franke

Hin und wieder kommt es vor, dass ich mich anderen Menschen gegenüber über Dinge äußere die mir bitter aufstoßen. Ein Punkt der mir unter anderem einfällt, und der leider oft strittig ist, ist Sexismus und Frau-sein bzw. als Frau in der Gesellschaft wahrgenommen zu werden.

Wenn ich daraus resultierende Dinge, die mich den Tag über begleiten deutlich mache, werde ich manchmal als »Kampfmanze« bezeichnet -was übrigens auch eine Reaktion war als ich mir einen Pixie geschnitten habe-, öfter milde belächelt aber meistens ernte ich einen dummen Spruch der da lautet »Mach dich locker... / Sieh das doch nicht so eng... / Das ist nur so weil du das so sehen willst... / Ich konstruier das ganze erst...«

Fakt in meiner Lebenswelt ist aber, dass mich das Frau-Sein (bzw. als solche gesehen und sozialisiert zu werden) in meiner Lebenswelt den ganzen Tag über beschäftigt, und zwar häufig auf eine nicht angenehme Weise.

Zu meinem allmorgentlichen Ritual des Duschens gehört auch das Radio. Meist läuft auf dem Sender irgendeine Morning-Show bei der ich bestenfalls Musik erwische, schlechtestenfalls sind es »Gespräche«. Ein allseits beliebter Topic sind dabei die Leitfragen des Moderators (die Moderatorin quatscht meist schrill ins Gespräch). Ein Beispiel: »Findet ihr es okay, wenn euer Date zweigleisig fährt? Klar ist das auch bei Jungs/Männern scheiße, aber irgendwie auch nachvollziehbar, immerhin liegt das in ihrer Natur. – Stimmt, genauso wie das Einparken. Klar gibt es Männer die besser einparken als ich, was vielleicht darin liegt das ich keinen Führerschein habe. Und sicher weiß ich, wie ich mich um ein Kleinkind kümmere, ich habe immerhin schon als ich jünger war welche in die Arme gedrückt bekommen. Ich habe mich aber auch regelmäßig mit den Jungs auf dem Spielplatz geprügelt, ich kann auch genauso gut rumrollen und rülpfen wie irgendwelche Kollegen. Nur, gehört' sich das bei mir nicht, meine Rolle ist es nämlich pikiert zu schauen...«

Es ist inzwischen kurz vor 10, meine erste Veranstaltung steht an, da das Wetter schön ist beschließe ich zu laufen und mein Hörbuch weiter zu hören. Ein Krimi, die Protagonisten sind zwei stattliche nordische Männer wie sie im Bilderbuche stehen, der eine ehemals alteingesessener Single, der jetzt endlich eine Frau gefunden hat, der andere ein trauriger unnahbarer Witwer.- die Standardkonstellation. Und wie es so unter Kollegen ist, schreit man erst durch alle Räume einer Kollegin zu, sie solle Kaffee bringen (und die Tür zu machen) und wendet sich dann den wichtigen Themen zu: Frauen. »Wann machst du XYZ endlich mal zu einer ehrbaren Frau? Sie ist doch so ein hübsches Ding.« Das ist der Teil der mir in Erinnerung geblieben ist. Ärgerlich, weil eine Wertigkeit durchschaut, weil unterbewusst natürlich Dinge vermittelt werden, die mich auf eine seltsame Art empören. Sind nur verheiratete Frauen ehrbar? Und sind nur hübsche Frauen zu heiraten? Sind das die Frauen, die dann geschmeichelt davon berichten wie ein Typ sie förmlich mit seinem Blick ausgezogen hat?

Nach dem Seminar schaue ich noch kurz im Café vorbei. In der Schlange vor der Kasse treffe ich zwei Kommilitoninnen. Irgendwann die berühmte Frage, ob ich inzwischen einen Freund hätte? Sie seien ja jetzt beide schon länger in einer Beziehung, und als Frau ohne Mann? Genau deswegen sind sie auch bereit Opfer für die Beziehungen zu bringen; sie kümmern sich, putzen, kochen, kaufen ein und machen was sonst noch so anfällt. Aber ihr Freund bringt immerhin hin und wieder den Müll runter. Mehr könne er nicht machen, weil »*lach*« er hat halt keine Zeit. Aha, denke ich. Keine 5 Minuten vorher haben sich die beiden über Stress und akuten Zeitmangel bzgl ihrer Abgabefristen unterhalten, vom Partner mehr Hilfe einzufordern ist aber unvorstellbar, würde es damit einhergehen ihn damit zu konfrontieren, dass ihre Zeit genauso knapp bemessen ist wie seine, immerhin muss sie auch Studium, Lohnarbeit und Freunde unter einen Hut kriegen.

Verwirrt mache ich mich auf dem Weg zur Bibliothek. Es geht garnicht darum, dass es immer noch Männer gibt die meinen von ihrer Partnerin fordern zu können »weniger sexy« runzulaufen, auch wenn das schon sehr viel über ihr Vertrauen in die Freundin und den Respekt vor ihrer Lebenshaltung aussagt, es geht darum, dass es scheinbar immer noch so ist, dass Frauen Arbeiten übernehmen müssen, über die viele Männer noch nicht einmal nachzudenken scheinen.

Rechts eine Reihe von Plakatwänden, ein Bier das damit beworben wird, dass dies die einzigen Kurven seien, die man anfassen könnte ohne eine gescheuert zu bekommen. Und Mario Barth. Irgendjemand meinte mal die Leute würden ihn mögen, weil die eigene Mittelmäßigkeit auch in Bezug auf Dinge wie Sexismus ertragbarer wären.

Ich mach mich auf dem Weg nach hause, muss allerdings am Bahnhof warten. Leider, wiedereimal ist ein Typ der Meinung mich zutexten und um mich herum schleichen zu müssen. Ich stöpsel mir demonstrativ meine Ohrhörer ein, nachdem ich mich entschuldige und sage das ich keine Lust auf ein Gespräch habe. Er ist aber unbeirrbar, vielleicht glaubt er ja es sei romantisch, ich fühl mich einfach nur genervt. 2 Tracks später sitz ich in der Bahn, hinter mir steht ein Typ der unverhältnismäßig nahe an mir dran steht. Es ist mir unangenehm, ich traue mich aber auch nicht etwas zu sagen. Ich rutsche etwas von ihm ab, keine 2 Minuten später klebt er wieder an mir, wieder mit seinem Schritt an meiner Hose. Ich weiß immer noch nicht wie ich reagieren soll. Ich strecke meinen Bauch leicht heraus um den größtmöglichen Abstand zwischen meinen Körper und seinen zu bekommen, ohne dass er mir näher rücken kann. Er riecht an mir, ich drängele mich weg, steige aus und lauf die letzten Meter nach Hause.

Inzwischen ist es später am Abend, ich wollte noch schnell mit einer Freundin etwas essen gehen bevor wir weggehen wollten. Wir einigen uns auf einen kleinen Laden. Ich bin zu früh da. Ich sitze inzwischen 5 Minuten an unserem Tisch in der Ecke schaue an die Decke. Manchmal lese ich auch ir-

gendetwas oder ich zähle die Regentropfen auf meinen Schuhen, Blickkontakt, auch zufälliger, wird leider all zu oft als Aufforderung verstanden sich zu einem zu setzen und zu zu texten. Passieren tut es hin und wieder trotzdem, so auch diesmal... Ich lasse meinen Blick schweifen, fange einen anderen auf, lächle höflich und schau mich weiter um. Ich höre wie der Stuhl an meinem Tisch zurück gezogen wird, es ist aber nicht meine Freundin. »Hallo schöne Frau, darf ich mich setzen?« Du sitzt schon, denke ich und antworte ihm, dass ich auf eine Freundin warte. »Was ich hier alleine mache« will er wissen, ob ich studiere... Ich schaue ihn an, leicht genervt, genau das hat mir gerade noch gefehlt. Ich sage ihm, dass ich warte und das ich eigentlich keine Lust auf Konversation habe.

»Hey, ich mein es doch nur nett, ich fand du sahst sympathisch aus und da dachte ich mir ich setz mich zu Dir.« Jetzt fühl ich mich doof, klar meint er es vielleicht nicht böse, trotzdem habe ich keine Lust auf seine Gesellschaft. Ich sag ihm das ich es nett find und bedanke mich, versuch ihm gleichzeitig aber auch höflich und bestimmt zu vermitteln, dass ich wirklich(!) keine Lust habe mich mit ihm zu Unterhalten, dass es nicht persönlich gemeint ist, und das ich es toll fände wenn er das akzeptieren würde. »Und außerdem warte ich auf meine Freundin!«. Er will solange warten bis sie kommt, dann wird er ihr ganz bestimmt platz machen. Es sei ja gerade so nett. Ich frag mich ob es vielleicht wirklich Paralleldimensionen gibt, er scheint definitiv in einer zu Leben, oder kein Gespür dafür zu haben das ich mich nicht wohl fühle. Alles in mir schreit: »Nein heißt Nein, raffs doch bitte mal! Trottel.« Ich mach gute Miene zum bösen Spiel. Ob sie meine Freundin sei will er wissen. Ich schaue ihn verwirrt und genervt an. Oder nur irgendeine Freundin? Ich bin irritiert. Warum fragt er das? »Na, ob ihr zusammen seid. Oder wie Männer und Frauen halt.«

Ja. Nein. »Scheiß Normativität' denk ich. Ich will Ja sagen um ihn zu verwirren, habe aber keine Lust auf, heiße Lesben-Fantasien' und noch mehr dumme, womöglich homophobe Sprüche. Immerhin weiß jeder, »einer Lesbe muss man es nur mal richtig besorgen«. Ich will auch nicht nein sagen, es geht ihn nichts an.

»Ich habe einen Freund« sage ich schließlich, meine all around Ausrede. Schweigen, er setzt wieder an zu reden, ich schaue auf die Uhr. 4 Minuten, es kommt mir vor wie eine Ewigkeit. Ich bitte ihn nochmal zu gehen, diesmal lass ich durchklingen wie genervt ich bin.

»Mach dich mal locker, du siehst echt scheiße aus. Bist bestimmt ne Lesbe!« sagt er, geht. Ich atme auf, ärgere mich. Die Tür geht auf, sie kommt rein. Lächelt. Ich freu mich, es geht mir gleich viel besser. Ich tauche ein in die Blase in der ich die Welt Welt sein lasse. Er guckt, mustert sie von oben bis unten. Wir bestellen, essen, gehen, treffen Freunde, gehen feiern. Der übliche Stress, aufdringliche Typen., Fast die gleichen Szenen wie heute Mittag, aber das ist mir gerade egal. Da gibt es gerade nur mich, meine Freunde und die Musik. Irgendjemand kommt von der Toilette wieder und regt sich über einen Typen auf, der vor dem Frauenklo steht. Oder im

Frauenklo? Ich will mich damit nicht beschäftigen, hatte heute schon genug Stress. Eine Freundin geht hin, will rein, ich begleite sie. Freu mich kurz das wir das Klischee erfüllen. Der Typ steht immer noch da. Wir schieben uns an ihm vorbei und stellen und drinnen an. Hinter uns streitet jemand. Ein anderes Mädchen will durch. Wir mischen uns ein. Er solle sie durchlassen. Er fragt sie nach ihrem Namen, wenn sie den sagt kommt sie durch. Sie schiebt seine Hand weg, er schubst sie nach hinten. Es sei doch nicht so schwer, sie müsse nur ihren Namen sagen. Sie sagt ihn, genervt. Er lässt Sie durch. War doch nicht so schwer- meint er. Ein anderer Typ kommt vorbei, fordert ihn auf zu gehen. Er bezeichnet ihn als Schwuchtel. Der andere bleibt stehen, sagt er solle sich verpissen. Inzwischen hat sich eine kleine Menschenmenge gesammelt. Der eine geht. Der Andere auch.

Irgendwann gehen auch wir. 8 Stunden später stehe ich an der gleichen Stelle am Bahnhof, inzwischen habe ich mir angewöhnt mit dem Rücken zur Wand zu stehen. SO »provoziert« man es nicht, dass jemand einen auf den Arsch schlägt. Kopfhörer habe ich schon auf, ich tue so als würde ich nichts von alledem was um mich herum geschieht mitbekommen. Keine dummen Sprüche, keine Gesprächsversuche. Ich frage mich, wie ich meinen MP3 Player noch lauter bekomme. Ich steige ein. Bin zufrieden. Heute war ein schöner Tag, sicher es gab einiges das scheiße gelaufen ist, ich habe mich hier lange und breit darüber ausgekotzt, aber das ist irgendwie alltäglich. Es geschieht nicht alles jeden Tag, aber es ist auch nicht die Ausnahme. Die Bahn hält. Diesmal fast leer. Ein Typ, ein Paar, noch ein Mann und eine Frau, hinter mir noch ein paar Leute. Ich steh auf, will gleich aussteigen. Auf einmal greift mit der Typ von gegenüber an den Arsch. Ich bin perplex. Überlege was ich machen soll. Würde ihn gerne Boxen. Habe Angst ihm weh zu tun. Frag mich ob so eine Demütigung eine gebrochene Nase rechtfertigen. Die erste Sekunde ist um. Ich hau ihm aufs Bein, geh zur Tür. Dreh mich um. Er grinst. Ich bezeichne ihn als Arschloch. Keiner der Umstehenden sagt etwas. Ich fühl mich bloßgestellt. Hab das Gefühl nichts gemacht zu haben. Ich habe aber etwas gemacht. Er fand es nur geil. Ich beschließe mich erst einmal nicht mehr auf 4er Sitze zu setzen. Steig aus, geh nach hause, fall in mein Bett.



Bis(s) zum bitteren Ende

Von Sarah Tolba

Ich war schon lange nicht mehr im Kino, bei dem momentanen Angebot ist das auch nicht verwunderlich. Hatte ich mit Beginn des Twilight-Hypes noch gehofft, dass sich dieser relativ schnell verlaufen werde, muss ich inzwischen der bitteren Wahrheit ins Auge sehen; er bleibt wohl genauso präsent wie Harry Potter, und als liebe große Schwester lese ich die Bücher natürlich auch, immerhin sind sie neben sämtlichen Vampirserien momentaner Lebensinhalt meiner jüngeren Schwester.

Twilight – Bis zur beliebigen Tageszeit ist eine pseudoromantischen Mischung aus Erotik und Horror und der vorerst unglücklichen Liebesbeziehungen zwischen einer Normalsterblichen (Bella Swan) und dem Vampir (Edward Cullen), stark umfodten von einem Werwolf.

Der Plot ist schnell erzählt; wunderschönes Mädchen zieht zu ihrem Vater. An ihrer neuen Schule wird sie, obwohl sie vorher unscheinbar und kaum beachtet wurde, von allen Jungs umschwärmt, lernt den unsagbar schönen Bad-Boy der Schule kennen, der – wie sich später herausstellt – ein Vampir ist und sie, oder vielmehr den Duft ihres Blutes, unwiderstehlich findet. Nun könnte man ähnlich wie bei Tristan und Isolde die Aufrichtigkeit bzw. Echtheit dieser Liebe in Frage stellen bzw. thematisieren, erfolgt diese Anziehung doch aufgrund ihres Blutes. Stephenie Meyer, Autorin des Buches, sieht dies jedoch als ein zu vernachlässigendes bzw. überhaupt nicht zu bearbeitendes Problem – die klassische Saga hatte dafür eine plausiblere Erklärung.

Damit wäre eigentlich auch schon das essentielle der Romanreihe (inkl. Spin Off) umrissen.

Nebenhandlungen, Charakterentwicklung erfolgen wenn überhaupt nur rudimentär und stehen in den seltensten Fällen in einem Kontext zur Haupthandlung.

Jetzt könnte natürlich angenommen werden, die Reduzierung der Nebenhandlung auf einige grundlegende Informationen würde der Ausarbeitung des Hauptstranges dienen – doch wie so oft, irrt man auch hier! Unverhältnismäßig viel Platz in dem Buch wird dafür verschwendet, zu sagen, wie wunderschön und perfekt Edward ist und dass Bella ihn ihrer Meinung nach nicht verdient. Eine These, die insbesondere in der Hinsicht darauf, dass das ein Jugendroman sein soll, erstaunlich ist, wird die Tatsache ob die Person die man liebt einen verdient daran gemessen, ob man ebenfalls dem Schönheitsideal entspricht.

Auch der Schreibstil der Autorin zeugt nicht von größerem literarischem Können oder Eloquenz, reihen sich nicht nur die ganze Zeit Hauptsätze aneinander, es kommt auch noch zu litaneilangen wörtliche Wiederholung wie etwa bei bestimmten Eigenschaften Edwards. Seien es nun das berühmte »schiefe Lächeln«, oder das Edward »unglaublich stark«, »unmessbar schnell« und »unmenschlich schön« ist. Es geht also nicht um unangemessene literarische Ansprüche sondern lediglich um ein wenig Gefühl für Sprache.

Aber zurück zu Bella und Edward...

Trotz des Menschlichseins der beiden – bei einer trifft es tatsächlicher, beim dem anderen in charakterlicher Hinsicht zu – ist ihr Verhalten jedoch bar jeglicher Logik.

Das Bella es im entscheidenden Augenblick versäumt, Edward mit Thesen, Fragen und Dingen zu konfrontieren, ist nur eine der vielen Stellen in der man sich als Leser_in – pardon für den Ausdruck – verarscht vorkommt, umso mehr, als dass genau diese Dinge dann 20 Seiten später in einem absolut unpassenden Augenblick Thema werden. Dass Bella sich absolut gar nicht mit dem Tod auseinandersetzt, nachdem sie im ganzen Buch mehrere Male diesem nur um Haaresbreite entkommt, ist selbstredend.

Alles in allem ist Bella eine permanent jammern-de (erst ist ihr Auto zu alt, dann mag sie das neue nicht, dann will sie nicht so viel Aufmerksamkeit...), ihren fast-Mörder wie in einem schlechten Horrorfilm freiwillig in die Arme laufende und unbedingt möglichst schnell Vampir werden wollende Figur. Schnell Vampir werdenwollend weil sie bald 18 wird, und ihr über alles geliebter Edward, erst 17 ist (und das seit 1918). Das man vielleicht nicht mit dem erstbesten Typen den man kennen lernt, den Rest seiner Unsterblichkeit, verbringen möchte, erscheint abwegig – aber wer könnte bei einem »unglaublich starken«, »unmessbar schnellen« und »unmenschlich schönen« Vampir schon, nein! sagen!?

Dies ist alles haarsträubend genug aber verglichen mit dem Rest der Geschichte immerhin unterhaltsam. Die Vampire dieses Romans, allen voran Edward, sind auch in jeder Hinsicht außergewöhnlich. Weder haben sie spitze Zähne (müsste beim beißen ja ne ziemliche Sauerei geben), noch sterben sie im Sonnenlicht (vielmehr glitzern sie wie Diamanten-Swarovski sei Dank), noch werden sie von Menstruationsblut geschockt (Bella wird dadurch – wie in manch anderen reaktionären Kulturen auch – zur Unberührbaren). Selbstredend ist nicht nur Edward sondern die ganze Cullenfamilie etwas Besonderes. Sie sind nicht nur eine von den guten Vampirfamilien – sie sind »vegetarische Vampire« – was wohl einer der beabsichtigten Scherze im Buch sein soll. Und natürlich verkörpern sie auch mit all ihren anderen Eigenschaften den Traum/Klischee der amerikanischen Familie, sie sind stinckreich und lassen es nicht raushängen, unheimlich nett und offenerzig, gebildet und sie spielen – wer hätte das gedacht – für ihr Leben gerne Baseball. Natürlich nur bei Gewitter, da sie den Donner brauchen um die Schläge zu übertönen, weil sie, um es erneut zu erwähnen, unsagbar stark sind.

Unzählige junge Frauen lesen dieses Buch, identifizieren sich mit Bella, nehmen sich diese als Vorbild und kaufen den filmeigenen Schmuck.

Das der ganze Spaß im höchsten Maße reaktionär und sexistisch ist, scheint egal zu sein. Bella betüttelt ihren Vater wie eine Henne ihr Küken. Da der Vater vorher jedoch alleine gelebt hat, lässt sich zumindest annehmen, dass er sein Leben vorher alleine meistern konnte – zumindest solange bis

sich Bella – wie es sich nach Meinung der Autorin gehört – der Aufgabe annimmt und ihren Vater bemuttert und den Haushalt schmeißt. Wenn sich da mal nicht das mormonische Gedankengut der Autorin niederschlägt (an der Stelle könnte man sich mal Gedanken um das amerikanische Buchcover machen; Stichworte: Apfel, Eva, Bella, Schuld und Selbstkontrolle).

Alles in allem genug für eine alles andere als emanzipatorische Haltung, wäre Edward nicht zu allem Überfluss auch noch auch ein Stalker.

Wo jeder normale Mensch, mich als Messlatte genommen, in die Luft gehen würde, freut sich unser junges Ding. Edward schnüffelt nämlich nicht nur in ihren Sachen herum; er bricht auch über Monate Nachts bei ihr ein, um sie zu beobachten, was verglichen mit der Tatsache, dass er ihr den Umgang mit Freunden verbietet, sie de facto entführen und mit Gewalt festhalten lässt, fast schon harmlos anmutet.

Das Bella auch nicht auf sich alleine aufpassen kann, und damit meine ich nicht unbedingt die Gefahr vor anderen, bösen Vampiren, sondern kleine Gefahren wie sie im Leben eines jeden von uns vorkommen, bedeutet, dass Bella gleich von drei Männern beschützt und bewacht wird; einem Werwolf und einem Vampir (trotz persönlicher- und Stammesfeindschaft), sowie – selbstverständlich – ihrem Vater. Die Rolle der starken Frau im Jugendroman ist out und scheinbar auch nicht mit Romantik vereinbar...

Aber immerhin die Prüden unter uns können das Buch weitgehend beruhigt lesen, spielt Sexualität doch kaum eine Rolle. Vampire bringen nämlich beim Sex Häuser zum Einstürzen, lösen Erdbeben aus und überhaupt – Sex gibt es sowieso erst in der Ehe.

Dreh und Angelpunkt bzw. Sündenpfeil ist in dem Fall natürlich Bella; Sie darf Edward natürlich nicht reizen, denn Edward ist ja auch nicht insoweit Herr seiner Sinne, als dass er sich auch gegen etwas entscheiden könnte. Freier Wille ist also nur Menschen zu eigen...

Und so ist jeglicher Körperkontakt aufs Händchenhalten und in Ausnahmefällen auf Küssen beschränkt (und ein unzuchtiger Kuss ist schon ein tolles Geburtstagsgeschenk) und Bella gibt sich in der Regel damit zufrieden. Nur manchmal scheint ihre »Wollust« Oberhand zu gewinnen – zumindest solange, bis ihr ihr sündhaftes Verhalten bewusst wird. Keuschheit also an allen Ecken und Enden, Bella schwört dem Sex ab, Edward Bellas Blut, die Beteiligten der Wahrheit und Stephenie Meyer jeglicher Logik.

Und so endet der ganze Spaß natürlich mit einer Ehe, einem Kind das halb Vampir und halb Mensch, unmenschlich schön, unmessbar schnell, unglaublich intelligent und begabt ist.

Ps: Das nur männliche Vampire Kinder zeugen können, ist im Kontext des Ganzen fast schon selbstverständlich.

Twilight

Von Sandra Stelzenmüller

Viele Verurteilen die Twilight Reihe als Kitschromane, Teeny Bücher für 14 Jährige, Schande unter den Vampirbüchern oder sogar als altertümliche Moralprediger. Viel Schlechtes wird über den im Sonnenlicht glitzernden Vampir und seine Bella Swan gesagt, bei deren Namen – aufgrund der Anspielung – viele schon krampfhaftes Augenrollen bekommen. Doch warum sind bei all dem Schimpf und Verachtung so viele Menschen aus so vielen verschiedenen Altersklassen süchtig nach den Büchern? Diese Gründe möchte ich nun näher beleuchten.

Hinter den vielen kritisierten Punkten (wie der unterschwellig Moralpredigt und, dass richtige Vampire im Sonnenlicht sterben und nicht glitzern sollen) handelt es sich bei der Twilight Reihe in erster Linie um einen, meiner Ansicht nach, kreativen Liebesroman. Kreativ aus dem Grud, weil es neben der Liebesgeschichte zwischen Bella, Edward und Jakob auch noch eine Handlung gibt – was bei vielen Büchern dieser Richtung fehlt.

Wie jedoch bei jeder Bücherreihe, muss man auch bei Twilight schauen welche Leser wahrscheinlich mehr Interesse zeigen und welche weniger. So werden die Bücher die meiste Zeit aus Bellas Sicht geschrieben. Das ist sicher nett, aber es könnte für männliche (oder auch einige weibliche) Leser auf Dauer nicht fesselnd wirken. Zudem sollte man sich keinen Roman zum Gruseln vorgestellt haben, bzw. größere Erwartungen aufgrund von früherer Vampirlektüre stellen. Man muss sich diesen beiden Punkten öffnen, dann wird Twilight zu einem fesselnden, bannenden Erlebnis das man nicht mehr so schnell aus den Händen legen wird. Der einfache, und doch lebhaft, Schreibstil sorgt dafür, dass man sie Seien im Nu durchwandert. Man wird gebannt von Kämpfen mit fremden Vampiren und anderen Gestalten und fiebert bis zum Schluß mit für wen sich Bella letztendlich entscheiden wird.

Der oft kritisierte Aspekt der Moralheuchelei spannt den Leser ebenso auf die Folter wie Bella selbst. Man wartet Seite für Seite und Band für Band darauf, dass endlich die erlösende Entscheidung Bellas und der ersehnte Biss Edwards gefallen ist.

Gerade ersteres bleibt spannend bis zum Finale im vierten Buch, bis zudem sowohl Edward, als auch Jakob Fans eifrig an ihrem Favoriten hängen. Beide haben ihren Charm und für jeden TräumerIn ist etwas dabei. So geht es in der Twilightreihe nur am Rande um die Fede zwischen Vampiren und Werwölfen. Dafür schaffen es in dieser Reihe sowohl Vegetarier Vampire als auch Werwölfe in ihren Bann zu ziehen. Neben den bisher genannten Punkten, muss ich nun noch einmal auf den Einfallreichtum hinweisen, mit dem die Bücher bestechen. Damit meine ich sicherlich nicht schlechte Anspielungen wie den Namen »Bella Swan«, die man auch in einigen weiteren Filmen wie »Leoparden küsst man nicht« oder »Fluch der Karibik« findet. Im Gegenteil möchte ich die verpönte Aussage, dass Vampire im Sonnenlicht glitzern hervorheben, die Beschreibungen der Vampire und wie sie die Welt sehen. Es waren neue Vorstellungen von Vampiren und nicht

die seit Bran Stoker vererbten Stereotypen. Alleine schon die Idee, dass Vampire sich auch alleine von Tierblut ernähren könnten, ist eine Idee die bisher noch keiner aufgenommen hat, aber eine Überlegung sicherlich Wert ist.

Von ArtyChock zu ArtySpaces. Urbaner Kunstschock im Ostend

Von Marie Wolters

Erkennungszeichen: Die goldene Artischocke. Diesmal in Händen eines jungen Mannes in der B-Ebene des Ostbahnhofs. Anhand von ausgetauschten, wissenden Blicken und einer doch gut zu erkennenden Zielgruppe konnte man schon im Bahnhof Mitwissende von Unwissenden leicht unterscheiden und so war die Wegerklärung fast schon selbstredend: Immer dem Menschenpulk hinterher.

Der Beschreibung nach gelangte man nach kurzer Wartezeit in ein Büro, in dem großzügig Gummibärchen, Marshmallows und Wackelpudding in Schnappsgläsern angeboten wurden – ganz im Stile eines erfolgreichen, trendigen und vor allem kundenbewussten Unternehmens. Spätestens nach zwei Wackelpuddingportionen waren die potenziellen Kund_innen mehr als gewillt, sich auf das nun folgende Verkaufsgespräch einzulassen: Die Mitarbeiter_innen, betont dynamisch, motiviert, kompetent... und so weiter und so weiter, wie man sich ein junges, hipbes Unternehmen in Gedanken personifiziert: ArtySpaces, die Idee eines Unternehmens, das sich darum bemüht, ungenutzte urbane Flächen »upzugraden« und für ihre Ideen Investor_innen zu finden – in diesem Falle uns, die Zuschauer_innen. Nach einigen werbetreibenden Argumenten und genügend Anschauungsmaterial, geliefert auf Bildschirmen, war dann also eine Finanzspritze fällig, um sich entweder für ein grünes oder ein rotes Bändchen, drei bzw. fünf Euro, zu entscheiden: Normalo oder VIP. Klassentrennung fängt nunmal schon im Kleinsten an. Eine weitere Mitarbeiterin, ein aufsteigendes Unternehmen darf schließlich nicht an Präsenz in Person von Mitarbeiter_innen sparen, führte dann jeweils kleinere Grüppchen zum eigentlichen Ort der Performance – das ehemalige, mittlerweile brachliegende Gelände der Feuerwehr im Ostend. Eine Betonwüste mit den ersten Anzeichen der Übernahme durch städtische Pflanzen – ein idealer Ort, um über die Nutzung eben solcher Flächen zu reflektieren, am besten indem man ihn bespielt, so wie es ArtyChock getan haben.

Überall auf dem Gelände waren Gegenstände zu finden, die einerseits eindeutig als Requisiten zu identifizieren waren (weiß angemalte Kisten, Hocker, diverse Technik), andererseits konnte man aber auch immer Dinge entdecken, bei denen nicht klar war, ob das nun Müll ist oder doch eine gut überlegte und platzierte Requisite. Und diese Idee zog sich auch durch die gesamte Performance: Immer wieder traten die Akteur_innen aus ihren Rollen heraus, neue Performer_innen, die vorher scheinbar einfach als Zuschauer_inne mitgelaufen waren traten in das Geschehen ein und die Grenzen, zwischen gespielt und echt, aber auch zwischen Publikum und Akteur_innen, verschwammen. Der Überraschungseffekt und die erhöhte Aufmerksamkeit auf jedes kleine Detail erzielten sicherlich den gewünschten Effekt. Jeder einzelne, die Akteur_innen miteinbegriffen, waren mitten im Geschehen und dadurch auch mitten in der Fragestellung, wie und ob man solche Orte weiter verwenden kann.

Nachdem alle Gruppen aus dem Bürogebäude auf das Gelände geführt worden waren, begann die eigentliche Performance, diesmal mehr auf Darstellung durch die Mitglieder von ArtyChock beruhend, als auf der aktiven Teilnahme der Zuschauer_innen. Aufgrund der Dichte und der Länge der eigentlichen Performance möchte ich nur einige einzelne Motive und Themen beschreiben, von denen einige immer wiederkehrten und sich durch die ganze Performance zogen. Das Stück bestand aus verschiedenen Teilen, die sich jeweils mit verschiedenen Aspekten der städtischen Planung, den Auswirkungen und der Nutzung von freien Räumen beschäftigten. Die einzelnen Rollen der Spieler_innen waren dabei vorher noch nicht festgelegt und wurden unter ihnen ausgelost, indem sie alle jeweils einen Zettel mit der jeweiligen Rolle aus Dosen zogen. Zufall, Spiel und Überraschung – diesmal nicht nur auf Seiten der Zuschauer_innen. So wurden die Akteur_innen im ersten Teil z.B. zum Partygirl, zur Kamerafrau oder dem sentimental Rave – Zeitzeugen, der vor laufender Kamera die gute alte Zeit beschreibt, in der Cityraves in großen Städten noch möglich und keine Seltenheit waren. In einem weiteren Teil der Aufführung wurden Rollen verteilt wie z.B. der »freie Künstler«, der »Undergrounddesigner« oder der »Offscenep performer«, welche sich dann zusammen mit der Um- und Neugestaltung dieser Fläche beschäftigten. Allein schon die Beschreibung dieser »Berufe« und deren Darstellung lassen den ironischen Umgang mit solchen Trendprofessionen erkennen, die alle durch ihre ach-so-innovative Art den Prozess einer freien Entwicklung eines Gebiets im Grunde doch nur wieder einschränken.

Doch nicht nur Leute, die sich mit eben diesem Prozess beschäftigen, wurden ironisch reflektiert. Die Performer_innen selbst verschonten sich nicht: In der »AussteigBar«, einer eigens aufgebauten kleinen Bar, deren Videoaufnahme via Beamer an eine Hauswand projiziert wurde, fanden sich die Akteur_innen nach dem immer wieder auftauchenden Satz »Mir reicht's, ich steig aus!« einer nach dem anderen ein und berichteten über die Proben, die Produktionsbedingungen die Sinnhaftig- bzw. Sinnlosigkeit der eigenen Performance und philosophierten über »unklassische Kunst«, »Antiurbanität« und die »viel zu deutsche Lust am Kaputtgehen«. Caspar David Friedrich, und so.

Der interaktive und kreative Höhepunkt war zum Ende hin das »Abarbeiten der Gentrifizierungsschuld«. Hierbei galt es die Gentrifizierungsschuld, die an jedem von uns irgendwo haftet, durch das Leiden der Akteur_innen abzuwenden. Ablass im 21. Jahrhundert, frei nach der biblischen Passionsgeschichte Christi. Die modernen Sünden, für die in diesem Fall jedoch kein heiliger Sohn Gottes, sondern die diesseitigen Performer_innen leiden mussten, bestanden in diesem Fall jedoch aus der schon voran geschilderten Gentrifizierung der Frankfurter Viertel. Bioläden, Kulturzentren, alternative KItas und jede Menge kuschelige Cafés, aber auch die stetig steigenden Mieten – alles klare Zeichen für die fortgeschrittene Gentrifizierung, ein Übel dem unbedingt entgegengearbeitet werden muss! Und

was wäre da naheliegender als Bionade und Reiswaffeln – als Produkte und Kennzeichen des der hippen Städter_in, im Übermaß verzehren zu müssen, bis es einem im wahrsten Sinne des Wortes im Halse stecken bleibt bzw. wieder hochkommt. Tja, um Vergebung bitten oder Ablassbriefe kaufen ist wirklich mittelalterlich. Und so mussten die Performer_innen, um die Schuld abzubauen schon ziemlich die Zähne zusammenbeißen. Opfer müssen sein, und so können die Bewohner_innen der extra hippen Viertel à la Nordend, Bornheim, Westend o.ä. Nun wieder getrost ihre Soja-Vanilla-Chai-Lattes trinken, ganz ohne schlechtes Gewissen.

Mittlerweile war es dunkel, zum Glück trocken, und die Performance endete mit dem Bild von in der Luft wirbelnden Federn, die vorher bei einer Flashmob-imitierenden Kissenschlacht die Spielenden umhüllt hatten, und zusammen mit riesigen, grünen Knicklichtern, die durch die Luft gewirbelt wurden und der vorher lauten, schnellen, aktionsreichen Vorstellung ein ruhiges und atmosphärisches Ende setzten.

Die Verknüpfung von Performanceelementen als spezielle Ausprägung des Theaters, die heutzutage immer wieder genutzt wird, um die klassische Theatersituation innerhalb eines festen Raumes aufzuheben um näher an den reflektierten Themen und den dazugehörigen Orten agieren zu können, mit der gezielten Interaktivität zwischen Akteur_innen und Zuschauer_innen und der Selbstreflexion der Gruppe machten die Performance zu einem intensiv erlebten Abend, der vor allem vom Ideenreichtum der Gruppe geprägt war. Mit verschiedensten Stilmitteln wurde das Publikum in das Thema hineingezogen, durch das Austreten der Performer_innen aus ihren eigenen Rollen wurde aber auch immer wieder die eigene Distanzierung möglich gemacht.

Trotz der doch erheblichen Länge des Stücks, den immer wieder wechselnden Themengebieten, Rollenverteilungen und Denkanisätzen beeindruckte die deutlich werdende Kritik aber auch die ironische Betrachtung solcher urbanischen Prozesse und der Rolle, die man als allzu normale_r Bürger_in einer Großstadt bei solchen Umwandlungen inne hat und wie man eben diese noch verändern und somit Einfluss nehmen kann. Die Gentrifizierung eines Viertels bedeutet eine optische, ökonomische und reputative Aufwertung eines bestimmten Stadtteils auf der einen, die zwangsläufige Vertreibung durch höhere Mieten von ansässigen Bewohner_innen und die aufgezwungene Durchkonzipiertheit durch Städteplaner_innen auf der anderen Seite, sodass die ursprünglichen Bewohner_innen eines bestimmten Stadtgebiets gar nicht mehr am eigentlichen Gestaltungsprozess ihres Viertels beteiligt sind und ihre Interessen und Probleme mehr oder weniger ignoriert werden. Verantwortlich hierfür sind häufig Investor_innen, die aus einem eher unattraktiven Gebiet, wie hier dem Ostbahnhof, ein hipbes Szeneviertel machen wollen und dem »abgefuckten« Charakter einen gewissen Grad an Charme zuschreiben wollen, um dies besser vermarkten und als wünschenswert darzustellen. Es geht hier also auch darum Kunst



im weitesten Sinne als eine ästhetische Eigenschaft bzw. ein positives Charakteristikum eines Viertels zuzuschreiben, bzw. ihnen zu unterstellen, nur um ein Gebiet für Investor_innen bzw. kapitalbringende Bürger_innen attraktiv zu machen.

Wenn also eben ein solches hipbes, durchgestyltes Businessunternehmen, wie die Performer_innen es sich unter dem Decknamen »ArtySpaces« ausgedacht haben, versucht, einen brachliegenden und verlassenem Platz wie jenen am Ostbahnhof »upzugraden«, indem es Investor_innen, hier die Zuschauer_innen, dazu bringt, Geld zu geben, um eine nicht genutzte Fläche aufzuwerten, als Rave-Zone, Biotop, Raum für freischaffende Künstler_innen oder durchdesignte Geschäftswelten, welche dann wiederum ein bestimmtes Publikum anziehen, die bereit sind, höhere Mieten zu zahlen, um in einem solchen Szeneviertel zu wohnen, dann ist das auf jeden Fall eine intelligente Geschäftsidee. Diese Problematik, dass Unternehmen Geld

machen können, indem sie in diesem Fall einem »abgeranzten« Viertel Charme und eine eigene Ästhetik zusprechen (Vintage-Style und Used-Look sind wohl heutzutage auch bei Stadtvierteln angesagt), dadurch jedoch die Gestaltungsfreiheiten der schon Ansässigen einschränken und nicht ins gewünschte Klientel passende Bewohner_innen vertreiben, wurde bei der Performance von ArtyChock deutlich.

Durch die selbstreflexiven Einschübe wurde jedoch die moralischer-Zeigefinger-Manier erfreulicherweise vermieden, schließlich wohnt ein Großteil der Student_innen, klar die Zielgruppe der Performance, in einem dieser Viertel in Frankfurt. Die komplette Umwälzung von Lebensgewohnheiten und -standards war sicherlich auch nicht die Intention von ArtyChock. Vielmehr wurde der deutende-Zeigefinger dem moralischen vorgezogen und so die Identifizierung solcher subtil ablaufenden Prozesse gesichert.

ArtyChock

Das Frankfurter Performancekollektiv hat sich im März 2009 gegründet und besteht hauptsächlich aus Studierenden aus unterschiedlichen Fachrichtungen. In ihrer ersten Performance »Which site are you on« am 7.-9. Juli 2009 machten sie den IG-Farben Campus auf ungewöhnliche und unterschiedlichste Weisen erfahrbar (s. ASTA-Zeitung, August 2009).

Mit der Performance »60314« am 17. Juli 2010 im Frankfurter Ostend bleiben sie dem Thema »Raum« treu und gingen neue Wege.

<http://www.artychock.tk>

Buchrezension: »Flickernde Jugend – rauschende Bilder. Netzkultur im Web 2.0«

Von Sarah Tolba

Unweit des Unicampus Bockenheim und den nicht dort Studierenden kaum bekannt, gibt es einen weiteren Unicampus, eine kleine Welt für sich. Hier studieren nicht nur die Kunstpädagog_innen, sondern es wird sich auch mit den neuen Medien auseinandergesetzt.

Ein Produkt dieser Auseinandersetzung ist das Buch von Birgit Richard, Jan Grünwald, Marcus Recht und Nina Metz mit dem Titel »Flickernde Jugend – rauschende Bilder. Netzkultur im Web 2.0«, das im Campus Verlag erschienen ist.

Das, was für mich früher die Bänke am Sportplatz waren, wurde heute abgelöst durch Flickr, YouTube, MySpace und facebook. Eine Erkenntnis, die als solche nicht verwundert, hat man sie selbst doch mitbekommen oder ist, je nach Alter, sogar selbst ein digital native. Was dann doch überrascht hat, war die Erkenntnis, dass das wahrscheinlich wichtigere Kommunikationsmittel das (bewegte) Bild sei und nicht etwa das geschriebene Wort.

Eine zentrale Frage dieses Buches ist die Rolle eines identitätsstiftenden Momentes im Web 2.0. Das dafür das Bild keine unerhebliche Rolle spielt, ist selbstredend, und so diffus viele Gedanken des Buches auch schon in unserem Kopf herumgespukt haben, so ist es doch ein angenehmes Gefühl, sie mal formuliert und vor allem wissenschaftlich untersucht zu wissen, denn immerhin verbringen Jugendliche durchschnittlich 13 Stunden pro Woche im Internet. Besonders spannend beim Lesen des Buches fand ich die Rolle die Geschlecht und Sexualität einnehmen, gerade weil man ja oft Gemeinsamkeiten zu erkennen glaubt, die allerdings so diffus sind, dass man sie nicht in Worte fassen kann.

Wie also inszeniert sie sich, die Jugend von heute? Welches Bild stellen Mädchen und junge Frauen von sich dar, wie sieht es bei den Jungs und Männern aus und welche Rolle spielt die Fremdschreibung?

Eines der Ergebnisse ist die nicht unerwartete Erkenntnis, dass sich Jugendliche an Stars und Sternchen orientieren. So gilt es, seinen Körper möglichst immer so zu inszenieren, dass er eine gewisse Art von Sinnlichkeit oder zumindest Erotik ausstrahlt. Das dies durchaus auch auf Schnappschüssen der Fall sein kann, liegt daran, dass für viele der Jugendlichen dieser Habitus genauso alltäglich geworden ist, wie das updaten des facebook-Status.

Überraschend hingegen war, das weiblich sozialisierte Menschen nach Meinung der Autor_innen andere und vor allem viel mehr Möglichkeiten haben, sich auszudrücken, als Jungen, selbst, wenn es deswegen nicht weniger einschränkend und stereotypisierend ist. Gleichzeitig ist festzustellen, dass Mädchen und Frauen viel häufiger scheinbar gegen das heteronormative Bild, dem sich beide „Geschlechtergruppen“ überwiegend unterwerfen, aufbegehren und ihre Weiblichkeit beispielsweise durch das Tragen eines Bartes brechen. Das dieser nicht immer für eine (bärtige) Mann-Werdung bzw. eine Abkehr des »an«sozialisierten Geschlechtes steht, ist klar, oft genug sind es auch einfach Rumbödeln oder Parodien auf Männlichkeit z.B.

in der Überzeichneten Darstellung als Cowboy, also die Inszenierung der bärtigen Männlichkeit oder aber als nicht minder selten vorkommende Inszenierung des bärtigen Fraubleibens, in dem der Bart quasi die Weiblichkeit nicht bricht, sondern vielmehr eine Weiblichkeit und Sinnlichkeit unterstreicht.

Fraglich bleibt dennoch, ob das „kleine-niedliche-Mädchen“ mimen als ironisierend verstanden werden kann, wie es erwähnt wird, oder ob damit nicht durchaus auch ein Bild der Weiblichkeit reproduziert wird, die als ansprechend gilt und erwartet wird. Und auch die These, dass Mädchen es irgendwie leichter haben könnten, weil Männlichkeitsbilder immer ernst zu nehmend sind, ist fraglich, denn sicher kann, wie die Autor_innen sagen, gephotoshopped werden, doch, und auch das sagen die Autor_innen, tun sich dadurch neue Spannungsfelder auf. Und selbst mit Photoshop und „Bauch-rein-Brust-und-Po-raus“ Pose scheint es mir nicht ausreichend sinnliche Weiblichkeit zu sein, vielmehr sind das auch die Bilder, die in den Fail-Sparten oder den so genannten Verticals Motivational auftauchen.

Ganz besonders lesenswert sind auch die Kapitel zu Bildtheorie, Fashion-Victims oder zum Thema Gewalt. Immer auch anschaulich, da in der Erläuterung und Belegung der Thesen auf Bilder (teils abgebildet) und Videos (beide aber durch Verweise online zu finden) referieren und so nachvollziehbarer sind.



Foto: cydonia © photocase.com | Buchtitel: www.campus.de

Auszug: »Der entzauberte Präsident – Barack Obama und seine Politik«

1. ERNÜCHTERUNG

Der 20. Januar 2010 war ein kalter Tag in Washington D. C. Genau ein Jahr nach seiner Amtseinführung saß Barack Obama im Oval Office des Weißen Hauses. Er begrüßte eine Gruppe von Jugendlichen anlässlich des National Mentoring Month, anschließend zeichnete der US-Präsident einen Erlass zur Vergabe von Regierungsaufträgen ab und verabschiedete sich von den Journalisten. Mit keinem Wort erwähnte er den Jahrestag. Eine offizielle Stellungnahme gab es nicht. Kein Empfang und keine Party dort, wo ein Jahr zuvor noch mehr als eine Million Menschen euphorisch die historische Amtseinführung des 44. Präsidenten der Vereinigten Staaten gefeiert hatten. Auf die Frage eines Reporters, was der Präsident mache, um den Jahrestag zu begehen, antwortete der Sprecher des Weißen Hauses Robert Gibbs in der Pressekonferenz am selben Tag: »Nichts Besonderes.« Es sei lediglich ein Datum im Kalender, das anzeige, »dass du ein Jahr hier gewesen bist.« Im Weißen Haus war niemand in Feierlaune. Die Stimmung war am Boden. Und auch draußen war die Euphorie der Ernüchterung gewichen. Auf der Mall in Washington waren an diesem Tag keine Millionen, keine »Yes we can«-Parolen, keine »Hope«- und »Change«-Poster.

In Umfragen war Barack Obama abgestürzt. Er war mit der höchsten Zustimmung seit John F. Kennedy ins Amt gekommen und innerhalb eines Jahres so tief gefallen, wie kein Präsident vor ihm. Zudem war Amerika trotz seiner Botschaft der Versöhnung so polarisiert wie nie. Nur 23 Prozent der Republikaner bewerteten die Leistungen des US-Präsidenten positiv, im Gegensatz zu 88 Prozent der Demokraten. Doch diese Umfragewerte waren nicht der Grund für die schlechte Stimmung im Weißen Haus. Angesichts der Wirtschaftskrise und der kontroversen Reformen Obamas waren sie keine Überraschung. Der Grund war ein anderer. Einen Tag zuvor hatten die Demokraten die Nachwahl im nordöstlichen Bundesstaat Massachusetts verloren. Die Niederlage beendete ihre strategische Mehrheit im Senat. Damit schien eines der wichtigsten innenpolitischen Projekte des US-Präsidenten vor dem endgültigen Aus zu stehen: die Gesundheitsreform.

Von der Energie des Neuanfangs, von einem historischen Amtsantritt schien nichts übrig geblieben zu sein. Diese Niederlage kam nicht völlig überraschend. Zuvor hatten die Demokraten bereits Schläge bei den Gouverneurswahlen in New Jersey und Virginia einstecken müssen. Besonders frustrierend daran war, dass Barack Obama dort den Wahlkampf der demokratischen Kandidaten aktiv unterstützt hatte. In beiden Bundesstaaten verloren sie. Und bei der Bürgermeisterwahl in New York schien seine Abwesenheit dem demokratischen Herausforderer nicht zu schaden. Obwohl finanziell hoffnungslos unterlegen, erzielte der Demokrat Bill Thompson gegen den Multimilliardär Michael Bloomberg allen Voraussagen zum Trotz ein überraschend respektables Ergebnis. Am schwerwiegendsten allerdings war der Verlust des Senatsitzes in Massachusetts, seit jeher eine Hochburg der Demokraten. Umfragen hatten nur weni-

ge Wochen zuvor noch einen Sieg der Nachfolgerin des verstorbenen Ted Kennedy, Martha Coakley, prognostiziert. Doch die Stimmung drehte sich, und auch eine Last-Minute-Kampagne Barack Obamas vor Ort konnte ihre Niederlage nicht mehr abwenden. Am Morgen vor der Wahl kommentierte Stabschef Rahm Emanuel wütend das sich anbahnende Debakel: »Ich war im Weißen Haus, als wir 1994 das Repräsentantenhaus und den Senat verloren haben. Damals waren wir die Dummen. Und in rund zwölf Stunden werden wir wieder die Dummen sein«, polterte er vor Regierungsmitarbeitern im Roosevelt-Raum des Weißen Hauses. »Wie Ax sagt, du bist nie so smart, wie sie sagen, wenn du gewinnst, und du bist nie so dumm, wie sie behaupten, wenn du verlierst«, erklärte er weiter mit Verweis auf Präsidentenberater David Axelrod. »Wir waren smart, und heute Abend sind wir die Dummen.« Die Niederlage war mehr als nur eine Kräfteverschiebung im Kongress oder ein misslungener Auftakt für das Wahljahr 2010 – sie markierte den Höhepunkt eines verlorenen Jahres.



Die Gründe dafür sind vielfältig. Schon vor seiner Amtseinführung wartete auf Barack Obama eine Herkulesaufgabe. Er übernahm die größte Wirtschaftskrise seit der Großen Depression, die sich unter seiner Administration noch verschärfte. Auf dem Höhepunkt der Krise wurden jeden Monat mehr als 700 000 Arbeitsplätze in der US-Wirtschaft vernichtet. Dazu kamen zwei langjährige Kriege, die ihm sein Amtsvorgänger George W. Bush hinterlassen hatte, und die Herausforderung durch einen fortschreitenden Klimawandel. Obama versprach, das Gefangenenlager auf der US-Militärbasis in Guantánamo, Kuba, zu schließen und rechtsstaatliche Bedingungen wiederherzustellen. Er wollte eine Gesundheitsreform und ein Klimagesetz verabschieden, den Finanzmarkt regulieren und einen Dialog mit Ländern wie dem Iran und Nordkorea aufnehmen, die nach den Worten seines Vorgängers zur »Achse des Bösen« gehörten. Auch ein Abrüstungsvertrag mit Russland war Bestandteil seiner außenpolitischen Agenda, die stärkere Einbindung Chinas und ein neuer Anlauf für einen Friedensprozess im Nahen Osten. Nicht gerade ein bescheidenes Programm. Und doch erschien es angesichts der allgemeinen Frustration am Ende der Bush-Ära und einer populären Welle der Unterstützung machbar. Schon der Sieg Barack Obamas war ein kultureller Meilenstein für das Land, in dem noch bis in die sechziger Jahre hinein in zahlreichen Bundesstaaten eine »Mischehe« zwischen Weißen und Afroamerikanern illegal und öffentliche Einrichtungen wie Gaststätten oder Schulen nach Rassen getrennt waren. Alle Zeichen standen auf Wechsel. Millionen Menschen feierten den historischen Moment auf der Mall in Washington oder vor Fernsehbildschirmen und Radios weltweit. Hinzu kam, dass der neue US-Präsident nach seiner Wahl Ende 2008 über eine stabile demokratische Mehrheit im Kongress verfügte. Zu viel war in den vorangegangenen Jahren liegengeblieben, und hoch waren die Erwartungen, die den 44. Präsidenten in sein Amt begleiteten. Und entsprechend groß war die Enttäuschung.



Bibliografische Angaben
Erschienen bei: Rotbuch
Philipp Schläger
Der entzauberte Präsident
Barack Obama und seine Politik
ISBN 978-3-86789-113-4
192 Seiten, 12,5 x 21,0 cm, brosch.
Preis 9,95 €

Foto: rabi © www.sv.chu

Verrückt

Von Rosa Lametta

»In einer welt leben in der alle tot zu sein scheinen...«

stammelst du und schließt die augen. der vogel stürzt von deiner schulter und fällt zu boden. Ein gelbgrüner fleck. Federn fliegen gen süden.

Kann den blick nicht von dem häufchen gelbgrün abwenden und regne auf ihn herab. du fühlst dich erleichtert und lächelst.

dein t-shirt ruft mir zu: je ne regrette rien! Und ich denke jaja, nee. Ja, nee. Ja, nee. Ich auch nicht. Nehme deine hand und leite dich hinaus. Die sonne streichelt unsere haut als wäre nichts gewesen. Die blumen blühen ihr aggressives- alles ist ok- und reden hinter unserem rücken.

Der vogel ist verstummt. Kein wunder. Alles schweigt. Auch meine hände. Die wissen immer was zu sagen, aber jetzt: keine bewegung. Hängen an mir herab wie tote schlangen. Erwürgt. Sich. Gegenseitig. Aus. Langeweile.

Die zeit geht an uns vorüber und steckt mir einen zettel zu. Ich ignoriere das. Sie nervt mich. Immer will sie aufmerksamkeit. Sie ist eifersüchtig.

Sie dreht sich um. Lächelt. Als ich das lächeln nicht erwidere, rennt sie los. Und wir zwei verlieren sie. Sie lacht laut. Ich überlege zu ihr zu rennen – sie anzuhalten. Aber- sie ist schneller als ich. Und ich habe keine lust mehr auf ihre spielchen. »piep« sag ich, um dich auzumuntern. Du klopfst auf deine schulter, aber ich lehne ab. Hab höhenangst. Und platzangst. Und naheangst. Und zukunftsangst. Und angstangst. Angst. Angst. Angst.

Um uns herum- der alltag. Menschen hetzen über straßen. Tote gesichter. Überall die zeit und doch nirgendwo. Verschwindet nur- um wieder kurz aufzutauchen und anzugeben, wie weit sie schon ist. Der alltag greift nach meiner hand- kalt und riecht nach pfeifentabak. »noch nicht!«, rufe ich und stoße ihn fort. Er grinst und grummelt: » nicht mehr lang« und die zeit steigt in sein höhnisches gelächter ein.

Greife in meine linke hosentasche und finde den rosa vogel. Gebe ihn in dein haar. Er piepst und du lachst. So hatte ich mir das vorgestellt.

Er piepst erneut und – die zeit bleibt stehen. Der blick in deinen augen. Das leben in deinem gesicht. Die fragen auf deinen lippen. STILLE

STILLE

STILLE

wie feuer in meinem kopf. Das bild brennt sich ein. Ein dia für all die schlechten zeiten. Ein beweis für das leben. Eine homage an die hoffnung. Wie machst du das?

Du so: hä? Und die zeit rennt und ich sehe dich und vogel und ein fragezeichen in deinem gesicht, dass sich zärtlich an deine wangen schmiegt und ich denke- he, da will ich sein- und merke wie meine hände sich bewegen und sich renanimieren- gegenseitig- aus überzeugung- und sie sagen: piep.

Als der alltag mich an der schulter packt und an den haaren nach hinten zieht und ich mich so nach dir sehne aber den moment verpasst habe und das piep meiner hände nachhallt, als der alltag mich verschleppt und ich schließlich im »massentransport zum reibungslosen ablauf« in meine tasche greife und den zettel lese: » time is contagious- everybody s gettin old.«

Rosa Robotta

Von Rosa Lametta

Der rauch hinterlässt flecken auf dem metall. Sie atmet ein.und aus. Und ein. die tränen verursachen weitere rote rostrosen auf ihrem unterarm.

»ich bin ein haufen metall, mehr nicht«, sagt sie, und lässt die hände in den schoss fallen. Rosen fressen ihre fingerkuppen an. Hinter ihrem ohr steht: rostfreier stahl. eine lebenslüge. Weitere werden folgen.

Der raum blickt sie feindlich an. Blickt durch sie hindurch. An ihr vorbei. Nimmt sie gar nicht wahr. Die klimaanlage surrt gelangweilt. Alles so belanglos.

Sie wirft ihre zigarette vor sich und schaut zu, wie sie langsam stirbt. Erlischt.

»nur ein haufen ersatzteile«, sagt sie und hebt den stolzen kopf, um der wand ins gesicht zu sehen. Ihre augen sind voller wasser und voller feuer. Sie setzt ihre sonnenbrille auf.

Verspiegelt. Verschwunden. verwandelt.

Und doch kullern die tränen ohne unterlass aus ihrem versteck.

Die astronautin kommt die treppen hinab. Sie hat gelauscht. Das macht sie manchmal. Wenn sie nicht die gedankenprotokolle liest.

Sie flüstert: »komm schrotti« und nimmt zärtlich ihren arm, der aus dem häufchen heraus schaut in die hand und hofft, dass ihr magnetfeld hält. Es hält.

Der metallhaufen stöhnt und ächzt, doch er bewegt sich. Trotz dem rost und den nikotinflecken, den kratzern und den durchgeknallten drähten.

Sie tanzen. Schwerelos. Einen tanz. Taumel. Strudel.

Die astronautin schaut auf die uhr. »halb7!« sagt sie und läuft davon. Sie verliert ihre sauerstoffflasche auf den stufen. Sie atmet. Ein. Und. Aus. Und. Ein. Rosa legt sich daneben. Ein.

Und. Aus. Das kennt sie. Gut.

Die astronautin- auf einem anderen stern. Glänzt. Schillert. Schwebt. Frei und genügsam.

Wenigstens hat rosa sauerstoff. In einer flasche. Sie setzt sich auf und quietscht. Ein arm ist locker und verweigert alle befehle. Bewegt sich einfach so. die hand wackelt hin und her. Winkt. Einem phantom. Die andere umfasst die flasche. Wie einen schatz.

Sie geht vor die tür. Dort glotzen alle den metallhaufen an, der ohne unterlass winkt und sich an eine sauerstoffflasche klammert.

Ein schmetterling landet auf ihrer schulter. Rutscht ab. TraÄNnenpfütze. Ein kratzen. Ein flattern. Weg. Sie macht sich auf den weg zur werkstatt. Die sonne läuft über den himmel und stolpert über den mond. Licht aus. Sie blickt unter quietschen zum himmel und blickt zu einem stern. Die flasche atmet. Ein.

Und. Aus. Und. Ein.

Sie winkt unablässig ins nichts. Der stern winkt zurück. Ihre arme heben sich zum himmel. Von selbst. Sie fühlt sich plötzlich so leicht. Erfüllt. Umarmt. Sie lacht, als ihre füsse vom boden abheben. Höher und höher.

Angezogen. Ohne rücksicht. Ohne regeln. Ohne ende.

Sie fliegt. Angst und erregung und freude und trauer und hoffnung feuern durch den metallhaufen. Es funkt und zischt und er droht zu brechen. Die schweißnaht an einem arm gibt auf und trennt sich. Er segelt voran in die höhe und verschwindet in der umlaufbahn. Sie wird immer schneller. Es rüttelt und glimmt und schüttelt und glüht und scheppert und brennt. Der metallhaufen verliert den zusammenhang und zerfällt in teile, als die astronautin singt:

» if travel is searching and home what s been found« und teile des haufens fliegen auf sie zu: »i am not stoppin« und bleiben schließlich an ihr kleben: »i am going hunting« und sie lächelt »i am a hunter« als die rosigen metalllippen auf ihrer hand landen. port zum reibungslosen ablauf« in meine tasche greife und den zettel lese: » time is contagious- everybody s gettin old.«

lichtperiode

Von Rosa Lametta

»einsamkeit ist mein neues hobby«, singt er und ich freue mich, weil man das so schön zu zweit machen kann und bekomme kopfweh als ich durch die damenhygieneabteilung im supermarkt laufe. Damenhygiene heißt parfümierte slipeinlagen und tampons in dekoboxen bis zur unkenntlichkeit designt. Als echte dame geh ich mit meinen tampons stolz zur tür hinaus und bin froh, dass ich, obwohl ich so dreckig bin, dank der damenhygieneindustrie eine chance habe gesellschaftsfähig zu sein.

Laufe an werbetafeln vorüber und merke, wie sie mir nach starren. Eine frau spricht mich an und sagt, sie wolle bleiben, wie sie sei und verweist auf schreckensvisionen einer anderen, die sie sein könnte aber nicht werden möchte und ich sage, ich bin frei so zu sein, wie du mich willst wobei wir nur sehen, was wir sehen und ich nicht bin was du siehst und nicht sehe wer du bist und überhaupt – das subjekt verschwindet mit foucaults gesicht am meeresufer im sand.

Oh, wie gerne wäre ich am meer... vor mir gehen zwei menschen. als ich sie handhalten sehe muss ich husten. Wie wäre es denn mit

bäuchen oder armen halten und wie wäre es mit zärtlichkeiten auch für so genannte Freund_innen? Alle sollten hand halten. Immer. Und-mit mir. Naja- nicht ganz alle. Hab ja auch nur zwei hände. Aber daran werde ich arbeiten.

Ich halte meine hände in die luft und sehe sie verliebt an und will mehr davon und versuche mich gut zu fühlen. Fühle aber nur kalt und überhaupt hat er versprochen, dass dies der schönste tag in meinem leben sein solle und so sehr ich mich bereithalte, so wirkt dieser tag bloß wie eine kurze hellphase zwischen zwei langen dunkelphasen und ich frage mich wozu eigentlich licht, es fehlt doch nur, wenn es verschwindet und überhaupt- wer will das denn sehen?hmm?

Blicke erneut auf meine hände und freue mich jetzt schon auf den bezaubernden anblick meiner füsse spät am abend im kerzenschein.

Da stolpere ich über die »news« vom kiosk, welche sich mir in den weg stellen und lese: »forscher haben herausgefunden: das lustzentrum der frau, der g-punkt, existiert nicht.«

Keine lust. Keine lust auf androzentrische biologische pseudofakten. Keine lust auf recherchier-

te ausreden für patriarchale sexualpraktiken. Keine lust auf frigiditätsmythen. Keine lust auf orgasmusfetisch. Keine lust auf heteronormative sexuelle interaktion. Keine lust auf den schwachsinn. Keine lust auf sozialisierte unlust. Keine lust auf mutter oder hure. Keine lust mehr. Keine lust auf normierte sexualität. Keine lust auf leistungsdruck. Keine lust auf leidenschaftsbonuspunkte. Keine lust auf den verbindlichen weibliche sexualitätsdiskurs. Keine lust mehr. War alles gelogen. Frauen können keine lust haben. Jetzt ist es raus. War alles nur gespielt. Und alle haben so ambitioniert gesucht. Alles gelogen. Zum glück liest mein G-punkt keine BILDzeitung. Da würden sich der C-punkt und der A-Punkt und der U-Punkt mit ihm streiten und ich möchte gerne harmonie und ein weitesgehend enthierarchisiertes miteinander in meinem lustimperium. Hoffentlich geht die sonne bald unter.

Anzeige

kleine laster für studenten!

www.kfz-referat.de



Sozialzentrum der Universität
Bockenheimer Landstraße 133
Tel. : 069 / 798 230 48
transporter@kfz-referat.de

Gedichte

Udo Philip Bollinger

Gespräch mit dem Raben 7

im Bereich eines Dickicht
saß unmotiviert der rabe -
er fraß sich halb tot

verlorenes, schmerzstein
weiß umschlossen

in witterung, manteltasche
gesteckt

schmerzstein

schweeetreiben kalte
gefolterte gleise kreischen

kühlung komm
leiste verstand

mich milchig getrieblt
inne in kuhaugen gestützt
ampullenweise tetra-packs injiziert
venen, jetzt schmieren, dir dortpfote, amor, ob
wo mein dhr - sanor gewachsener süßmund

Sudoku

		9		2			7
	4	8		6	9		
7				1		4	
		6		3		5	
	3	4		5	8		
		7	2				3
4							8
2				6	7	1	
9		1		2		4	

mittel

Fülle das Raster so aus, dass in jeder Zeile und in jeder Spalte und in alle 3x3 Boxen die Zahlen 1 bis 9 beinhaltet sind.

schwer

	7			4	3			9
5		3		8	9			
2				5	1		6	
					7	3		
4								
7	9			6	8			2
		1	8				7	
			1	7	5			
8	6				4		2	

Nachtgedanken

Udo Heudrik

Ein Blick aus dem Fenster - es ist Nacht; die
Lichter der vier Laternen, die von meinem Feus-
ter aus zu sehen sind - erleuchten die dunkle
Nacht; die nur aus Stille und Schwarz besteht.

Stille, nichts zu hören, die Stadt, das Dorf
besser, schläft; die Lichter sind aus - Nur
diese vier Laternen, als wenn sie das Dunkel
ermahnen die Straßen nicht völlig zu bedecken.

- Sie halten die Zivilisation am Leben.

Aufschrecken, Geräusch, ein Surren, ein Auto
fährt vorbei. Dann wieder Stille. Im Zimmer läuft
der Fernseher, ganz beiläufig, die Heizung läuft
und zischt leise.

Blick aus dem Fenster - nichts bewegt sich.
Kein Wind bläst, keine Vögel fliegen -
Verstand »Es ist doch Winter!« -
Blick zum Fernseher, der Ton ist ausgeschaltet;
ich schreibe das hier auf, dann wieder Blick aus
dem Fenster.

Es ist wie ein Bild, gemalt auf eine Leinwand,
die sich Welt nennt; Gemalt aus einem Guss,
fügt sich alles gut zusammen.

Stille 129 Uhr
Ein Geräusch. Ganz leise. Udo weiter weg,
Schall der Jugend, Klage der Sehnsucht,
Zivilisation?

Blick in den Fernseher, Blitze, Autos, Bewe-
gung, Menschen, Dunkelheit, Gewalt, Schilder,
Menschen feiern.
Zeit in meinem Kopf: »Das Leben ist kein Film.«

- Frage: Was ist das Leben?

Blick aus dem Fenster. Noch eine Laterne, die
sich hinter dem Dach eines Hauses versteckt
hat und die dort vorbeigehende leise vor sich hin
Licht bietet.

Was wäre eigentlich, wenn die Laternen nicht
da wären?
- Dunkelheit? Freiheit? Angst? Eigenständigkeit?

Ein Geräusch. Ein Flugzeug. Klingt so nah,
eine kalte Maschine viel mehr als mit Menschen
gespicht.

Dann wieder Stille.

brautkleid bleib brautkleid
& blaukraut bleib blaukraut
bleib brautkleid das krautkleid
& blaukraut das blaukraut
bleib krautkleid das graukleid
& krautbleib das grautbleid
bleib brautkraut das blaukraut
& bleibkraut das graukraut
braut krautkleid das blaukraut
& krautkleid das blau kraut
kraut krautkraut das kleid kraut
& blau kraut das kleid auch
wenn brautkleid bleib brautkleid
& blaukraut bleib blaukraut

die satzverstärkung bricht
spricht splitter ~~ist~~ hier
gerammte stille
außer kühler stellen
nur drei komma angst
...
der büchertisch ist am ende
ein wortkarges brett

was bleib
ist gestaltung / durchzappen
bildbiographie
→ einer pluktastrophe
peggen DFR ← (sounds like these pictures)
aus diesen sakkem
durchblattern !!
zahn rauschen
ums dhrw

AStA

AStA – Allgemeiner Studierenden- **ausschuss der JWG-Universität**

Studierendenhaus
Mertonstr. 26-28 • 60325 Frankfurt
Telefon: 069 798-23181 • Fax: 069 7020-39
E-Mail: info@asta.uni-frankfurt.de
Web: www.asta-frankfurt.de

Vorstand

E-Mail: vorstand@asta.uni-frankfurt.de

Sekretariat

Regine Nicoleit (Studierendenhaus: Raum B1)
Telefon: 069 798-23181 • Fax: 069 7020-39
Montag bis Freitag: 9:30 Uhr – 13:00 Uhr
Montag bis Donnerstag: 13:30 Uhr – 15:00 Uhr

Studien-Service-Center

Bockenheimer Landstraße 133 • 60325 Frankfurt
Telefon: 069 798-7980
E-Mail: ssc@uni-frankfurt.de
Montag bis Freitag: 9:00 Uhr – 12:00 Uhr
Montag bis Donnerstag: 13:00 Uhr – 16:00 Uhr
Besucher_innenadresse:

Studentenwerk

Bockenheimer Landstr. 133 • 60325 Frankfurt
Telefon: 069 798-2301
Montag, Dienstag, Donnerstag:
8:30 Uhr – 11:30 Uhr
Mittwoch: 14:00 – 18:00 Uhr

AK-Recht Uni Frankfurt

c/o AStA Frankfurt
Mertonstr. 26-28 • 60325 Frankfurt
Telefon: 069 798-28095
E-Mail: akrechtunifrankfurt@yahoo.de
Web: www.ea-frankfurt.org
Dienstag: 20.30 Uhr – 22.30 Uhr
Außerdem begleitend zu den Protestaktionen

Adressen

AU

In der Au 14-16
60489 Frankfurt
Web: www.au-frankfurt.org

Café ExZess

Leipziger Straße 91
60487 Frankfurt
Web: www.cafe-exzess.tk

»Faites votre jeu!« im **ehemaligen Gefängnis »Klapperfeld«**

Klapperfeldstraße 5
60313 Frankfurt
Web: www.faitesvotrejeu.tk
Zur Geschichte des ehemaligen
Gefängnisses: www.klapperfeld.de

IVI – Institut für **vergleichende Irrelevanz**

Kettenhofweg 130
(Ecke Senckenberganlage)
60325 Frankfurt
Web: www.copyriot.com/raumspiel

Studentische Cafés

I.G.-Campus

Anna Blume Café IG 0.155
Philosoph_innen IG 3.451
Fachschaftscafé Jura & WiWi
RuW 1. Stock. Raum Nr. 1.127

Campus Bockenheim

Café KOZ
Mertonstraße 26-28 (Studierendenhaus)
TuCa
Senckenberganlage 15 / Robert-Meyer-Str.5
(AfE-Turm: Raum 501)
Pupille Kino (Campus Bockenheim)
Mertonstraße 26-28 (C121 Studierendenhaus)

FH-Campus

Café Profitratte
Gleimstraße 2
Café Kurzschluss
Kleiststr. 5 (rotes Haus)
Neues Café
Friedberger Landstraße (Gebäude 1)

Für mehr Adressen, Termine **zum Feiern, Zuhören, Bildern:**

www.copyriot.com/untergrund
www.asta-fh-frankfurt.de
www.fachschaft04.de
www.pupille.org

Beratungsangebote an der Goethe-Uni und weitere nützliche Anlaufstellen in Frankfurt

AStA Sozialberatung

allgemeine Sozialberatung zu den Themen
Finanzen, Wohnen, BAFÖG, Arbeiten, Studieren
mit Kindern etc.
Montag: 12:00 Uhr – 14:00 Uhr (Christiane)
Dienstag: 16:00 Uhr – 18:00 Uhr (Herrmann)
(B7, Studierendenhaus, Campus Bockenheim)
soziales@asta.uni-frankfurt.de

AStA Rechts- und BAFÖG-Hilfe

B7, Studierendenhaus, Campus Bockenheim
Montag: 15:30 Uhr – 16:15 Uhr
Dienstag: 14:15 Uhr – 15:00 Uhr
Mittwoch: 9:15 Uhr – 10:00 Uhr
Donnerstag: 16:30 Uhr – 17:15 Uhr

Allgemeine Beratung zur Vereinbarkeit **von Familie und Beruf / Studium,** **bes. Problemfälle**

Koordinierungsstelle familiengerechte Hochschule,
Bockenheimer Landstr. 133 • NM 610 • Mittwoch:
13:00 Uhr – 14:00 Uhr oder nach Vereinbarung

Allg. Sozialberatung Studieren mit Kind

(Finanzielle Hilfen / Wohnen)
Studentenwerk Frankfurt, Service Center
Montag, Dienstag, Freitag: 9:00 Uhr – 17:00 Uhr
Mittwoch, Donnerstag: 9:00 Uhr – 14:00 Uhr

Finanzierungsberatung, Jobvermittlung, **Semestertickethärtetfond**

Studentenwerk Frankfurt, Service Center
Variabel: Montag bis Freitag: 9:00 Uhr – 17:00 Uhr

Studienberatungen der Fachbereiche

Web: www.uni-frankfurt.de/studium/beratung/studienberatung

Hilfe für ausländische Studierende

Mail: alrf@stud.uni-frankfurt.de
Web: www.auslaenderinnenreferat.info

Rechtshilfekomitee für Ausländer_innen

Lessingstraße 2 • 60325 Frankfurt
Dienstag: 18:00 – 20:00 Uhr (Beratung)

Frauen:

Autonomes FrauenLesbenReferat

Mail: info@aflr.de
Web: www.aflr.de

Caritas Frauenberatung

Affentorplatz 1 • 60594 Frankfurt
Telefon: 069 2543122
(Schwangerschaftsberatung, Beratung
in Konfliktsituationen, Lebensberatung)

Wildwasser

Eschersheimer Landstraße 48 • 60322 Frankfurt
Beratung & Unterstützung bei sexuellem Missbrauch

Männer:

Autonomes Schwulenreferat

Web: www.asta.uni-frankfurt.de/schwulenreferat

Menschen mit körperlicher Beeinträchtigung **Sozialverband VdK Hessen: Verein** **für Selbstbestimmung und Betreuung,**

Ostparkstraße 37 • 60385 Frankfurt
Telefon: 069 4365113

Club Behinderter und ihrer Freunde **(CeBeeF)**

Elbinger Straße 2 • 60487 Frankfurt
Telefon: 069 7071399